Simone

Lion Feuchtwanger

Ich bin gekommen zur Tröstung der kleinen Leute.

(Je suis venue pour la consolation des petits gens.)

Jeanne d’Arc

Erster Teil

Bereitschaft

## 

## 1

## Die Flüchtlinge

Noch ein paar Schritte, dann biegt der schmale Fußweg um und gibt den Blick frei auf die Fahrstraße. Simone geht diese paar Schritte mit einem Herzklopfen. Gestern hat sie den Zug der Flüchtlinge erst auf der großen Hauptstraße zu sehen bekommen. Heute wird er vielleicht schon den schmalen Nebenweg erreicht haben.

Drei Wochen lang ist jetzt von den Flüchtlingen die Rede. Im Anfang sind es nur Holländer und Belgier gewesen, dann floh vor dem eindringenden Feind auch die Bevölkerung Nordfrankreichs herunter nach dem Süden, immer mehr kamen, und seit einer Woche ist ganz Burgund überschwemmt. Als Simone gestern hinauf in die Stadt ging, um wie jeden Tag ihre Einkäufe fürs Haus zu machen, war kaum mehr durchzukommen, und heute hat sie ihr Fahrrad gar nicht erst mitgenommen.

Das Mädchen Simone Planchard hat eine schnelle Phantasie; als sie zuerst von den Flüchtlingen hörte, hat sie sich darunter eilige, erschreckte Leute vorgestellt, immer eilig, immer erschreckt. Was sie in den letzten Tagen gesehen hat, war einfacher und furchtbarer, und es läßt sie nicht los, es arbeitet weiter in ihr, es läßt sie des Nachts nicht schlafen. Sooft sie in die Stadt geht, fürchtet sie sich vor dem kläglichen Schauspiel, aber täglich auch, mit einer leidvollen, aufwühlenden Gier, sehnt sie sich danach.

Jetzt hat sie die Biegung erreicht und kann ein gutes Stück der Straße überblicken. Es ist eine schmale, verwahrloste Straße, sie liegt fast immer weiß und tot, sie führt nirgends hin, nur in das Bergnest Noiret mit seinen sechs Häusern.

Aber heute ist es, wie sie befürchtet hat: da sind Menschen. Der große Strom hat Tropfen sogar hierher verspritzt.

Simone steht und schaut. Ziemlich groß, stakig, steht sie da, die Fünfzehnjährige. Sie trägt das unauffällige, hellgrüne, gestreifte Kleid, das sie anzuhaben pflegt, wenn sie ihre Besorgungen macht, den großen, geflochtenen, verschlossenen Einholekorb hält sie an den Leib gepreßt, Arme und Beine kommen nackt, lang und mager aus dem Kleid heraus, sie ist in der letzten Zeit stark gewachsen. Das knochige, gebräunte, von dunkelblondem Haar gerahmte Gesicht ist gespannt, die dunklen, tiefliegenden Augen unter der nicht hohen, doch breiten und wohlgebildeten Stirn saugen gierig ein, was sich da im Staub vor ihr bewegt.

Es ist der Anblick, den sie kennt: hoffnungslos sich schleppende Menschen und Wagen, auf den Fahrzeugen sinnlos gestapelter Hausrat, Matratzen auf den Verdecken der Autos, hingebreitet zum Schutz vor den Maschinengewehren der tief tauchenden Flieger, Menschen und Tiere todmüde weiterkriechend, nicht wissend, wohin.

Da also steht Simone Planchard an der Wegbiegung, die schmalen, geschwungenen Lippen verpreßt, und schaut. Man kann nicht eigentlich sagen, daß sie schön sei, doch ihr intelligentes, besinnliches, etwas trotziges Gesicht mit dem kräftigen Kinn und der langen, leicht höckerigen, burgundischen Nase ist gut anzuschauen. Eine volle Minute steht sie so, die Flüchtlinge betrachtend, eine zweite, lange Minute, im Staub und in der schweren Hitze des frühen Nachmittags.

Dann aber riß sie sich los. Sie hatte zu tun, Madame hatte ihr vielerlei aufgetragen. Zwar hatte man sich in der Villa Monrepos, dem Hause der Familie Planchard, reichlich eingedeckt, doch in zwei, drei Tagen wird es soweit sein, daß man nirgends mehr etwas wird auftreiben können. So war denn die Liste, die Simone von Madame mitbekommen hatte, umfangreich, und es wird heute inmitten der allgemeinen Aufregung und Unordnung nicht leicht sein, die vielen Besorgungen zu erledigen. Sie ließ sich nicht aufhalten von dem Anblick der Flüchtlinge, sondern ging schnell und zielbewußt der Stadt zu.

Bald war sie am tiefsten Punkt ihres schmalen Seitenwegs angelangt, dort, wo er einbog in die Straße 6, die im Halbkreis um den Stadthügel von Saint-Martin herumführte. Was sie hier erblickte, war jämmerlicher als alle Erlebnisse der letzten Tage. Quer über die Straße standen Autos, vielleicht hatten sie in den Seitenweg abbiegen wollen, andere Wagen klemmten sie ein, der ganze, endlose Zug von Pferdefuhrwerken, Autos, Radfahrern, Maultieren, Fußgängern stand still, alles war rettungslos ineinander verknäuelt, man fluchte nicht einmal, man gab sich auch nicht sonderliche Mühe, den Knäuel zu entwirren. Resigniert in der schwülen Hitze hockten die Menschen, wo sie steckengeblieben waren, zusammengesunken, verkrümmt, Alte und Junge, Männer und Frauen, Soldaten und Zivilisten, Verwundete und Gesunde, in schwitzender, hoffnungsloser Untätigkeit.

Mit den ernsten, großen Augen, die ihr Gesicht über die Jahre hinaus erwachsen machten, schaute Simone auf den bestaubten, festgefahrenen Zug, der da vor ihr stand wie ein Bild, sonderbar lärmlos. Aber sie war im Lauf ihrer fünfzehn Jahre sehr vernünftig geworden, sie dachte an ihre Geschäfte, umgab sich mit Starrheit und richtete ihr Augenmerk darauf, durch den Zug der Flüchtlinge hindurch die Straße zu überqueren. Ihren großen Korb fest an sich pressend, kletterte sie über eingedrückte Kotflügel, über den rückwärtigen Teil eines Stellwagens, sich höflich entschuldigend bei den Insassen, die kaum auf sie achteten und in der schweren Hitze weiterdösten.

Endlich war sie jenseits der Straße. Sie schlug den alten, zerbröckelten Treppenpfad ein, der für Uneingeweihte kaum auffindbar war. Er führte, manchmal recht steil, in launischen Bogen den Berg hinauf, mit immer neuen, überraschenden Ausblicken auf die verfallenen Schanzwerke und Festungstore, welche die uralte Stadt umgaben; bei jeder Wendung eröffnete er eine neue Sicht hinunter in das Tal des gekrümmten Flusses Cerein. Die Landschaft, die sich da erschloß, war bunt und anziehend; weit und heiter, mit Reben, Oliven und Kastanien streckte sich das Tal, auf jedem Hügel zeigte sich eine uralte Siedlung, und von Osten her ragte finster das Waldgebirge herein. Zahllose Fremde kamen, sich des Anblicks zu erfreuen, und Simone, wenn sie zu andern Zeiten den Pfad erstieg, hatte diese Landschaft, so gut sie sie kannte, jedesmal von neuem mit wissenden, fühlenden Augen aufgenommen. Heute hatte sie kein Gefühl dafür. Heute mühte sie sich, das wegzudrängen, was sie auf der Straße gesehen hatte, und beinahe freute sie sich, daß der schwierige Pfad sie sehr in Anspruch nahm. An einigen Stellen mußte man geradezu klettern, das war nicht einfach mit dem großen Korb. Das nächste Mal, wenn sie in die Stadt muß, wird sie ihre Hosen anziehen. Manche Leute freilich finden es nicht angemessen, wenn Mädchen jetzt im Kriege Hosen tragen; Madame selber sieht es ungern.

Jetzt war Simone oben, durch die Porte Saint-Lazare betrat sie die Stadt. Sie überquerte den Platz vor der Kirche. Sonst lag der kleine Platz verlassen und friedlich; stille, alte Leute saßen auf den Bänken unter den Ulmen, dann und wann standen Touristen da und beschauten sich die berühmte Statue über dem Kirchenportal.

Heute war der Platz voll, viele von den Flüchtlingen waren heraufgekommen. Aber sie hatten kein Aug für den Heiligen, sie waren auf der Suche nach Benzin oder Lebensmitteln oder sonst Notwendigem. Sie tauschten die Erfahrungen aus, die sie hier in der Stadt und unterwegs gemacht hatten. Es waren bittere Erfahrungen. Fast allen fehlte es an allem, und hier in Saint-Martin war auch nichts aufzutreiben. Fast alle waren sie unterwegs in Todesnot gewesen. Sie standen und saßen da, und um sie herum standen Leute aus der Stadt, Simone unter ihnen, und hörten ihren Erzählungen zu.

Die Deutschen hatten die festgeklemmten Züge von ihren Flugzeugen aus beschossen, heruntertauchend, und man war ihnen schutzlos ausgesetzt gewesen; an den verstopften Kreuzwegen, auf den Brücken, vor gesperrten Bahnübergängen gab es keinerlei Deckung. »Wir bereuen es, daß wir geflüchtet sind«, berichteten die meisten, grimmig. »Zu Hause sitzen und nichts tun können und auf die Bomben und auf die Deutschen warten ist grauenvoll: aber das Unterwegs ist zehnmal schlimmer. Alles auf dieser Flucht ist furchtbar.«

Simone hörte zu, sie hörte das nicht zum ersten Mal. Sie ging weiter. Sie kam an dem Justizgebäude vorbei, einem alten, schönen Palais. Durch das Tor sah sie in die Halle. Dort hatte man Stroh hingebreitet, und da lagen jetzt Flüchtlinge, dicht gedrängt, erbärmlich. Simone wandte den Blick von ihnen; ein bißchen schuldbewußt, sich an den Häusern entlangdrückend, ging sie ihres Weges, der Rue de Sauvigny zu.

Die Rue de Sauvigny, eine schmale, gewundene Straße mit schönen, alten Häusern, war die Hauptgeschäftsstraße der Altstadt. Flüchtlinge irrten von einem Laden zum andern, doch sie fanden überall nur Inschriften: »Kein Brot«, »Kein Fleisch«, »Kein Benzin«, »Kein Tabak«. Die meisten Geschäfte waren geschlossen, und wenn die Rolläden nicht niedergelassen waren, dann stand wohl im Fenster einsam irgendeine Reklamefigur oder ein Gegenstand, mit dem niemand etwas anfangen konnte, eine kunstvolle Keramik, die ein Salzfaß vorstellen sollte, oder eine große Stallaterne, für die es keine Kerze gab. In der Auslage des Friseurladens von Monsieur Armand stand hämisch und allein eine riesige, leere Parfümflasche.

Aber wenn die Geschäfte geschlossen waren, so kannte Simone die rückwärtigen Eingänge, und sie kannte die Signale, auf welche die Ladeninhaber reagierten. Wenn für niemand sonst, für die alte Madame Planchard und für ihre Botin Simone war man zu sprechen, für die Familie Planchard fand sich immer noch etwas.

So holte denn Simone zusammen, was dazu dienen konnte, die reichen Vorräte der Villa Monrepos zu vermehren und ihre Bereitschaft für die Wochen der Dürre. Da war das Geschäft »L’Agréable et L’Utile«. Der Laden war ganz leer, selbst Monsieur Carpentier, genannt Monsieur L’Utile, hatte sich davongemacht, und vorhanden war nur mehr Monsieur Laflèche, genannt Monsieur L’Agréable. Aber für Simone hatte er noch einen Schlauch und einen Gartensprenger. Und im geschlossenen Laden Monsieur Armands gab es noch Rasierseife für Monsieur Planchard. Auch in die Galeries Bourguignonnes drang Simone ein, das Warenhaus der Stadt, das gut verbarrikadiert war. In dem weitläufigen Geschäft waren nur drei Angestellte, aber Mademoiselle Joséphine, die Vorsteherin der Putzabteilung, hatte gewisse Bänder und Stoffe, die für Madame Planchard hinterlegt waren. Während sie Simone die Waren aushändigte, teilte sie ihr geheimnisvoll und erregt mit, daß jetzt auch Monsieur Amiot, der Besitzer der Galeries Bourguignonnes, die Stadt verlassen habe. Sie zählte noch andere auf, die geflüchtet waren. Da waren Monsieur Raimu, der Lebensmittelhändler, Monsieur Laroche vom Crédit Lyonnais, eine ganze Reihe von Geschäftsleuten, Anwälten, Ärzten.

Simone hatte erst den kleineren Teil ihrer Geschäfte erledigt, sie verließ die altertümliche Innenstadt, passierte die Porte de l’Horloge und machte sich daran, die Geschäfte des neuen Stadtteils aufzusuchen, die zumeist in der Avenue de la Gare gelegen waren.

Ihr Weg führte über die Place du Général Gramont. Das war der größte Platz der Stadt; hier fand alljährlich die Messe statt, und am 14. Juli war der Platz illuminiert mit Transparenten und Lampions, und es wurde getanzt. Heute hatte sich hier ein Wagenpark angesammelt, umfangreicher als bei der großen Messe, Flüchtlinge offenbar, die es aufgegeben hatten weiterzukommen und die beabsichtigten, die nächsten Tage und Nächte hier in ihren Fahrzeugen zu verbringen. Das Denkmal des Generals Gramont war inmitten der Wagen kaum sichtbar. Jemand hatte Stricke gespannt vom Haupt und dem ausgestreckten Arm des Generals zu einigen der Wagen, und man hatte Wäsche daran aufgehängt.

Es war ein wüster, verwirrender Anblick. Da waren zwei Ambulanzen, wer weiß, wie sie sich hierher verirrt hatten. Die Tür der einen stand auf, Simone schaute hinein und schaute gleich wieder weg; der Kopf, der sich da inmitten von Tüchern und Verbänden zeigte, war kein Menschenkopf mehr. Die Sanitätssoldaten saßen auf dem Trittbrett, dösend. Ein hochbeladener Leiterwagen war da, die Pferde waren nicht ausgespannt. Vorne, auf dem Kutschersitz, hockte eine schwangere Frau; ganz oben, gefährlich, kauerte ein kleines Kind, flennend, unsäglich schmutzig, eine Katze im Arm. Soldaten saßen oder lagen zwischen den Fahrzeugen, viele hatten Teile ihrer Uniformen ersetzt durch zivile Kleidung, Überröcke, Hüte, Halstücher, viele hatten die Schuhe ausgezogen, so daß ihre blutigen, vom langen Marschieren kranken Füße sichtbar waren. Schubkarren waren da, Kinderwagen, bepackt mit seltsamer Habe. Ein Kinderwagen fiel Simone auf, ein Mädchen kratzte daran herum, abwesend und gleichwohl beflissen, sie versuchte, ihn inmitten der drangvollen Enge zu säubern von dem Dreck, mit dem er überkrustet war, und wo die Krusten abfielen, zeigte sich schreiendblauer Lack. Sehr viele der Flüchtlinge sahen krank und elend aus, alles war zerlumpt, überall fehlte es sichtlich am Notwendigsten; doch die Kleider, die jetzt verlumpt und in Fetzen hingen, waren häufig von Anfang an nicht die geeignetsten gewesen, es waren offenbar die Sonntagskleider. Und was mitgeschleppt wurde, war häufig nicht das Praktische, sondern Zufälliges, das im Augenblick lieb oder wertvoll erschienen sein mochte, ein stattlicher Brokatstuhl oder ein übergroßes Grammophon.

In ihrem hellgrünen, gestreiften Kleid stand Simone, den großen Korb überm Arm, und starrte auf den gespenstischen Knäuel der Wagen und Menschen. Das unheimliche Schauspiel zog sie an. Sauber und nett angezogen, wohlbehaust, mit Nahrung reichlich versehen, fühlte sie sich weit getrennt von denen da vor ihr, aber gerade deshalb bedrückte sie noch mehr jenes Schuldgefühl, das sie vorhin schon gespürt hatte.

Zögernd setzte sie ihren Weg fort. Ging die Avenue de la Gare hinunter. Doch hier in der Neustadt waren alle Geschäfte geschlossen, und in viele Läden fand selbst Simone keinen Eingang, die Besitzer hatten sich offenbar davongemacht.

Immerhin nahm auch hier der Inhalt ihres Korbes zu. Einiges freilich, Lebensmittel vor allem, fehlte noch. Sie entschloß sich, zurück in die Altstadt zu gehen, zum Hôtel de la Poste, ihrer letzten Zuflucht. Dort hat man Vorräte, und dort wird sie sicher was bekommen, die Familie Planchard hat Geschäfte mit dem Hotel, man ist dort den Planchards verpflichtet.

Der Koch aus Papiermaché, der einladend vor der Tür des berühmten Restaurants de la Poste zu stehen pflegte, lag kläglich auf dem Boden, er war umgefahren oder umgerannt, und Monsieur Berthier, der Besitzer des Hotels, verhandelte mit einer Gruppe von Flüchtlingen, die offenbar Essen wollten oder Nachtlager. Das Hôtel de la Poste hatte großen Namen. Hier hatte, auf seinem Weg zurück von Elba, Napoleon Station gemacht, das Zimmer, in dem er schlief, war erhalten in dem Zustand, in welchem es von dem Kaiser bewohnt wurde, Monsieur Berthier war ein direkter Nachfahr jenes Berthier, dem damals das Hotel gehörte, und er pflegte das Zimmer manchmal an Fremde zu vermieten, denen er besonders wohlwollte und die viel Geld hatten. Monsieur Berthier war ein Mann von guter Haltung, Präsident der Vereinigung der Hoteliers von Burgund und gewohnt, mit Leuten umzugehen. Diesmal aber hatte er es schwer, er schwitzte, er war aufgeregt, verzweifelt. Doch verzweifelter waren diejenigen, die es nicht glauben wollten, daß nichts da sei, die immer von neuem fragten, ob es denn gar keine Möglichkeit gebe.

Simone drückte sich an den Aufgeregten vorbei und ging um den Block herum zum andern Eingang. Der lag hinter dem kleinen, ummauerten Garten des Hotels in der Rue Malherbe. Es war eine unscheinbare Pforte, sie war natürlich verschlossen. Aber Simone wußte, was sie zu tun hatte; sie nahm einen Stein und klopfte mehrere Male, kurz, scharf, mit kleinen Pausen.

Auf der Gartenmauer aber hockten zwei, einer ein Junge von vielleicht vierzehn, der andere ein Mann in mittleren Jahren, und beide schauten ihr zu, der Mann abwesenden Blickes, doch der Junge aufmerksam. Simone wußte, jetzt wird sich gleich in dem Häuschen des Concierge ein Fenster auftun, und jemand wird verstohlen herunterschauen und mit dem Kopfe nicken, und der Junge, mit seinen starken, hellen Augen, wird es sehen. So geschah es auch. Der Junge sah das Fenster, er sah von dem Fenster zu Simone, er sah den Korb, und er sah, wie sich die Tür auftat. Simone wollte von dem Jungen wegschauen; aber in der Pforte, sie konnte nicht anders, wandte sie den Kopf und sah, daß der helle, starke Blick des Jungen noch immer auf sie gerichtet war, und sie schluckte.

In der Küche des Hotels zeigte sich, daß Simone hier von den Dingen auf der Liste wirklich noch einiges haben konnte. Man gab ihr einen Topf mit der Spezialpastete des Hauses, ein Stück herrlichen, geräucherten Schinkens und manches andere. Der Korb war voll, Simone mußte ein Stück Roblechonkäse, das sie noch erhielt, in Papier gewickelt, in der Hand tragen. So, mit dem schweren Korb am Arm und dem kleinen Paket in der Hand, trat sie aus der Gartentür. Die beiden Flüchtlinge hockten noch immer auf der Mauer; sie beobachteten sie aufmerksam. Da, mit einer schnellen, scheuen Bewegung drückte Simone dem Jungen den Roblechonkäse in die Hand. Der Junge schaute sie böse an, er sagte nicht danke, sie ging eilig weiter, als hätte sie unrecht getan.

Ihr war, als ob die beiden ihr böse nachschauten, bis sie um die Ecke war. Eine leise Furcht überkam sie. Wenn die Flüchtlinge wüßten, was in ihrem Korb war, sie würden über sie herfallen und ihr den Korb entreißen. Sie fürchtete sich, als sie sich das vorstellte, aber sie sagte sich, sie würde es den Hungrigen nicht einmal verdenken, und beinahe wünschte sie, es möchte ihr einer den Korb entreißen.

Simone war aufgewachsen in der Villa Monrepos in wohlhäbigen Verhältnissen. Seit zehn Jahren, seit dem Tod ihres Vaters, lebte sie dort, sie war die arme Verwandte, sie war geduldet. Sie hatte viel Arbeit, sie ersetzte das Dienstmädchen, andernteils aß sie mit bei Tisch, und Onkel Prosper, ihr Vormund, legte Gewicht darauf, sie so zu behandeln, daß sie sich zur Familie gehörig fühlte. Sie nahm beides, Pflichten und Rechte, als etwas Gegebenes hin, die Ansichten und Zustände der Villa Monrepos waren für sie unumstößlich wie der Wechsel von Tag und Nacht. Sie befolgte ohne äußern und innern Widerstand die Weisungen, welche Madame, Onkel Prospers Mutter, ihr erteilte. Es war selbstverständlich, daß eine gute Hausfrau in Zeiten wie diesen voraussorgte und das Haus mit Vorräten füllte. Trotzdem, ohne daß sie das Gedanke werden ließ, spürte Simone, daß jenes Schuldgefühl, welches sie die ganzen Tage her bedrückte, verknüpft war mit dem schweren Korb, den sie trug.

Sie hätte sich gerne gründlich ausgesprochen über das, was sie in den letzten Tagen erlebt hatte. Vor ganz kurzer Zeit noch, vorige Woche noch, hatte man in größter Sicherheit gelebt, im Schutz der Maginot-Linie, im Schutz der starken Armee; überall, trotz des Krieges, war Ruhe gewesen, Ordnung, das gewohnte, behagliche Dasein aus der Fülle. Und jetzt auf einmal, über Nacht, trotz Maginot-Linie, trotz starker Armee, stand der Feind mitten im Land, und ganz Frankreich war ein Haufen kläglicher, vor Elend halb verrückter Flüchtlinge. Man wurde krank vor Mitleid und Unruhe. Es bedrückte einen, daß man dieses ganze Kriegsjahr über so dumm und gemächlich vor sich hin gelebt hatte. Es zerrieb einen, daß man so gar nicht begriff, wie das alles zusammenhing. Man mußte darüber reden, mußte andere, Gescheitere, befragen. Aber sie wußte keinen, mit dem sie offen und von Herzen hätte reden können.

Onkel Prosper, der Halbbruder ihres Vaters, hatte sie sehr gern. Sie war ihm, der sie unter sein Dach aufgenommen hatte, von Herzen dankbar. Er war menschenfreundlich, wohltätig, ein guter Franzose, ein großer Patriot. Aber er beschäftigte sich nach wie vor mit den Fragen seines Transportunternehmens, als sei das die Hauptsache, und sosehr die schrecklichen Ereignisse ihn mitnahmen, es schien Simone, als wühlten sie ihn nicht so tief auf wie sie selber. Jedenfalls war das, was er zu den Ereignissen sagte, nicht das, was Simone gerne hätte wissen wollen, es erklärte ihr nichts, es verscheuchte nicht ihre tiefe, bedrückende Ratlosigkeit.

Madame gar, des Onkels Mutter, blieb völlig unberührt, die Geschehnisse glitten von ihr ab. Sie sperrte sich zu gegen das, was vorging, sorgfältig sperrte sie das Haus zu, sie ließ nichts hereindringen und prüfte alles nur darauf hin, wieweit es der Villa Monrepos nutzen oder schaden könnte. Ein Flüchtling etwa, der Simone ihren Korb entrisse, wäre Madame bestimmt als ein Räuber und Verbrecher erschienen und als nichts sonst, und wenn Simone versuchen sollte, ihn zu entschuldigen, so hätte Madame das als etwas ungeheuer Freches, Aufrührerisches angesehen; auch Onkel Prosper, trotz seines guten Herzens, hätte für einen solchen Entschuldigungsversuch bestimmt kein Verständnis gehabt.

Natürlich wird sie Madame kein Wort davon sagen, daß sie den schwer aufzutreibenden Roblechonkäse an den Flüchtlingsjungen weggeschenkt hat. In der Villa Monrepos würde man sie für wahnsinnig halten. Dabei hat sie der Junge dafür nur böse angeschaut.

Und trotzdem würde sie es jetzt von neuem genauso machen.

Den Kopf voll von Gedanken, nicht achtend auf den Weg, aber mit den langen Beinen kräftig schreitend, ging sie durch die bunten, verwinkelten, hügeligen Gassen. Ihre Besorgungen waren erledigt. Jetzt hatte sie noch ins Geschäft zu gehen, in das Transportunternehmen Onkel Prospers, um dort ihren Dienst an der Benzinpumpe zu verrichten.

Ihre Straße führte sie vorbei an dem Haus Etiennes. Wenn wenigstens der hier wäre; aber er ist fort, in Chatillon, in der Mechanikerwerkstatt.

Mit Etienne war Simone gut befreundet, er hing an ihr, er sah zu ihr auf und war ihr ergeben. Aber er war im Grunde ein kleiner Junge, sie fühlte sich älter als er, wiewohl er ein Jahr älter war, und wenn sie auch mit ihm alles, was sie dachte und spürte, offen hätte bereden können, so war sie doch gewiß, er wäre nicht imstande gewesen, ihr die verwirrenden Geschehnisse auszudeuten. Trotzdem wünschte sie sehr, er wäre da, denn er war der Bruder Henriettes.

Ihre Schulfreundin Henriette war der einzige Mensch gewesen, dem sie sich ganz nahe fühlte, und nun Henriette vor einem Jahr gestorben war, gab es eigentlich niemand mehr, dem sie ihr Letztes hätte anvertrauen können. Simone, wie sie so mit dem schweren Korb an dem Hause vorbeiging, in dem Etienne und Henriette gewohnt hatten, fühlte sich sehr allein.

Wenn sie sich mit Henriette über die Flüchtlinge hätte aussprechen können, dann wäre alles klar geworden. Vielleicht hätten sie gestritten, vielleicht hätte Henriette ihr böse Worte gesagt, aber sie hätten einander verstanden. Henriette war Simone entgegengesetzt gewesen, flink, launisch, immer zu Unerwartetem aufgelegt. Sie war streitsüchtig gewesen, es hatte ihr Freude gemacht, einem wehe zu tun. Simone hatte sich ein einziges Mal in der Schule geprügelt; das war, als Henriette eine verächtliche Äußerung über ihren Vater getan hatte. Da war die sonst so ruhige Simone über sie hergefallen und hatte die Kleinere, Schwächere wild geschlagen und zerkratzt. Und daraufhin war das Merkwürdige geschehen, Henriette hatte sie um Verzeihung gebeten, und sie waren Freundinnen geworden.

Die ganzen letzten Tage, obgleich sie oft an diesem Haus vorbeikam, hatte Simone nicht an Henriette gedacht. Das geschah manchmal so. Tagelang, ganze Wochen lang dachte sie nicht an Henriette, und dann beschimpfte sie sich um ihrer Treulosigkeit willen. Nicht einmal jetzt, da sie sich so heiß nach einem Gespräch mit Henriette sehnte, konnte sie sich die Freundin vorstellen. Der Anblick der Toten, wie sie mit sanftem, wächsernem Gesicht in ihrem Sarg lag, hatte sich tief in Simone eingesenkt, das Bild der Toten konnte sie jederzeit herbeirufen. Aber sich die Lebendige vorzustellen, deren zartes, blasses Gesicht immerfort gewechselt hatte, fiel ihr schwer. In Simones Erinnerung veränderte sich dieses Gesicht unaufhörlich; es war höhnisch, es war trostreich, es flößte Haß ein, es flößte höchstes Vertrauen ein. Ach, wenn sie doch Henriette hätte, um mit ihr zu reden.

Ihren Vater, ihren Vater müßte sie haben. Pierre Planchard, wiewohl er schon zehn Jahre tot ist, ist ihr lebendiger als Henriette. Fünf Jahre alt ist Simone gewesen, als er starb. Die Gerüchte über die Art, wie er unterging, werden nicht stumm. Pierre Planchard ist im Kongo umgekommen auf einer Forschungsreise, die er unternommen hatte, um die Bedingungen zu studieren, unter denen die Eingeborenen arbeiteten; er war immer ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Unterdrückten gewesen. Seine Freunde erklären, er habe ein Buch vorbereitet, das an Hand umfangreichen, schlüssigen Materials schwere Anklagen erheben sollte gegen die Ausbeutung der Schwarzen. Daraufhin hätten ihn die Konzessionäre auf einer Forschungsreise im Urwald verschwinden lassen. Pierre Planchards Manuskript war unauffindbar, und die amtliche Untersuchung über sein Ende hatte nichts zutage gefördert. Er ist verdorben und gestorben, hat einmal die alte Madame Planchard gesagt, Onkel Prospers Mutter. Für seine Freunde aber ist Pierre Planchard ein Held geblieben, ein Märtyrer.

Simones Erinnerungen an den Vater können wohl nicht sehr klar sein; sie war noch nicht fünf Jahre, als sie ihn zum letzten Mal sah. Trotzdem glaubt sie sich seiner genau zu erinnern. Ja, sie erklärt, sie habe seine Stimme noch im Ohr, eine klingende, tiefe und gleichwohl sehr junge Stimme. Und besonders deutlich ist ihr ein Erlebnis mit dem Vater, wie er sie nämlich hinaufnahm auf den Turm von Notre-Dame. Man war in größerer Gesellschaft. Natürlich konnte sie die dreihundertsechsundsiebzig Stufen nicht steigen. Lachend, nach einer Weile, sagten die andern, er solle das Kind doch zurückbringen. Er aber, immer unter der lachenden Abwehr der andern, trug sie ganz hinauf, und er zeigte ihr die bösen, grotesken Wasserspeier dort oben, die Teufel und Chimären, und er beruhigte ihre Angst vor den Ungeheuern, bis sie keine Furcht mehr hatte, nur mehr Neugier.

Im übrigen ist Simone angewiesen auf Bilder des Vaters, Photos, vergilbte Zeitungsausschnitte. Er hat ein hageres Gesicht, große, tiefliegende Augen und starkes Haar. Man hat Simone erzählt, daß diese Augen blaugrau waren, daß sie sehr zornig und sehr fröhlich sein konnten und daß das Haar rotblond war. Auf den Bildern sieht Pierre Planchard nicht jung aus, älter als er war. Aber wenn sich Simone an das Erlebnis von Notre-Dame erinnert, dann ist in ihrem Geist ein sehr junger Mann, der mächtig lacht, und die vielen Fältchen um die Augen machen ihn nicht älter. So ruft sie ihn oft vor sich, und sie sieht ihn dann so deutlich, als stünde er leibhaft vor ihr.

In der Villa Monrepos spricht man nicht gerne von Pierre Planchard. Zwar hat Onkel Prosper seinen Halbbruder bei allem Gegensatz der Meinungen geliebt und bewundert. Aber Madame spricht von Pierre, ihrem Stiefsohn, mit beklemmender Kälte, sie läßt es Simone merken, daß ihr Vater sie ohne einen Sou zurückgelassen hat, und Onkel Prosper duldet das. Doch die hochmütigen Äußerungen Madames bewirken nur, daß Simone zwiefach stolz auf ihren Vater ist.

Ja, er müßte dasein. Er würde es verstehen, warum ihr der Korb heute so schwer scheint und warum sie dem Flüchtlingsjungen den Roblechon gegeben hat.

Sie war jetzt vor dem Palais Noiret angelangt, einem alten, schönen Gebäude, in welchem Monsieur le Sous-Préfet seinen Sitz hatte. Man kannte sie gut in der Unterpräfektur, und sie stellte ihren schweren Korb bei dem Concierge ein, um ihn nicht den ziemlich langen Weg ins Geschäft schleppen zu müssen.

Leichten Schrittes, nun sie des Korbes ledig war, ging sie der Avenue du Parc zu, die zur Stadt hinaus und in das Geschäft führte. Allein noch ehe sie die Straße und mit ihr die Neustadt erreicht hatte, entschloß sie sich eines andern. Sie wird zu Père Bastide gehen. Sie muß jetzt ganz einfach mit irgendeinem befreundeten Menschen reden über das, was sie gesehen hat.

Der alte Buchbinder Père Bastide war in der Villa Monrepos nicht beliebt. Man sah es nicht gerne, wenn Simone mit ihm zusammen war, mit ihm oder mit seinem Sohn, Monsieur Xavier, dem Sekretär der Unterpräfektur. Onkel Prosper und Madame sprachen mit Naserümpfen von den politischen Ansichten der beiden, und den alten Buchbinder bezeichneten sie schlechthin als einen Trottel. Er war wohl auch ein wenig lächerlich, Père Bastide, schrullig, ein Querkopf. Er erregte sich über alles, er war maßlos in Lob und Tadel, und die Vergangenheit und das Heute gingen ihm oft durcheinander. Aber er glaubte an Frankreich, auch jetzt noch, wo so viele daran irre geworden waren; es tat ihr wohl, wenn er von Frankreich sprach. Und vor allem war er ein Freund ihres Vaters, er hatte ihn gut gekannt, und er erzählte ihr oft von ihm mit Stolz und Liebe. Nein, Simone hielt an dem Alten fest, und nach all dem Finstern und Trüben, was sie heute durchlebt hat, wird es ihr wohltun, ihn zu sehen.

Père Bastide wohnte bei der Petite Porte. Dort, auf dem äußersten Vorsprung des Stadthügels, auf dem höchsten Punkt, klebte sein kleines Haus, uralt, zehnmal zusammengeflickt, und schaute hinunter auf der einen Seite über die vielgestaltigen, kastanienfarbenen Dächer der Altstadt, auf der andern weit über das Tal des gekrümmten Flusses Cerein.

Simone kletterte die ausgetretene Treppe hinauf und schaute durch die Glastür in die Werkstatt. Père Bastide, wiewohl er sich zur Ruhe gesetzt hatte, band und kleisterte zuweilen zu seinem eignen Spaß und hielt sich am liebsten in der Werkstatt auf. Er liebte Bücher und hatte eine große Bibliothek.

In dieser Werkstatt, die vollgestopft war mit buntem Krimskrams und altertümlichem Hausrat, sah Simone den Alten denn auch heute sitzen. In seinem Lehnstuhl saß er, eingenickt. Zu Häupten des Sessels hing ein Bild des Jean Jaurès, des großen Sozialistenführers, den Père Bastide hoch verehrte. Jaurès war vor Beginn des letzten Krieges umgebracht worden von einem Fanatiker, den die Zeitungen der äußersten Rechten aufgehetzt hatten. Dem Buchbinder war Jaurès das Symbol der großen Vergangenheit, das Symbol Frankreichs. Auf dem Bild war er dargestellt vor einer riesigen Fahne, auf einem Podium, zu den Massen redend. Ungeschlacht stand er da, der dicke, gewaltige Rumpf ruhte auf etwas eingeknickten Beinen, der Hals war in den Schultern vergraben, der Kopf mit dem breiten, nicht sehr langen, fast viereckigen Bart war bedeckt von einem steifen, runden Hut, die Hände machten eine Bewegung, als wollten sie die unsichtbare Menge heraufholen. Mächtig schaute der Mann aus, ein Koloß, patriarchalisch und prophetenhaft, gutmütig und unwiderstehlich zugleich.

Eine kleine Weile stand Simone vor der Glastür und betrachtete den alten Buchbinder, wie er so in seinem Lehnstuhl saß, eingenickt unter dem Bilde. Er schien ihr verändert. Sonst hatte sie ihn immer sehr lebhaft gesehen, zappelig, voll Feuer, jetzt hockte er da, winzig, in dem großen Sessel, verschrumpft, uralt. Simone schaute auf ihn, traurig und zärtlich bewegt.

Sie nahm an, es werde ihm nicht lieb sein, daß sie ihn so überraschte. Sie ging die Treppe wieder hinunter, ließ die Haustür geräuschvoll zufallen und stieg von neuem hinauf, den Tritt so laut wie möglich.

Père Bastide stand denn auch quicklebendig da, den Kopf mit dem frischfarbigen Gesicht und dem strahlend weißen Haar gereckt. »Guten Tag, Kleine«, sagte er munter, ging zum Schrank, holte eine Flasche seines selbstgezogenen Nußschnapses heraus und bot ihr an. Sie nippte höflich.

Dann kam es, wie sie sich’s gedacht hatte. »Hör zu«, sagte er und drückte sie in einen Stuhl, ging selber auf und nieder und ließ sich erregt über die Geschehnisse aus.

»Weit haben wir es gebracht«, meditierte er zornig und wies auf das kleine Fenster, durch das man auf das Tal des Cerein sah. Dort, tief unten, kroch endlos und langsam der Zug der Flüchtlinge über die besonnte, staubige Straße. »Es ist der reine Wahnsinn«, sagte er, »daß sie geflohen sind; sie sind nur aus einer Gefahr in eine größere gelaufen. Und statt daß man sie zurückgehalten hätte, hat man sie aufgefordert, sich davonzumachen. Jetzt verstopfen sie die Straßen, und unsere Reserven können nirgends vorrücken. Man weiß nicht, ist unsere Regierung so unfähig, oder steckt böser Wille dahinter.« Der Alte schaute erregt, er gestikulierte lebhaft; wenn Simone ihn so sah, konnte sie’s kaum glauben, daß er noch vor wenigen Minuten so klein und krumm und uralt dagehockt war.

»Der Ministerpräsident«, sprach unterdes Père Bastide weiter, »hat im Radio erklärt, ganze Armeekorps seien einfach nicht da gestanden, wo sie hätten stehen sollen, Brücken seien gegen die Order nicht gesprengt worden. Er hat sechzehn Generäle entlassen. Er hat selber angedeutet, daß Verrat im Spiel sei. Viele sagen, auch mein Xavier sagt es, es hätten Leute in sehr hohen Stellungen, in den Industriellenverbänden, im Comité des Forges, in der Banque de France, von Anfang an damit gerechnet, daß die Boches siegen würden, und ein solcher Sieg, sagen sie, wäre diesen Leuten gar nicht unangenehm. Ich will das nicht glauben«, ereiferte er sich mit seiner hellen Stimme, in ohnmächtiger Wut. »Ich kann das nicht glauben mit meinem alten Kopf. Ich weiß, wozu Faschisten fähig sind. Seitdem sie Jaurès umgebracht haben, weiß ich, wessen die Zweihundert Familien fähig sind. Ich traue ihnen vieles zu, aber das doch nicht.«

Er hielt plötzlich an, blieb vor ihr stehen, wies auf das Bild des Jaurès, und: »›Es gibt‹«, zitierte er den abgöttisch geliebten Meister, »›ein historisches Gebilde, das sich Frankreich nennt. Es ist entstanden aus Jahrhunderten gemeinsamer Leiden und gemeinsamer Sehnsüchte. Gewiß, es gibt Klassenkämpfe, tiefe soziale Gegensätze, aber sie verändern nicht die Idee des Vaterlands.‹ Glaubst du«, fragte er Simone, geradezu drohend, »daß es Franzosen gibt, die es über sich bringen, Frankreich zu verraten in der Stunde der Gefahr? Die ihre Landsleute so auf die Straße schicken?« Und er zeigte hinunter auf den Zug der Flüchtlinge. »Ich glaub es nicht«, suchte er sich selber zu überzeugen. »Ich weigere mich, es zu glauben«, wütete er und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Mit ihren ernsten, schönen Augen betrachtete ihn Simone. Er war aus dem alten Frankreich, er wollte es nicht wahrhaben, daß es dieses Frankreich nicht mehr gab. Klein, hilflos, tapfer und ein wenig lächerlich stand er da und kämpfte für seine toten Ideale.

»An allem sind die Advokaten schuld«, fuhr er fort und nahm seinen Gang wieder auf, »die Politiker und die Advokaten, die Frankreich regieren. Sie haben zugeschaut, wie die Boches rüsteten und wie unsere Finanzleute ihnen das Geld dazu gaben, sie haben zugeschaut, wie unsere Zweihundert Familien ihr Kapital nach Amerika verschoben und unsern Stahl an die Boches verschacherten, sie haben debattiert und verhandelt und nochmals verhandelt und nochmals debattiert: und jetzt haben wir das«, und er wies wieder hinunter auf die Straße mit den Flüchtlingen.

Mit bösem Wohlgefallen hörte Simone zu, wie Père Bastide auf die Advokaten schimpfte. Es waren Advokaten gewesen, die verhindert hatten, daß das Andenken ihres Vaters rein erhalten und nach Gebühr geehrt wurde. Advokaten hatten die Untersuchung über seinen Untergang im Urwald des Kongo verschleppt und schließlich versanden lassen.

Père Bastide wetterte noch eine Weile gegen die Advokaten. Dann, beinahe mitten im Satz, brach er ab, stellte sich vor sie hin und lächelte ihr zu; ja, er brachte inmitten all seiner Trauer und seines Grolles ein freundliches, freilich etwas krampfiges Lächeln zustande. »Aber dazu bist du wahrscheinlich nicht hergekommen, meine Kleine«, sagte er, »daß ich mein Herz vor dir ausschimpfe. Und nicht einmal von meinem Nußschnaps hast du genommen. Aber warte, ich hab was anderes für dich«, und mit seinem steifen, erzwungen flinken Schritt ging er ins Nebenzimmer.

Simone erriet, was er ihr bringen wollte. Sie war eine leidenschaftliche Leserin, sie verbrachte ihre ganze, spärliche Freizeit über Büchern; Père Bastide aber wußte das, er beriet sie und pflegte ihr Bücher zu leihen.

Da kam er auch schon zurück, Bücher unterm Arm. Mit geübten Bewegungen machte er ein Paket zurecht und verschnürte es. Sie dankte. Dann verabschiedete sie sich. Sie war länger geblieben, als sie beabsichtigt hatte.

Père Bastide stand wieder in der Nische des kleinen Fensters und starrte hinunter auf die ferne, tiefe Straße mit der Raupe der Flüchtlinge. »Schändlich, schändlich«, wütete er. »Aber«, tröstete er sich, »Frankreich war schon viel tiefer unten und hat es trotzdem wieder geschafft. Das Wunder ist gekommen, noch jedesmal.«

Seine Zuversicht rührte Simone an. Trotzdem fragte sie sich, woher wohl das Wunder kommen sollte, wenn man nichts tat als warten. Hatte er ihr nicht selber erst vor kurzem einen Spruch aus dem Osten zitiert: »Wer, wenn nicht du? Und wann, wenn nicht jetzt?«

## 

## 2

## Der Fuhrhof

Aber als sie schnellen Schrittes den Treppenweg hinunterging, der sie zurück ins Zentrum der Altstadt führte, waren ihre Zweifel verflogen. Es war gut gewesen, daß sie Père Bastide aufgesucht hatte. Sie fühlte sich leichter. Frankreich wird es schaffen.

Der Treppenweg mündete ein in die Rue de l’Arquebuse, und hier stand das stattlichste Haus der Altstadt. Es war das Haus Nummer 97, die Nummer 97 war mit großen, altmodisch verschnörkelten Ziffern gemalt. 97 Rue de l’Arquebuse. In der Schule hatte Simone gelernt, daß das schöne Palais einmal dem alten, edeln Geschlecht der Trémoille gehört hatte und später den Montmorencys. Jetzt verkündete ein großes, blankes Kupferschild, daß hier der Rechtsanwalt und Notar Charles-Marie Levautour seinen Beruf ausübte. Ja, das stattliche Haus gehörte dem Maître Levautour, und Simone, wie sie heute hier vorbeiging, verspürte einen noch stärkeren Widerwillen als sonst. Maître Levautour, ein Altersgenosse und Schulkamerad ihres Vaters, war einer jener Advokaten, welche verhindert hatten, daß dem Gedächtnis Pierre Planchards sein Recht wurde. Er hatte die Preß-Kampagne gegen Pierre Planchard mit immer neuem, giftigem Material gespeist, er hatte es verhindert, daß die Gemeinde Saint-Martin eine Gedenktafel für Pierre Planchard stiftete. Simone haßte ihn abgründig. Er gehörte zu denen, gegen die Père Bastide gewütet hatte. Er war einer von den Anwälten, die, angetan mit ihren schwarzen Roben und Baretten und weißen Halskrausen, das Volk mit hundert Tricks um sein Recht prellten, die die Schuld trugen an dem Unheil, das Frankreich jetzt heimsuchte.

Sie war wieder in der Avenue du Parc angelangt, wo der Weg ins Geschäft abbog. Es war spät, und es lag noch eine Menge Arbeit in Garten und Küche vor ihr. Sie sollte nach Hause, den Gang ins Geschäft könnte sie sich schenken. Sie hätte einen guten Grund: das Einholen hat besonders lange gedauert. Überdies scheint ihr heute der Dienst an der Benzinpumpe doppelt widerwärtig. Auch denkt sie mit Unbehagen an die frechen Blicke und die dreckigen Anmerkungen, die der Chauffeur Maurice bestimmt für sie in Bereitschaft hat.

Da stand sie also wieder an der Avenue du Parc, wo der Weg nach Hause und der Weg ins Geschäft sich schieden; unschlüssig stand sie und zögerte. Dann aber, wiewohl eigentlich alles dagegen sprach, ging sie die Avenue du Parc hinunter, den Weg ins Geschäft. Sie wollte nicht feig sein. Wenn sie sich nicht an ihre Pumpe stellt, dann denkt der Chauffeur Maurice, sie bleibe seinethalb fort, sie habe Angst vor seinen Reden. Nein, sie hat keine Angst.

Wiewohl sie schnell ging und der Weg abwärts führte, brauchte sie eine gute Viertelstunde. Das Transportunternehmen Planchard lag am äußersten Westrand der Neustadt, dort, wo die Hauptzufahrt nach Saint-Martin abzweigte von der großen Straße 6, die in weitem Halbkreis um den Stadthügel führte. Das Transportunternehmen Planchard lag nicht unmittelbar an der Straße, es nahm geräumiges Gelände ein und hatte seine eigene Zufahrt.

Onkel Prosper hatte sich gegen eine Überschwemmung durch die Flüchtlinge wirksam gesichert. Eine Kette sperrte die Zufahrtsstraße zu seinem Unternehmen, ein riesiges Schild war angebracht: »Sackgasse, führt nur zum Haus«, und zwei von seinen Packern hielten Wacht. An den verschlossenen Toren der Mauer, die den Fuhrhof umgab, stand in Riesenlettern: »Kein Benzin, keine Autoutensilien, keine Reparaturen, keine Landkarten.«

Auch hier gelangte Simone mittels eines Signals ins Innere. Sie meldete sich zuerst im Büro. Nach dem wüsten Gedräng der Straße wirkten die Räume leer und friedlich. Die bunten Plakate schauten heute sonderbar sinnlos von den Wänden; da rollten riesige Lastwagen auf gefährlich steilen Pfaden, da steuerten gewaltige Schiffe mit mächtigem Kiel durch schäumende Wellen, da schlängelten sich romantische Straßen durch zerklüftete Berge.

Für einen flüchtigen Augenblick wurde sich Simone bewußt, wie umfangreich das Unternehmen war, das Onkel Prosper aufgebaut hatte. Nicht nur besorgte das Transportunternehmen Planchard den ausgedehnten Lastverkehr des ganzen Departements, Verfrachtung von Holz und Wein vor allem, nicht nur betrieb die Firma verschiedene Autobuslinien, sie hatte auch Straßen gebaut in die dunkel romantische Gebirgslandschaft im Osten und einen blühenden Fremdenverkehr organisiert.

Simone war erstaunt, Onkel Prosper nicht gleich bei ihrem Eintritt wahrzunehmen. In welchem Winkel immer des großen Betriebes man sich aufhielt, von überallher pflegte man sonst den lebhaften Herrn zu sehen oder zu hören; er schien überall zugleich zu sein, in den Büros, in der weiten Garage, auf dem Fuhrhof, mit seiner tiefen, schallenden Stimme Weisungen gebend oder jovial schwatzend, und Simone hatte geglaubt, in dieser Zeit der Not werde er doppelt geschäftig sein.

Monsieur Peyroux, der Buchhalter, klärte sie auf. Der Chef hatte sich oben in sein Privatkontor eingeschlossen und wollte nicht gestört sein. Er verhandelte mit dem Châtelain, mit dem Marquis de Saint-Brisson. Der Herr Marquis, erzählte Monsieur Peyroux ehrfurchtsvoll flüsternd, habe sich, da das Telefon nicht funktioniere, in Person vom Schloß herunter zu Monsieur Planchard bemüht. Das Hasengesicht des Buchhalters sah töricht aus vor Respekt.

Mit Mademoiselle Simone sprach Monsieur Peyroux offen und vertraulich. Er hing an der Firma, er war stolz, ein Angestellter Monsieur Planchards zu sein, den er bewunderte, und in Mademoiselle Simone sah er eine Verwandte des Chefs. Er hielt es für selbstverständlich, daß sie es als hohe Ehre empfand, wenn ein Herr wie der Marquis de Saint-Brisson angewiesen war auf die Hilfe Monsieur Planchards. Die andern Angestellten des Büros aber lächelten und zwinkerten Simone zu; vermutlich machten sie bösartige Witze über die Geschäfte, die der Marquis, der »Faschist«, dem Onkel dort oben in seinem Privatkontor vorschlug.

Simone ließ sich den Schlüssel zur Pumpe geben und ging, ihren Dienst anzutreten. Sie überquerte den Hof. Sonst war hier viel Geschäftigkeit; Touristenwagen, Autobusse, große Frachtwagen kamen an und fuhren ab, wurden repariert, geprüft, befrachtet, entladen. Heute lag der weite Hof leer in der prallen Sonne. Auf der Bank im Schatten der Mauer hockten müßig der alte Chauffeur Richard, der Packer Georges und zwei andere. Aufatmend sah Simone, daß der Chauffeur nicht unter ihnen war.

Hier auf dem Fuhrhof hatte Simone keinen leichten Stand. Onkel Prosper behandelte seine Leute jovial, freundschaftlich, geradezu herzlich, er war großzügig in allem, was nicht das Geschäft betraf. Er war beliebt. Aber wenn es ums Geschäft ging, verstand er keinen Spaß, und jetzt, mit Berufung auf den Krieg, stellte er an seine Leute hohe Anforderungen. So gab es häufig scharfe Unzufriedenheit. Allein man war abhängig von dem Patron, es stand bei ihm, wen unter seinen Packern und Chauffeuren er für unabkömmlich erklären lassen und so vor dem Dienst an der Front retten wollte, man wagte nicht, gegen ihn aufzumucken. An Simone aber, der armen Verwandten, glaubte man den unterdrückten Groll auslassen zu können. Man sah in ihr keine Kameradin, sie gehörte zum Patron, man fühlte sich von ihr beaufsichtigt und bespitzelt, und gerade das wollte man sich nicht gefallen lassen. In ihrer Gegenwart am liebsten machte man sich Luft gegen den Patron.

Onkel Prosper seinesteils trug ihr gerne solche Geschäfte auf, die er andern Angestellten nicht anvertrauen oder nicht zumuten mochte. Auch ihr Geschäft an der Benzinpumpe war dieser Art.

Die Firma Planchard hatte große Mengen Benzin gehamstert, die ihr nach den Rationierungsvorschriften nicht zustanden. Monsieur Planchard hatte Sinn für den Sou, er verschmähte auch kleine Geschäfte nicht und gab von seinem schwarzen Benzin an Leute ab, welche dafür gepfefferte Preise zu zahlen willens und in der Lage waren. In diesen letzten Tagen war Benzin wertvoller als edelster Markenwein, und Monsieur Planchards Preise kletterten immer höher. Es hatte sich indes gezeigt, daß es, wenn er einen ausgewachsenen Angestellten das Benzin verkaufen ließ, zu peinlichen Szenen kam. Die Käufer schimpften und schrien, und es gab übles Geschwätz in der Stadt. Da zog es Monsieur Planchard vor, die Abgabe des Benzins auf eine einzige Nachmittagsstunde zu beschränken und an die Pumpe ein kleines Mädchen zu stellen, das von nichts wußte, sondern einfach einen Befehl ausführte.

Versperrten, trotzigen Gesichtes stellte sich Simone an ihre Pumpe. Da stand sie in ihrem netten, hellgrünen, gestreiften Kleid, und der rote Lack der Pumpe leuchtete grell in der prallen Sonne.

Ein Käufer kam, und wie sie ihm den Preis nannte, zuckte er zurück und fragte noch einmal und preßte die Lippen zusammen und zögerte und entschloß sich und schluckte und zahlte. Ein zweiter kam und war empört und ging. Ein dritter kam und schimpfte unflätig und zahlte.

Widerwärtig war Simone dieses Geschäft immer gewesen. Aber die zehn Jahre, während deren sie in der Villa Monrepos herangewachsen war, hatten sie durchtränkt mit der Überzeugung, Onkel Prosper sei ein großer, vorbildlicher Geschäftsmann, und was er tue, sei das Richtige. Wenn er sie an die Pumpe stellte, so war das recht. Wenn sie ihren Dienst an der Pumpe verrichtete, so war das das Geringste, was sie für einen Mann tun konnte, dem sie zu solchem Dank verpflichtet war.

Heute aber fiel ihr das Geschäft an der Pumpe besonders schwer. Es waren die Bilder hinter ihrer Stirn, die es ihr so schwer machten. Es waren vielerlei Bilder, und sie gingen ineinander: die verknäuelten Wagen mit ihren stumpfen, elenden Insassen, der hagere, rotblonde Kopf ihres Vaters mit den lustigen, zornigen, blaugrauen Augen und den vielen Fältchen herum, der Flüchtlingsjunge auf der Gartenmauer des Hôtels de la Poste, wie er ihr mit bösem Blick nachschaute, nachdem sie ihm den Roblechonkäse gegeben hatte, Père Bastide, klein, in der tiefen Nische seines Fensters stehend und auf die Straße hinunterschauend, hilflos, grimmig, rührend und lächerlich.

Allein ihr junges, knochiges Gesicht zeigte nichts von den Bildern hinter ihrer Stirn. Die andern schauten mißbilligend, ja verächtlich her, wie sie sich zu ihrem üblen Geschäft hergab, die Bettelprinzessin, die davon nicht einmal Dank und Gewinn hatte, die unwürdige Tochter Pierre Planchards. Sie aber stand da und hörte die Worte der Ausgeplünderten und bemühte sich, sie nicht zu hören, und sie bemühte sich, nicht auf die Reden der Packer und Chauffeure zu hören, und hörte doch darauf.

Ein Glück, daß wenigstens Maurice nicht da war.

Hinter ihr war die Front der sehr großen Garage. Aus dem offenen Fenster ganz in ihrer Nähe kam das Plätschern der Brause; hier lag der Waschraum der Chauffeure, an dem schwülen Nachmittag viel benutzt. Sie hörte, wie die Männer schnauften und prusteten. Leicht möglich war es, daß Maurice da drinnen war. Dann kann er jeden Augenblick herauskommen, und dann werden ihr seine bösen Reden nicht erspart bleiben.

So sehr peinigte sie diese Erwartung, daß sie beinahe froh war, als er in der Tür der Garage erschien.

Sie schaute steif vor sich hin. Doch im Geiste sah sie deutlich jeden Schritt, den er machte, sie sah sein massiges, kräftiges Gesicht, seine etwas untersetzte Gestalt, sie sah, wie er mit seinen breiten, lässigen, schaukelnden Schritten hinüber zu den andern schlenderte, wie er den andern zunickte und wie die auf ihrer Bank zusammenrückten, um ihm Platz zu machen.

Maurice war jung, er war frech, seine politischen Anschauungen waren Onkel Prosper zuwider. Der Onkel sah in ihm einen Hetzer; statt daß ihm Maurice dankbar dafür gewesen wäre, daß er ihn vor dem Dienst an der Front gerettet hatte, stänkerte er. Aber er war der tüchtigste Chauffeur weit im Umkreis. Er war schon in sehr jungen Jahren Fahrmeister bei Citroën gewesen, und Onkel Prosper hatte sich’s was kosten lassen, ihn dort wegzuholen. Maurice war beim übrigen Personal beliebt, es hätte Schwierigkeiten gegeben, wenn man ihn entlassen hätte. Onkel Prosper schluckte seinen Groll hinunter.

Da hockte also jetzt Maurice bei den andern, das blaue Hemd weit offen, und hörte zu, wie sie schwatzten. Worum es ging, das waren natürlich die Flüchtlinge und die Nachrichten von der Front.

Man wollte es nicht glauben, daß es eine Front gar nicht mehr gebe, man wollte die Katastrophe nicht wahrhaben. Man sprach von der Maginot-Linie, man sprach davon, daß die Generäle Pétain und Weygand bestimmt einen Plan hätten, und wenn man Paris nicht halte, dann werde man sich eben an der Loire verteidigen. Es sei unmöglich, daß Frankreich so über Nacht zusammenbreche.

»Frankreich?« griff da Maurice ein, bis dahin hatte er geschwiegen. »Was für ein Frankreich? Würdet ihr mir, bitte, erklären, was für ein Frankreich? Das der Zweihundert Familien? Oder das der zwei Millionen Rentner? Oder eures? Oder meines? Man hat so viel von Frankreich geredet, daß es gar kein Frankreich mehr gibt. Was ist das, Frankreich?« höhnte er. »Ist es die Dame auf den Briefmarken, die Dame mit der Mütze?« Seine Stimme war hell, beinahe quäkend, aber er ereiferte sich nicht, er sprach ruhig, mit einer gewissen scharfen Höflichkeit.

Simone stand an ihrer roten Pumpe und hörte scheinbar nicht hin auf das, was die auf ihrer Bank redeten. Aber in ihrem Innern empörte sie sich, daß Maurice so sprach und daß die andern es zuließen. »Was ist das, Frankreich?« Warum sagen sie ihm nicht Bescheid? Jeder weiß doch, was das ist, Frankreich, jeder spürt es doch. Frankreich, das ist – das ist –. Sie war bestürzt. Auf einmal merkte sie, daß sie selber nicht hätte sagen können, was das war, Frankreich. Aber sie wischte diese Bestürzung gleich wieder weg. Natürlich, wenn man es so auf Anhieb in Worte fassen soll, ist es schwer. Aber man spürt es doch. Man gehört eben dazu, man ist ein Teil davon. Und wenn Maurice es nicht spürt, dann ist er ein armer, trauriger Mensch, ein Mensch ohne Herz.

Maurice mittlerweile setzte den andern, nicht zum ersten Mal, auseinander, daß, was da vor sich ging, kein richtiger Krieg war. Es war nie ein Krieg gewesen. Es war nicht etwa so, daß die Boches Frankreich in einem wirklichen Krieg besiegt hätten. Vielmehr hätten die Faschisten im Innern, die Cagoulards, die Flandin und Laval und Bonnet, das Land ihren Gesinnungsgenossen jenseits des Rheins ausgeliefert. Sie hätten das lange vorbereitet, und Pétain, unser alter Defätist von Verdun, könne daran nichts mehr ändern. Maurice sprach von der Verknüpfung des französischen Monopolkapitals mit dem deutschen, der französischen Industrie mit der deutschen. Ein Wolf frißt nicht den andern. Selbstverständlich sei unsern Faschisten, »diesen Herren«, ein Hitler, der ihnen die 60-Stunden-Woche garantiere, mehr genehm als ein Léon Blum, der ihnen die 40-Stunden-Woche aufzwinge. Es seien nicht die deutschen Tanks, die Frankreich niederwürfen, sondern unser eigenes Stahlkartell. Es seien unsere alten guten Bekannten aus den Zweihundert Familien.

Wenn Maurice mit seiner hellen, manchmal beinahe quäkenden Stimme über »diese Herren« sprach, dann klang es nicht vag und allgemein, wie wenn Père Bastide davon redete. Es klang scharf und sicher.

Simone an ihrer Pumpe gestand es Maurice zu, daß aus seinen Worten eine gewisse überlegene Sachlichkeit sprach. Es war gerade diese Selbstsicherheit, die einen aufreizte. Und wenn man sich dagegen wehrte, dann kam einem Maurice mit Ziffern und Fakten, und man zog den kürzeren. Ein paarmal hatte man seine Ziffern angezweifelt; doch es hatte sich erwiesen, daß er recht hatte.

Aber Simone dachte nicht daran, sich von seinen albernen Ziffern und Fakten überzeugen zu lassen. Sie lehnte sie, in ihrem Innern, leidenschaftlich ab. Er war nicht gerecht, er sah nie die andere Seite. Für ihn gab es immer nur Weiß oder Schwarz, Rechts oder Links. Für ihn war jeder, der nicht in allem mit ihm übereinstimmte, ein Dummkopf oder ein Lump, ein Faschist.

»Wir hätten sie vielleicht ausräuchern können, unsere Zweihundert Familien«, hörte sie ihn jetzt sagen, »als wir mit den Linksbürgerlichen verbündet waren und die Majorität hatten. Aber als es darauf ankam, zuzupacken, wurden unsere bürgerlichen Freunde pflaumenweich. Das ist immer so. Wenn es hart auf hart geht, lassen uns die Bundesgenossen von der andern Klasse im Stich, auch die wohlmeinenden.«

Die andern schwiegen. Maurice deutete hinauf zum Privatkontor Monsieur Planchards. »Quasselfriedrich hat sich immer höchst patriotisch gegeben«, demonstrierte er, »er war immer ein Gegner des Marquis, des Faschisten: aber da habt ihr es, jetzt verhandelt er mit ihm.«

»Halt deine Vitriolschnauze«, sagte gemütlich der alte Chauffeur Richard. »Der Patron quasselt ein bißchen viel, zugegeben, aber wenn man ihn braucht, macht er die Tasche auf. Es war hochanständig, daß er die zwei Wagen für die Flüchtlinge hergeschenkt hat.« – »Ja«, höhnte Maurice, »die zwei alten, schäbigen Peugeots. Da können die Flüchtlinge von Glück sagen, wenn sie bis Nevers kommen. Und jetzt ist Quasselfriedrich der noble Mann und hat vorgebaut für den Fall, daß man noch mehr von ihm verlangt.« – »Du bist nicht gerecht«, meinte auch der Packer Georges. »Du hast ihn nun einmal auf der Latte.« – »Ich sehe nur, was ist«, antwortete Maurice, »und ihr habt euch von ihm blindquasseln lassen. Die Flüchtlinge brauchen Benzin nötiger als Brot. Er hat seine Tanks voll mit schwarzem Benzin. Ich habe nicht gemerkt, daß er ihnen was abgibt.« – »Jeder hat schwarzes Benzin«, sagte gelassen der alte Richard und spuckte aus. Und: »Für die beiden Peugeots das Benzin hat er hergegeben«, sagte der Packer Georges.

»Ich bin kein Prophet«, sagte Maurice, »aber das sag ich euch voraus: wenn’s brenzlig wird, dann hängt sich Quasselfriedrich den Zweihundert Familien an die Rockschöße.« – »Es ist brenzlig«, sagte der alte Richard. Maurice richtete seine braunen, gescheiten Augen auf die andern, verschmitzt lächelnd. »Stimmt«, antwortete er. »Und darum wette ich eine Flasche Pernod und zehn Päckchen Gaulois: am Ende kriegen nicht die Flüchtlinge seine Wagen, sondern der Châtelain für den Transport seiner Weine.«

Simone liebte Onkel Prosper. Er hatte sie aufgenommen, er vertrat Vaterstelle an ihr. Sie gehörte zur Familie. Er hatte sie gern und erwies ihr Aufmerksamkeiten. Wenn er ins Kino ging, nahm er sie mit; wenn er verreiste, brachte er ihr was mit. Voriges Jahr hatte er sie auf vierzehn Tage nach Paris mitgenommen. Er war freundlich zu allen, er hatte ein Herz für alle. Alle, auch wenn sie manchmal auf ihn schimpften, hatten ihn gern. Nur Maurice haßte ihn, Maurice schimpfte auf ihn aus Haß. Es gab ihr immer einen Stich, wenn Maurice ihn »Quasselfriedrich« nannte.

Der Packer Georges hatte ganz recht: Maurice hatte ihn eben »auf der Latte«. Maurice hatte alle auf der Latte, die Geld hatten. Er war voll von Vorurteilen, ein giftiger Mensch.

Der braucht auch den Mund nicht so voll zu nehmen, der Maurice, sagte sie sich. Da hackt er auf Onkel Prosper herum, weil er mit dem Châtelain verhandelt; aber er selber kriecht unter bei Onkel Prosper, um sich zu drücken. Die andern kämpfen und sterben unter den Tanks, und er stellt sich unter die Brause, und dann setzt er sich behaglich in den Schatten und raucht und hält große Reden. Ich hör nicht länger hin, ich kümmere mich nicht um ihn.

Aber sie hörte, wie er jetzt mit seiner aufreizenden Selbstsicherheit konstatierte: »Am Ende zahlen immer wir kleinen Leute die Zeche. Wir sind immer verraten und verratzt.« Und sie konnte nicht verhindern, daß sich dieser Satz in sie einsenkte.

Doppelt heftig bemühte sie sich, von Maurice wegzudenken. Doch wiewohl sie starr vor sich hin blickte, sah sie immer nur ihn, wie er bequem dasaß, rauchend, das blaue Hemd offen, und wie die andern ihm zuhörten.

Sie hatte nicht bemerkt, daß er auch nur ein einziges Mal zu ihr herübergeschaut hätte. Trotzdem war sie überzeugt, was er da sagte, war auch auf sie gemünzt. Sie rechnete er nicht zu den kleinen Leuten, wiewohl sie doch keinen roten Sou besaß. Genau wie dem Onkel Prosper traute er auch ihr zu, sie werde, wenn es hart auf hart geht, vor den Zweihundert Familien kriechen. Und sie ist sich ganz sicher, bald wird er mit seiner frechen Stimme etwas sehr Niederträchtiges auch über sie sagen.

Nun macht er eine kleine Pause. Noch immer sieht er nicht her, aber sie spürt, jetzt stemmt er den linken Arm in die Seite, wie er’s zu tun pflegt, bevor er etwas ganz Gemeines äußert. Jetzt, jetzt gleich wird es kommen, das kränkende, gemeine Wort, das sie fürchtet, auf das sie wartet.

»Na ja«, hört sie seine helle, unverschämte Stimme, »Fräulein Nichte stehen auch wieder Strich.«

Simone regt sich nicht. Sie tut, als wäre sie taub. Sie hat die Wendung »Strich stehen« nie gehört, kaum je die Wendung »auf dem Strich gehen«. Aber sie ist sich klar darüber: was Maurice da gesagt hat, ist das Schlimmste, was man über einen sagen kann.

Was hat sie Maurice getan, daß er sie so haßt? Sie möchte losheulen. Allein sie beherrscht sich, sie schaut weiter starr vor sich hin. Freilich, ihr Gesicht ist sehr gerötet. Aber das beweist nichts. Es ist furchtbar heiß, sie steht in der Sonne, da ist es natürlich, wenn einem das Gesicht rot ist.

Maurice gilt als ein guter Kamerad. Alle wenden sich an ihn um Rat, er hält nicht zurück mit seinem Rat, und sein Rat ist gut; Maurice ist ein »Débrouillard«, einer, der sich auch aus der verzwicktesten Situation herauszuwinden versteht. Er zerbricht sich den Kopf für die andern, er hat vielen geholfen, und er ist immer bemüht für andere. Nur ihr ist er kein guter Kamerad.

Dabei ist er ein Anhänger ihres Vaters. Der, sagt er, habe zwar zu den Idealisten und Romantikern vom Schlage des Jaurès gehört, aber er sei dennoch ein Kerl gewesen, und das ist wohl das höchste Lob, was ein Mensch wie Maurice sich abringt. Trotzdem verhöhnt und kränkt er sie bei jeder Gelegenheit. Für ihn ist sie nicht die Tochter Pierre Planchards, für ihn gehört sie in die Villa Monrepos, zu den feinen Leuten, zu den Feinden.

Was will er denn, das sie tun soll? Onkel Prosper verlangt als Entgelt für alle die Wohltaten, die er ihr erweist, daß sie arbeite. Das ist sein gutes Recht. Und sie tut ihre Arbeit, und es ist eine Gemeinheit von Maurice, daß er sie dafür verhöhnt.

Warum sie ihm nur gar so widerwärtig ist? Sonst ist er zu Mädchen freundlich. Frech, aber freundlich. Es heißt, er gibt sich gern mit Mädchen ab. Es heißt, er hat viele Mädchen.

Manchmal schon war Simone versucht, Maurice zu stellen und ihn zu fragen, was er eigentlich gegen sie habe. Doch sie hielt sich zurück und schwieg. Auch jetzt läßt sie ihn nicht merken, wie bitter er sie gekränkt hat.

Versperrten Gesichtes steht sie an ihrer roten Pumpe und tut, was ihr aufgetragen ist. Steht Strich. Jetzt gerade. Und morgen wird sie’s wieder tun. Und übermorgen auch. Sie hat ihren Stolz. Vielleicht kommt Maurice einmal von selber darauf, daß er ihr unrecht tut.

Sie schaut nach der großen Uhr über dem Eingang zu den Büros. Wenn sie sich nichts vergeben will, dann muß sie noch bleiben, bis die Stunde voll ist. Erst dann darf sie gehen. Es sind noch achtzehn Minuten.

Es sind lange achtzehn Minuten. Ihr bräunliches, gerötetes, verschwitztes Gesicht schaut ruhig, doch hinter der breiten, eigensinnigen Stirn wirren sich die Bilder und Gedanken immer mehr und quälender. Onkel Prosper und der Châtelain, der »Faschist«, mit dem er dort oben in seinem Privatkontor verhandelt. Der Roblechonkäse, den sie dem Jungen auf der Gartenmauer gegeben hat. Das Stahlkartell, die Zweihundert Familien und die Rechtsanwälte mit ihren schwarzen Roben und Baretten und weißen Halskrausen und mit ihren Tücken. Maurice, der zu allen Mädchen freundlich ist und nur sie aufzieht mit giftigen Reden. Das Bild des Jean Jaurès, des Romantikers und Idealisten, wie er kolossal vor seiner großen Fahne steht, und unter dem Bild, eingenickt in seinem Lehnsessel, hilflos und uralt, Père Bastide.

Noch sieben Minuten.

Endlich ist es soweit, daß sie gehen kann. Mit ihrem festen, etwas harten Schritt geht sie über den Hof. »Auf Wiedersehen, Mademoiselle«, ruft mit seiner hellen, frechen Stimme Maurice. Es klingt alltäglich und ist doch wie ein Hieb. »Auf Wiedersehen«, antwortet sie. Sie ist bemüht, auch ihresteils alltäglich zu sprechen; aber ihre Stimme ist tief und klingend, sie hat die schöne Stimme der Planchards, und es klingt wie eine Herausforderung.

Sie gibt den Schlüssel ab im Büro und geht nach Hause. Sie holt ihren Korb aus der Unterpräfektur. Es ist kühler geworden. Doch der Weg scheint ihr lang und heiß und der Korb sehr schwer.

## 

## 3

## Villa Monrepos

Simone kam ins Wohnzimmer, sie hatte sich gründlich gewaschen und für das Abendessen zurechtgemacht. Sie trug ihr braunes Kleid, darüber die kleine Schürze. Sie aß mit bei Tisch, mußte aber häufig in die Küche, da sie letzte Hand an die Gerichte zu legen und sie zu servieren hatte.

Onkel Prosper wird heute erst später nach Hause kommen, vermutlich sehr spät, das hat er schon des Morgens angekündigt. Auch Madame ist noch oben in ihrem Zimmer. Da hat Simone ein paar Minuten Zeit, auszuspannen. Lässig saß sie da, die großen, saubern, von der Arbeit rauhen Hände im Schoß. Sie war doch recht müde nach all der Mühe und Aufregung. Aber nun hatte sie nur mehr das Abendessen vor sich und dann das Waschen des Geschirrs.

Das Zimmer lag dämmerig und still. Der große Raum – man nannte ihn das Blaue Zimmer – war mit stattlichen, burgundischen Möbeln wohlhäbig eingerichtet. Früher hatten die Planchards ihre Wohnung in der Altstadt; vor einigen Jahren dann hatte sich Onkel Prosper das behagliche Haus hier draußen gebaut, die Villa Monrepos, weit vom Geschäft, auf der Ostseite der Stadt, frei gelegen mit herrlicher Sicht auf das gekrümmte Tal des Cerein sowohl wie auf der andern Seite auf das Waldgebirge und den Weiler Noiret. Monsieur Planchard hielt darauf, gut zu leben.

Simone saß auf einem kleinen Stuhl, sie war sich ihrer Stellung im Hause Planchard wohl bewußt, sie war die Geduldete, aus Mitleid Aufgenommene. Die große, von der Portiere flankierte Tür zum Speisezimmer stand offen, mechanisch überprüfte Simone den fürs Abendessen gedeckten Tisch. Sie hatte ihn mit Sorgfalt gedeckt, man pflegte in der Villa Monrepos nach althergebrachtem Zeremoniell zu essen. Viele Teller, viel Besteck, viele Gläser waren da, alles hatte seine genaue Ordnung und seinen genauen Platz, die Speisenfolge war wie immer am Tag vorher umständlich durchgesprochen worden. Simone überdachte rasch noch einmal alles. Die Schneckenzangen und die Fingerschalen waren da, der Chablis stand im Eiskübel, für das Gigot müssen die Teller sehr heiß sein, der Pommard lag bereits in seinem Korb, damit er die rechte Temperatur habe. Salatschüssel und Holzbesteck war in der Küche in Reichweite, das Kerbelkraut hatte sie bereits kleingeschnitten, eigentlich sollte auch das erst unmittelbar vor dem Servieren geschehen, aber dann wird die Pause zu lang zwischen Gigot und Salat, es ist sowieso nicht einfach, die Pause zwischen den Schnecken und dem Gigot kurz zu halten, die Liköre und die Orangenmarmelade für die Crêpes Suzette standen auf der Anrichte, Onkel Prosper legte Wert darauf, die Crêpes bei Tisch selber fertigzumachen.

Das Zimmer wurde zusehends dämmeriger. In den übrigen Räumen hatte Simone die Läden schon geschlossen und die Vorhänge niedergelassen, um die vorgeschriebene Verdunkelung herzustellen. Hier, im Blauen Zimmer und im Eßzimmer, wird sie’s erst tun, wenn Madame kommt. Simone saß lieber im Dämmer als im elektrischen Licht.

Da kommt Madame.

Immer wieder war Simone erstaunt, wie leise Madame auftrat, wiewohl sie doch so unheimlich dick und schwer war; ihr Atem war lauter als ihr Schritt.

Madame trug ein schwarzes Seidenkleid wie stets und war sorgfältig frisiert. Ihr Haar war nicht eben weiß, es war sonderbar verfärbt. Madame mochte Anfang der Sechzig sein oder vielleicht auch Mitte Sechzig; Simone wußte es nicht genau, man sprach in der Villa Monrepos nicht von Madames Alter.

Simone war aufgestanden. »Du könntest die Läden herunterlassen«, sagte Madame, sie sprach ruhig und leise. Madame war immer höflich, sie erregte sich nicht oder zeigte es doch nicht, wenn sie erregt war, und sie tadelte selten. Trotzdem wirkte jede Weisung, die sie gab, wie ein Vorwurf, und wenn Madame in Sehweite war, war es Simone, als sei jede ihrer Bewegungen von einem strengen Aug überwacht.

Simone schloß die Läden und schaltete das Licht ein, auch das Licht im Speisezimmer, es waren große, helle Birnen, Madame liebte sehr helles Licht. Dann setzte sich Simone wieder auf ihren kleinen Stuhl; doch jetzt saß sie nicht mehr entspannt, sie durfte sich nicht mehr gehenlassen, ihr Dienst hatte wieder begonnen.

Madame ihresteils hatte sich in dem Ohrenstuhl niedergelassen, in dem sie jeden Abend Onkel Prospers Rückkehr abzuwarten pflegte. Madame war mittelgroß, doch von gewaltigem Umfang, sie saß steif da, ihre fleischige Fülle war in ein Korsett gepreßt. Ihre kleinen, harten Augen schauten nicht auf Simone, allein Simone fühlte sich durch Madames bloße, mächtige Gegenwart klein und an die Wand gedrückt.

Madame war nicht redselig. Sie saß da, ein bißchen schwer atmend infolge ihrer Fülle, gelassen wartend.

Allein Simone wußte, daß diese Gelassenheit vorgetäuscht war. Onkel Prosper war Junggeselle, Onkel Prosper war kein Heiliger, es kam vor, daß er auf dem Nachhauseweg bei einer oder der andern Frau vorsprach. In letzter Zeit war auf dem Fuhrhof viel bösartiges und grinsendes Gerede vor allem über seine Beziehungen zu der Frau des Doktors Mimerelles, der bei der Truppe stand. Sicherlich wußte Madame von diesem Gerede. Sie traf nicht viele Menschen, aber sie hatte das Telefon, die Zeitungen und ihre beiden Freundinnen in Saint-Martin, alte Damen, die sie ab und zu besuchten; mit unheimlichem Geschick kombinierte sie sich alles zusammen, sie wußte die meisten Dinge, bevor sie sich ereigneten. Sie liebte ihren Sohn, ihre Gedanken kreisten um ihn, sie fragte sich jede Viertelstunde, wo er jetzt wohl sei, was er jetzt wohl treibe. Simone wußte, daß Madame mit Onkel Prospers Lebenswandel nicht einverstanden war.

Sie erriet hinter Madames scheinbarer Ruhe ihre steigende Nervosität. Zwar hatte Onkel Prosper Madame rechtzeitig vorbereitet, daß sich heute seine Rückkehr verzögern werde. Das war nicht auffällig in Zeiten wie diesen, und es war äußerst unwahrscheinlich, daß Onkel Prosper gerade heute seine Freundin besuchen sollte. Dennoch wuchs sicher mit jeder Minute, die verstrich, Madames Mißtrauen, Monsieur Planchard könne die Mutter warten lassen um dieser verhurten Madame Mimerelles willen.

Madame saß in ihrem Ohrenstuhl, schwarz und steif, in dem sehr hellen Licht der elektrischen Birnen. Den Kopf drückte sie in den Nacken, so daß das gewaltige Doppelkinn noch mehr hervortrat, Bauch und Schenkel bildeten einen massigen Wulst, die Unterarme lagen plump auf der Lehne des Sessels, Sessel und Mensch verschwammen in eins. Sie saß da, mächtig im Fleisch, schwer atmend, doch reglos, ein Götzenbild.

Es war merkwürdig, wie verschieden Madame Planchard und ihr Sohn waren. Onkel Prosper mochte wohl in Aussehen und Wesen viel von seinem Vater geerbt haben.

Dieser sein Vater – der alte Monsieur Henri Planchard, Madames toter Mann, Simones Großvater – hatte in die Ehe mit Madame einen Sohn aus einer ersten Ehe mitgebracht, eben jenen Pierre Planchard, Simones Vater, und es blieb erstaunlich, daß Madame, das reichste und angesehenste Mädchen von Saint-Martin, ihn geheiratet hatte, einen Ingenieur ohne Geld, einen Witwer mit einem neunjährigen Sohn.

Wieder einmal überdachte Simone, was sie über diesen Henri Planchard, ihren Großvater, wußte. Er ist ein Mann von Phantasie gewesen, hieß es, sehr anziehend, aber auch leichten Sinnes, interessiert an vielerlei Dingen außerhalb seiner Geschäfte, ein Verschwender. Madame, streng, genau, hartnäckig, wie sie war, hatte sicher kein leichtes Leben mit ihm gehabt, und er nicht mit ihr. Es waren wohl die Züge, die Onkel Prosper von diesem Henri Planchard geerbt hatte, die Madame an ihm bekämpfte und die Simone an ihm liebte.

»Es ist ärgerlich, daß es keinen Roblechon mehr gegeben hat«, sagte nach einer Weile Madame, »mein Sohn wird ihn vermissen.« Sie sprach von Onkel Prosper immer nur als von ihrem Sohn oder als von Monsieur Planchard. Simone antwortete nicht, sie errötete nicht einmal. Ihr etwas trotziges Gesicht versperrte sich noch mehr. Sie hätte in diesem Augenblick dem Jungen auf der Gartenmauer den Roblechon bestimmt von neuem gegeben.

»Wie sieht es in der Stadt aus?« fragte plötzlich Madame. Sie pflegte sonst Fragen solcher Art nicht an Simone zu richten, sondern legte Gewicht darauf, alles von ihren eigenen Gewährsleuten zu erfahren. Jetzt aber waren die Verbindungen mit der Stadt abgeschnitten, das Telefon funktionierte nicht, und ihre innere Spannung war doch wohl zu stark.

Simone scheute sich, Madame zu berichten, wie tief der Anblick der Flüchtlinge sie ergriffen hatte. Trocken, in ungelenken Worten, erwiderte sie, die Flüchtlinge hätten sich sehr vermehrt, und es sei unter ihnen Hunger und Not. Auch seien jetzt von den Einwohnern Saint-Martins viele geflohen, Messieurs Amiot, Laroche, Raimu, sie nannte noch andere Namen.

Madames Antlitz blieb reglos in dem grellen Licht, und die gewaltigen Brüste bewegten sich leise wie bisher. Aber: »Gib mir eine Zigarette«, befahl sie, und das zeigte Simone, daß ihre Mitteilungen ihr nahegegangen sein mußten; denn Madame rauchte selten, nur wenn sie erregt war.

»Sie fliehen also«, nahm sie nach einer Weile Simones Worte auf, »sie reißen aus, sie verdrücken sich«, hell, leise, verächtlich kam ihre Stimme aus dem massigen Gesicht. »Keine Disziplin«, fuhr sie fort. »Das Frankreich von heute kennt keine Disziplin mehr. Ich habe mich in Monsieur Laroche getäuscht und in Monsieur Raimu und am meisten in Monsieur Amiot. Ein Ladeninhaber, der während eines solchen Notstandes sein Geschäft im Stich läßt, ist ein Deserteur. Er darf sich nicht wundern, wenn dann, in ruhigeren Zeiten, seine Kunden ihn im Stich lassen. Diese Leute sind ebenso dumm, wie sie feig sind.«

Madame rauchte. Ihre kleinen, klugen Augen blickten hart aus dem dicken Fleisch heraus. Simone schaute steif vor sich hin. Sie fürchtete, sonst könnte ihr Madame die Empörung vom Gesicht ablesen. Sie dachte an das Kind, das die Katze über die heißen, von Elend erfüllten Straßen Frankreichs schleppte, sie dachte an die erschöpften Soldaten mit ihren blutigen Füßen, sie dachte an das Mädchen, das sich, eingekeilt, mühte, die Schmutzkruste von dem blauen Lack des Kinderwagens abzukratzen. »Sie reißen aus, sie verdrücken sich. Dumm und feig«, das war alles, was Madame für diese Menschen übrig hatte.

»Sei nicht vorwitzig«, hörte sie auf einmal die Stimme Madames. Madame sprach gelassen, aber Simone fuhr zusammen, und jetzt wurde sie tiefrot. Es war unheimlich, wie Madame jeden unbotmäßigen Gedanken erriet. Unbotmäßigkeit, »Vorwitz«, war in den Augen Madames das schlimmste Verbrechen. Weil Simones Vater vorwitzig gewesen war, war er umgekommen. »Sei nicht vorwitzig«, war der schärfste Tadel, den Madame je aussprach.

Die beiden saßen und schwiegen. So still zu sitzen in der drückenden Gegenwart Madames, fiel Simone schwer; sie wünschte sehnlich, Onkel Prosper möge endlich kommen. Auch mit Onkel Prosper ist es nicht immer leicht. Er ist sehr impulsiv, er läßt sich oft gehen, und manchmal, wenn er gereizt ist, sagt er ungerechte Dinge, die einen empören. Aber er hat Simone wirklich gern, und die meiste Zeit ist er zu ihr von einer herzwärmenden Freundschaftlichkeit. Auch spricht er oft mit ihr vertraulich wie mit einer Erwachsenen, manchmal so vertraulich, daß sie verlegen wird, im Kino zum Beispiel, wenn er ihr seine Meinung über die weiblichen Qualitäten der Darstellerinnen ungeschminkt mitteilt. Wie immer, er ist jemand, dem sie sich oft, ja die meiste Zeit, nahe fühlt. Aber Madame bleibt ihr fremd, feindlich, und wenn sie sie nur anschaut, wird ihr kalt.

»Stell das Radio an«, sagte wieder nach einer Weile Madame. Simone tat es. Aus dem Radio kamen Takte der Marseillaise, jene sechs Noten, die jetzt immer kamen in den Pausen zwischen den Nachrichten: »Aux armes, citoyens.« Man wartete. Man wartete auf Monsieur Planchard, und man wartete auf Nachrichten.

Madame drückte ihre Zigarette aus. »Gib mir die Zeitung«, verlangte sie. »Es ist die alte«, erwiderte Simone. »Ich weiß«, sagte Madame, es klang nicht ungeduldig, nur kalt. Simone brachte ihr die Zeitung, es war die »Dépêche« von Dijon von vor drei Tagen und ein altes »Echo de Paris«, das Onkel Prosper gestern mit nach Hause gebracht hatte. Madame holte aus ihrer Tasche ein Lorgnon und las die Lokalnachrichten aus Dijon, die sie schon mehrmals studiert hatte.

Nach einiger Zeit schloß sie die Augen. Sie saß noch immer steif und still, aber das Lorgnon und das Zeitungsblatt waren heruntergesunken. Da saß sie, eingenickt, böse und friedlich.

Doch Simones Unbehagen wurde nicht geringer. Nicht einmal das Radio wagte sie abzustellen. Aus dem Apparat kamen in kleinen Abständen immer wieder jene Takte der Marseillaise, sie hindernd, etwas Vernünftiges zu denken. Sie saß auf ihrem kleinen Stuhl in dem grellen Licht, es war unerträglich, so zu sitzen und zu warten.

Schritte im Garten. Endlich. Sie flog zur Haustür, dem Onkel behilflich zu sein, aus dem Dunkel hereinzufinden.

Sowie sie ihn sah, war ihre Beklemmung fort. Das Haus hatte sich verändert, es war nicht mehr um sie wie ein Sarg, es hatte sich gefüllt mit Leben.

Onkel Prosper ging auf Madame zu, die sitzen blieb. Er war in den letzten zwei Jahren fülliger geworden; aber seine Bewegungen waren nach wie vor rasch und männlich, wenn ihm auch jetzt die Raschheit zuzeiten schwerfallen mochte. Er trug einen grauen Anzug, der ihm gut stand, er legte Gewicht darauf, sich sorgfältig und mit Geschmack anzuziehen, er sah stattlich aus. Er umarmte Madame; Simone sah, wie sie ihn beschnüffelte, um herauszukriegen, ob er wohl von einer Frau komme.

»Ich mußte natürlich zu Fuß gehen«, berichtete er, »es ist gar nicht daran zu denken, mit dem Wagen durchzukommen. Aber der Marsch hat mir gutgetan«, fuhr er lächelnd fort, »und hat mir einen Mordshunger gemacht. Wir wollen gleich essen. Ich wasche mir nur noch die Hände. Ihr habt lang genug warten müssen. Wir haben uns was Gutes verdient.«

Dann saß man bei Tische, und während der Onkel geschickt seine Schnecken aus ihren mit Wein und Butter gefüllten Häusern zog und sie genießerisch verzehrte, redete er von den Erlebnissen des heutigen Tages. Man nehme an, erzählte er, die angeblichen Weisungen der französischen Behörden, noch weitere Gebiete zu evakuieren, kämen von den Boches, welche die Verwirrung vergrößern wollten. Jedenfalls wirke die Panik ansteckend, es sei jetzt halb Frankreich auf der Flucht, alle Straßen seien verstopft, die militärischen Bewegungen überall behindernd, und die Regierung sei der Lage nicht gewachsen. Er habe herzzerreißende Dinge gesehen. Trotzdem, finde er, sollte man nicht aus falschem Mitleid mit den Flüchtlingen vor radikalen Maßnahmen zurückscheuen. Wenn es nicht anders gehe, dann müßte man eben die Flüchtlinge mit Gewalt von den Straßen treiben.

Er saß da, stattlich, frisch, gut anzuschauen. Simone paßte auf, wann er und Madame mit ihren Schnecken fertig werden würden, damit sie rechtzeitig die Teller wechseln und das Gigot auftragen könne. Dabei folgte sie dem, was Onkel Prosper sprach.

»Ich bin natürlich froh«, hörte sie ihn sagen, »daß nicht unsereiner diese harten Maßnahmen zu treffen hat. Es ist ein Glück, daß es wenigstens uns erlaubt ist, einfach unsern Gefühlen zu folgen.«

Er lehnte zurück, sein ausdrucksvolles, männliches Gesicht zeigte ein verlegenes Lächeln. »Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, Maman«, fuhr er fort. »Ich habe der Unterpräfektur für die Flüchtlinge zwei von unsern Wagen zur Verfügung gestellt. Ich habe keine Bedingungen daran geknüpft. Ich habe die Wagen einfach hergeschenkt. Ich konnte nicht anders.«

Es wurde Simone warm ums Herz. In Onkel Prospers Erzählung klang nach die innige Freude, die es ihm bereitet hatte, die Wagen loszuschicken, vierzig oder fünfzig Menschen zu retten.

Wie voll und dunkel seine Stimme war. So ähnlich mußte die Stimme ihres Vaters gewesen sein. Überhaupt hatte Onkel Prosper Ähnlichkeit mit ihrem Vater: das starke, rötlichblonde Haar, die lebendigen, graublauen Augen unter den dichten Brauen, die geschwungenen Lippen. Viele erklärten, er sei ganz der Bruder Pierre Planchards, und jetzt, wie sie ihn da sitzen sah, sich seiner menschenfreundlichen Tat ein wenig schämend, wurde sich Simone dieser Ähnlichkeit ganz bewußt.

Madame beschaute ihren Sohn mit ihren kleinen, forschenden Augen. »Ich fürchte, du wirst wenig Dank davon haben«, sagte sie nach einer Weile. »Du bist zu gut, mein Junge. In diesen Zeiten zwei Wagen herzuschenken, ist das nicht leichtsinnig?« Onkel Prosper lachte. »Lassen Sie mich leichtsinnig sein, Maman«, sagte er.

Simone trug die Teller hinaus und bereitete das Gigot zu Ende. Als sie es auftrug, sprach der Onkel davon, daß es gerade für einen Geschäftsmann erste patriotische Pflicht sei, kaltes Blut zu bewahren. Einfach dadurch, daß sie ihre Tätigkeit weiterführten, könnten die Geschäftsleute viel dazu beitragen, die Bevölkerung zu beruhigen. Schon der Anblick eines offenen Ladens wirke beruhigend. Es sei ein Skandal, daß sich so viele Ladeninhaber von der Panik unterkriegen ließen.

Rot und saftig lagen die Schnitten des Gigot auf den heißen Tellern, dunkelbraun und stark duftend ergoß sich darüber die Sauce, schwer und schwärzlichrot floß der Wein in die breiten, hohen Gläser.

Selbstverständlich, meinte, während er aß, der Onkel, dürfe man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ernsthafte Gefahr bestehe. Zwar sei das ganze Gebiet um Saint-Martin strategisch ohne Interesse; trotzdem sei es möglich, daß die Boches es mitnähmen. »Gewisse Herren«, erwiderte mit ihrer leisen, harten Stimme Madame, »scheinen sehr mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Ich habe gehört, gewisse Herren sind abgereist, sie haben sich davongemacht, sie sind ausgerissen.« – »Ja«, bestätigte Onkel Prosper. »Denken Sie, sogar der Buchhalter Peyroux, sonst doch ein vernünftiger Mensch, hat mich ganz unschuldig gefragt, ob ich nicht auch weggehen will.«

Madame krümmte verächtlich die Mundwinkel. »Das Pack«, meinte sie, »ist immer noch dümmer, als man denkt. Ich sehe nicht ein, wieso die Gefahr auf den Landstraßen geringer sein sollte als zu Hause. Und selbst, wenn die Boches kämen, ich sehe nicht ein, welches Interesse sie daran haben sollten, uns totzuschlagen. Vermutlich liegt auch ihnen daran, daß das Leben weitergeht.«

Man war mit dem Gigot zu Ende. Simone machte gemeinsam mit dem Onkel den Salat an. Er beugte sich über die Schüssel, und sehr deutlich und sehr groß war des Onkels rechtes Ohr vor ihr, es lief oben spitz zu und war verdickt. Plötzlich wurde ihr bewußt, wieviel den Onkel von ihrem Vater unterschied. Wenn sein Blick manchmal stechend wurde, wenn er sich manchmal gehenließ und fleischig in sich versank, sah er plötzlich eher Madame ähnlich.

Sie trug ab. Als sie mit den Fladen für die Crêpes Suzette zurückkam, erzählte Onkel Prosper von dem Besuch des Châtelains.

Simone wußte, daß Onkel Prosper und der Marquis de Saint-Brisson politische Gegner waren, daß aber der Onkel seinen Stolz dareinsetzte, mit dem hochgestellten Herrn gesellschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Wenn sich der Marquis, selten genug, im Büro des Hauses Planchard hatte sehen lassen, dann hatte der Onkel jedesmal davon gesprochen wie von einem großen Ereignis. So mußte ihm wohl auch der heutige Besuch eine Denkwürdigkeit sein. Um so mehr erstaunt war Simone, daß er von diesem Besuch durchaus nichts hermachte, so als ob es ein Besuch Monsieur Amiots oder Monsieur Laroches gewesen wäre. Und Madame nahm den Ton ihres Sohnes auf. »Ja«, sagte sie beiläufig, »jetzt kann er kommen, der Châtelain.«

Onkel Prosper, immer erzählend, bereitete mit geübter Hand auf dem kleinen Réchaud die Crêpes Suzette. Er goß den Likör über die Eierfladen und schaukelte die bläuliche Flamme hin und her. Es gehe darum, berichtete er weiter, daß der Marquis seine Markenweine noch rasch in Sicherheit gebracht wissen wolle, in den äußersten Südwesten, nach Bayonne. Nun erwies man ja in Zeiten wie diesen, meinte er gönnerhaft, einem alten Kunden trotz aller politischen Gegnerschaft gerne einen Gefallen. Aber so einfach, wie sich’s der Marquis vorstelle, gehe es nun doch nicht, und er legte eine breite, saftige Ironie in seine Worte.

Simone freute sich. Offenbar hatte Onkel Prosper den Châtelain tüchtig abfahren lassen. Sie dachte an die hämische Herausforderung des Maurice: »Ich wette eine Flasche Pernod, der Marquis bekommt die Wagen für seine Weine.« Sie hatte es ja gewußt, Maurice war einfach ein Lügner und Verleumder.

»Daran hat unsere kleine Simone immer wieder ihre Freude«, sagte jetzt Onkel Prosper, auf die bläuliche Flamme weisend, und tätschelte Simone. Simone errötete und wich um ein winziges zurück. Als sie ein Kind war, hatte der Onkel sie oft auf den Schoß genommen; und er hatte sich’s nicht abgewöhnt, sie zu streicheln und zu tätscheln. In letzter Zeit verwirrte sie das manchmal.

Mit Fett und Zucker überkrustet, stark und süß riechend, lagen die Eierfladen auf dem Teller. Für einen Augenblick sah Simone die Place du Général Gramont geradezu leibhaft vor sich mit dem Wagenpark der Flüchtlinge. Es kam ihr unwirklich vor, daß sie hier saß in dem hellen, geräumigen Zimmer vor dem wohlgedeckten Tisch und daß man nach den Schnecken und der Hammelkeule die Eierfladen verzehrte und gemächlich schwatzte.

»Ich fürchte, wir werden nicht in Ruhe zu Ende essen können«, teilte jetzt Onkel Prosper mit. »Philippe will noch heraufkommen.« Philippe Cordelier war der Unterpräfekt des Arrondissements.

Madame sah hoch mit leichtem Erstaunen. »Philippe ist schon gestern bei mir gewesen«, berichtete Monsieur Planchard weiter, »im Büro. Wir sind übereingekommen, daß es klüger ist, unsere Geschäfte privat zu bereden. Die Regierung möchte den ganzen Fuhrpark mieten«, sagte er leichthin.

Es gelang Madame, ihr Erstaunen zu meistern. Sie nahm ihr Lorgnon und betrachtete das Gesicht ihres Sohnes. »O lala«, war alles, was sie sagte; ein ganz kleiner Hohn war in ihrer Stimme.

Simones Gesicht aber war töricht vor Verblüffung, und es dauerte eine Zeit, bis sie die Mitteilung aufgenommen hatte. Sie zog die Brauen heftig zusammen, daß sich ihr die Stirn über der Nase furchte, und dachte scharf nach.

Auf dem Fuhrhof war schon vor Tagen die Rede davon gewesen, daß in der äußersten Not die Behörden die Wagen requirieren würden. Jetzt war es wohl soweit, jetzt sollte wohl der Unterpräfekt den Fuhrpark der Firma Planchard für die Flüchtlinge übernehmen. Allein Monsieur Cordelier unterhielt gute, geradezu freundschaftliche Beziehungen zu Onkel Prosper, Onkel Prosper war der angesehenste Mann des Arrondissements, bei den Wahlen hatte er der Regierung große Dienste geleistet, der Unterpräfekt war auf ihn angewiesen und wollte es sicherlich mit dem einflußreichen Herrn nicht verderben. Darum nahm er wohl den schwierigen Weg durch die Nacht hier herüber in die Villa Monrepos auf sich. Er wollte versuchen, auf gütlichem Weg soviel wie möglich aus Onkel Prosper herauszuholen.

Die Furche in Simones eigensinniger Kinderstirn vertiefte sich; sie sah viel älter aus, als sie war. Hatte sie sich selber betrogen, als sie sich so freute darüber, daß Onkel Prosper die beiden Peugeots hergeschenkt hatte? Gegen ihren Willen mußte sie an die bösartige Deutung des Maurice denken: »Und jetzt ist Quasselfriedrich der noble Mann und hat vorgebaut für den Fall, daß man noch mehr von ihm verlangt.«

»Selbstverständlich werde ich das Meine dazu beitragen, den Abtransport der Flüchtlinge zu erleichtern«, erklärte Onkel Prosper. »Aber das Wie muß man gefälligst mir überlassen. Mir gleich den ganzen Fuhrpark abnehmen zu wollen ist ein bißchen haarig. Finden Sie nicht auch, Maman? Und wo will Philippe die Chauffeure auftreiben? Wohin will er die einzelnen Wagen dirigieren? Ich bin gewiß ein Freund der Regierung. Aber in Zeiten wie diesen kommt man mit allgemeinen administrativen Vorschriften nicht durch. In einer Katastrophe, wie wir sie jetzt hier erleben, täten die Bürokraten, die Paperassiers, besser, tüchtige Geschäftsleute und Organisatoren gewähren zu lassen, die die lokalen Eigentümlichkeiten genau kennen.«

Er sprach mit seiner tiefen, klagenden Stimme, überzeugt und überzeugend. Simone hatte ähnliche Äußerungen oft von ihm gehört. Er glaubte bestimmt wirklich, er könne, wenn man ihm nur seinen Weg lasse, für den Abtransport der Flüchtlinge mehr tun als der Unterpräfekt. Trotzdem brachte Simone die Worte des Maurice nicht aus ihrem Kopf, und der helle, höhnische Ton, in dem er »Quasselfriedrich« herauszuquäken pflegte, begleitete alles, was Onkel Prosper sagte.

Simone hatte die Gabe, sich Dinge, die sich in Zukunft ereignen mochten, bildhaft vorzustellen. Sie stellte sich vor, wie die großen Weinfässer des Châtelain auf die stattlichen, soliden Wagen der Firma Planchard geladen wurden, sie sah, wie die Wagen durch den Strom der Flüchtlinge fuhren, starke Wagen, versehen mit allem Notwendigen, mit Treibstoff und mit Ersatzteilen, und gelenkt von geübten, straßenkundigen Chauffeuren. Sie sah, wie die Flüchtlinge, zusammengebrochen an den Rändern der Straße, den Wagen nachschauten mit stumpfen, erloschenen Gesichtern.

Onkel Prosper hatte zu essen aufgehört, wiewohl noch ein Stückchen Eierfladen auf seinem Teller lag. Simone stand auf, um abzuräumen, aber er hielt die Hand schützend über den Teller und goß sich noch ein wenig Wein ein; man trank zu den Crêpes einen leichten, spritzigen Anjou. »Eine Minute, meine Kleine«, sagte er freundlich scherzend. »Den Rest meiner Crêpes mußt du mir schon gönnen.«

»Du bist ja heute im Geschäft gewesen, an der Pumpe«, fuhr er fort, anerkennend. Es habe sich auch gelohnt. Die Beträge, die an der Pumpe hereinkämen, seien gar nicht so unbeträchtlich. Die Vorsicht, die er an den Tag gelegt habe, indem er sich beizeiten mit Benzin eingedeckt, trage jetzt Zinsen. In Zeiten wie diesen müsse man doppelt darauf achten, das Seine zusammenzuhalten. Er lehnte zurück und spielte mit der Serviette. Er schaute Simone wohlgefällig an. Sie errötete leise. Ganz flüchtig dachte sie an die Frau des Doktors Mimerelles, die blond war und füllig. »Hundsmager bist du«, hatte jüngst einmal der Onkel zu ihr gesagt.

Es sei schon was, meinte er jetzt, behaglich, es sei ein Entgelt für die Mühe des Tages, wenn man abends im Kreise der Familie sein Herz ausschütten könne. So ein gemütliches Abendessen, das sei die beste Erholung, und er hob galant das Glas mit dem sehr hellen Wein, erst gegen Madame, dann gegen Simone.

Gerade als er den letzten Bissen zum Mund führte, hörte man Schritte vom Garten. »Na«, seufzte er, »wenigstens mit den Crêpes sind wir fertig«, und er wischte sich den Mund, während Simone zur Tür lief.

Monsieur Philippe Cordelier, der Unterpräfekt, blinzelte im Licht der Eingangshalle. Der lange, hagere Herr, vornübergeneigt, wirkte immer leicht verstört, heute sah er besonders abgehetzt aus. Mechanisch an der Rosette der Ehrenlegion herumfingernd, etwas abwesend, sagte er zu Simone, die ihm den Stock abnahm: »Guten Abend, mein liebes Kind. Das war etwas heute, das war ein harter Weg«, und mehr vor sich hin als zu Simone sprach er weiter von den Mühseligkeiten dieses Weges durch die Dunkelheit. Auf Schritt und Tritt stolpere man über Wagen und Menschen. Mehr als eine Stunde habe er gebraucht. Einmal habe er sich regelrecht verirrt. Er blinzelte noch immer mit seinen blassen Augen.

Simone führte ihn ins Speisezimmer. Monsieur Planchard begrüßte ihn vielwortig. Wiewohl er gelegentlich von dem Unterpräfekten als von einem nicht gerade übermäßig intelligenten Herrn sprach, behandelte er ihn stets mit der Auszeichnung, die dem ersten Beamten des Arrondissements gebührte; manchmal freilich, so auch heute, war seiner Beflissenheit eine kaum merkbare, spöttisch joviale Herablassung beigemischt.

»Der Weg scheint dich ja furchtbar mitgenommen zu haben, Philippe«, sagte er und schlug ihm auf die Schulter. »Komm erst einmal wieder richtig zu dir. Wir sind noch vor dem Kaffee. Du nimmst ihn natürlich mit uns.«

»Wir nehmen den Kaffee im Blauen Zimmer, Simone«, sagte Madame. Sie sprach höflich und mit besonderer Kälte; sie sprach zu dem Dienstmädchen, nicht zu der Enkelin ihres Mannes.

Simone räumte den Tisch ab und bereitete den Kaffee. Als sie die gläserne Maschine mit dem Kaffee, die Mokkatassen und den Cognac ins Wohnzimmer brachte, hatten sich’s die Herren bequem gemacht und rauchten. Auch Madame rauchte. Das war schon das zweite Mal an diesem Abend, und es wird ihr sicher nicht gut bekommen. Simone wußte, warum Madame es auf sich nahm. Madame rauchte immer, wenn wichtige, geschäftliche Dinge zu bereden waren; das gab ihr Gelegenheit, in der Unterhaltung längere Pausen zu machen und sich ihre Antworten schärfer zu überlegen.

Wiewohl die alte Dame infolge der späten Stunde und des langen Wartens auf ihren Sohn sehr müde sein mußte, saß sie steif in ihrem Ohrensessel, den mächtigen Leib ins Korsett gepreßt, das gewaltige Doppelkinn heruntergedrückt, und ließ sich die Erschöpfung nicht anmerken. Offenbar war ihr viel daran gelegen, das Gespräch zwischen dem Unterpräfekten und ihrem Sohn zu überwachen. »Schließ die Tür zum Eßzimmer, Simone«, befahl sie, als Simone den Kaffee eingeschenkt hatte und sich entfernen wollte. Es war klar, Simone sollte nichts in die Küche hinaus hören.

Aber trotz der geschlossenen Tür drangen, während sie das Geschirr wusch, die Stimmen aus dem Wohnzimmer zu ihr. Die hohe, hohle Stimme Monsieur Cordeliers schien erregt; offenbar verlangte er die Auslieferung der Wagen. Auch Onkel Prosper erwiderte erregt, er sprach laut, lang und schnell, seine Stimme war noch klingender als sonst. Dann wieder wurde es ganz still, und Simone wußte, jetzt redete Madame; wenn sie redet, und sei es noch so leise, wird geschwiegen und zugehört.

Simone konnte sich vorstellen, wie drinnen das Gespräch lief, und sie wußte im voraus, wie es enden werde. Es hatte schon mehrmals Differenzen gegeben zwischen der Unterpräfektur und der Firma Planchard. Niemals hatte Monsieur le Sous-Préfet seinen Standpunkt durchgesetzt. Er wird es auch heute nicht können, schon gar nicht, nachdem Madame an dem Gespräch teilnimmt. »Ich wette eine Flasche Pernod, nicht die Flüchtlinge kriegen die Wagen.« Der ganze Lohn, den Monsieur le Sous-Préfet für seinen beschwerlichen Gang durch die Nacht haben wird, wird der Kaffee sein und der Cognac.

Sie sollte nicht so bösartig über Onkel Prosper denken. Sie sollte nicht auf Onkel Prosper mit den bösen Augen des Maurice schauen, der alles verhöhnt und schlechtmacht. Onkel Prosper gilt als ein Menschenfreund, als der Wohltäter von Saint-Martin. Und er ist es. Zu ihr war er immer wie ein Vater. Wenn sie daran denkt, mit wie lustigem, kameradschaftlichem Verständnis er auf alle ihre Kinderphantasien eingegangen ist, wird ihr warm ums Herz. Und wie großartig war er damals in Paris. Keine Zeit, keine Mühe und kein Geld hat er gespart, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Überall hat er sie mitgenommen, alles hat er ihr gezeigt. In den ersten Restaurants hat sie gesessen, in der Oper war sie, und wenn sie sich in einem Laden was wünschte, hat er’s ihr gekauft. Und selbst ihre Launen hat er freundlich hingenommen. Sie erinnert sich daran, wie sie in Notre-Dame waren, und wie er gern auf den Turm gestiegen wäre, und wie sie sich geweigert hat. Ohne Grund. Sie hat ihm nicht sagen können, daß sie sich die Erinnerungen an ihren Vater nicht verderben wollte, und er hat nicht in sie gedrängt und hat sich gefügt. Und wenn er einmal einen Abend für sich haben wollte, dann hat er dafür gesorgt, daß sie nicht allein im Hotel sitze. Einmal eines solchen Abends ist sie mit den Töchtern eines Geschäftsfreundes von ihm in den Louvre gegangen, es war ein Abend, an dem die Skulpturen angeleuchtet wurden. Sie wird nie vergessen, wie sie vor der Statue der beschwingten Siegesgöttin gestanden ist, atemlos, und dann hat sie die ganze Nacht darüber gegrübelt, wie wohl der Kopf dieser Frau gewesen sein mag.

Es war eine großartige Zeit damals mit Onkel Prosper in Paris. Er hat viel für sie getan. Er freut sich, wenn er einem andern Freude machen kann.

Es ist eigentlich merkwürdig. Er hat sie gern, und trotzdem duldet er, daß Madame so kalt und feindselig gegen sie ist. Simone ist bescheiden, sie lehnt sich auch innerlich nicht dagegen auf, daß sie niedrige Arbeit zu verrichten hat. Aber Madame weist ihr oft überflüssige Arbeit zu, sie läßt sie merken, daß sie hier nichts ist als das Dienstmädchen. Warum erlaubt das Onkel Prosper?

Es ist wohl so, daß er Scheu davor hat, mit Madame herumzustreiten. Er hat Respekt vor Madame, sie ist sehr klug. Onkel Prosper schließt kein Geschäft von einigem Belang ab, ohne ihren Rat einzuholen. Madame würde es auch anders nicht dulden. Noch besitzt sie die Hauptanteile der Firma, und obwohl sie immer betont, daß ihr Sohn der Herr sei, der Chef des Hauses, so denkt sie doch nicht daran, ihm die Leitung allein zu überlassen.

Simone begreift Onkel Prospers Verhalten. Trotzdem kränkt es sie, daß er sie nicht kräftiger gegen Madame in Schutz nimmt. Er ist auch in Madames Gegenwart freundlich zu ihr. Aber er läßt dann nichts merken von der wahren Zuneigung, die er sie oftmals spüren läßt, wenn sie allein sind.

Sie ist undankbar. Den ganzen Abend hat sie in ihrem Innern an Onkel Prosper gemäkelt. Es erbittert sie, daß Maurice an allem nörgelt: aber macht sie es anders?

Ihr Vater freilich war auch ein ewig Unzufriedener. Genau das hat man ihm vorgeworfen, daß er an allem zu nörgeln und zu mäkeln habe. Er war unbotmäßig von Natur, Pierre Planchard, er war »vorwitzig«. Er war so vorwitzig, daß er darüber verdorben und gestorben ist. Ja, so viel war ihm sein Nörgeln und Mäkeln wert, daß er dafür die Gefahr eines dunkeln Todes auf sich genommen hat. Und wenn die Leute ihn heute feiern, dann deshalb, weil er ein Nörgler und Mäkler war.

Maurice nimmt offenbar an, sie sei nicht wie ihr Vater. Maurice nimmt offenbar an, sie sei einverstanden mit der Villa Monrepos, wo man Vorwitz und Unbotmäßigkeit als das schlimmste aller Verbrechen ansieht. Ist sie aber wirklich einverstanden? Gehört sie nicht doch eher zu den Aufsässigen, zu den Unbotmäßigen, zu ihrem Vater?

Die Stimmen im Wohnzimmer sind wieder lauter geworden, die Stimme des Unterpräfekten klingt jetzt schrill und heftig. Monsieur Xavier, der Sekretär der Unterpräfektur, der es wissen muß, hat einmal gesagt, Monsieur Cordelier sei ein anständiger Mensch, der aber am Ende in seiner Konzilianz und Unentschlossenheit jede gute Sache verderbe. Simone hat da selber eine Erfahrung machen müssen. Monsieur le Sous-Préfet hat immer erklärt, er bewundere Pierre Planchard; aber als es darum ging, eine Gedenktafel für ihn anzubringen, ist er zuletzt doch vor der Opposition des Notars Levautour umgefallen. Flüchtig geht Simone durch den Sinn, wie »korrekt« sich damals, wohl auf den Rat Madames, Onkel Prosper verhalten hat. Er hat erklärt, als dem Bruder Pierre Planchards stehe es ihm nicht an, für die Anbringung der Gedenktafel zu stimmen und zu wirken. Er blieb neutral.

Soviel ist gewiß, Monsieur le Sous-Préfet ist nicht der Mann, sich und seine Sache gegen harte Widerstände durchzusetzen. Die Firma Planchard wird ihm die Wagen nicht ausliefern. Simone hört, wie er gerade jetzt wieder mitten im Satz abbricht; wahrscheinlich redet Madame.

Hurtig, während Simone so dachte, wusch und trocknete sie die Teller, spülte sie die Töpfe und Kessel, reinigte sie die Bestecke, polierte sie die silbernen Geräte. Es war eine Menge Arbeit, der ganze Tag war voll von Mühe und Arbeit gewesen, und während ihre kräftigen, geröteten Kinderhände mechanisch ihr Werk verrichteten, tat ihr manchmal der Rücken weh vor Müdigkeit.

Noch ehe sie mit dem Geschirrwaschen zu Ende war, kam Madame in die Küche. Da stand sie, schwer, sie füllte die Küche ganz aus, und ihre kleinen, harten Augen schauten auf Simone, auf den Haufen des bereits gereinigten, gestapelten Geschirrs und auf den Haufen des noch nicht gereinigten Bestecks; man hörte nichts als ihr Atmen und das Tropfen des Wassers in das Spülbassin.

Simone rieb weiter an dem Silber der Schneckenzangen. Sie hatte sich nichts vorzuwerfen, aber ihr wurde unbehaglich, wie Madame so stand und schaute, und es wäre ihr lieb gewesen, Madame hätte endlich gesagt, was sie wollte.

»Laß die Sachen liegen, wie sie sind«, kam schließlich Madames leise Stimme aus dem massigen Gesicht, »und mach morgen fertig. Es ist spät geworden, du brauchst Schlaf.«

Simone war überrascht, noch nie hatte Madame solche Rücksicht gezeigt. »Danke, Madame«, sagte sie und trocknete sich die Hände. Offenbar fürchtete Madame, sie könne zuviel hören von dem, was im Blauen Zimmer gesprochen wurde. »Gute Nacht, Madame«, sagte sie und ging hinauf in ihr Zimmer.

## 

## 4

## Die Bücher

Simones Kammer atmete nicht die füllige Behaglichkeit der andern Räume der Villa Monrepos, es war ein kleines, geweißtes Gelaß, geschrägt durchs Dach, es war die Dienstbotenkammer. Ein paar Bücher standen auf der Truhe, an der Wand hing ein vergilbtes Photo Pierre Planchards und, ausgeschnitten aus der »Humanité«, ein großes, schlecht reproduziertes Bild von ihm, die Druckerschwärze des Textes der Rückseite schlug durch. Weiter hing da ein Farbendruck, darstellend den Heiligen Martin zu Roß, wie er dem Bettler den Mantel reicht, ein anderer Druck, wiedergebend zwei schnauzbärtige Grenadiere der Grande Armée, die Wache halten an dem offenen Sarg eines sehr farbigen Napoleon, während ihnen dicke Tränen in die Schnauzbärte kollern. Ferner war da eine sehr schöne, große Abbildung der Statue der Siegesgöttin aus dem Louvre, ein Geschenk Onkel Prospers.

Simone zog sich aus, wusch sich, legte sich zu Bett. Schaltete das Licht aus. Unten hatte man das Radio angestellt, Worte kamen, wohl eine Nachricht, sehr undeutlich, dann wieder das Pausenzeichen, die beiden Takte der Marseillaise: »Aux armes, citoyens«, auch sie so undeutlich, daß Simone sie nur erraten konnte. Die Weckuhr tickte leise, Grillen zirpten monoton, es war heiß. Simone war todmüde, aber sie merkte bald, daß sie nicht werde schlafen können.

Auf der Truhe lagen verlockend die Bücher, die Père Bastide ihr gegeben hatte. Sollte Simone Licht machen und lesen?

Madame wünschte nicht, daß Simone im Bett lese. Überhaupt liebte es Madame nicht, daß Simone las. Madame war argwöhnisch allem Bücherwissen gegenüber, aller »Theorie«, und wiewohl kaum davon die Rede war, wußte Simone, daß Madame das Ende Pierre Planchards zurückführte auf seinen verstiegenen Intellektualismus.

Simone ihresteils hätte sich gerne Bildung erworben. Mademoiselle Rousseil freilich, ihre Lehrerin, hatte sie ihre ganze Schulzeit hindurch für träg und unaufmerksam gehalten. Nicht als ob Simone eine schlechte Schülerin gewesen wäre, doch Mademoiselle Rousseil hatte geglaubt, sie könnte, wenn sie nur ernstlich wollte, viel bessere Leistungen erzielen. Allein Simone war nicht träge, sie war nur zu langsam. Dafür begriff sie, was sie einmal begriff, ganz und tief und verstand, es anzuwenden.

Gelesen hatte Simone immer gerne, und Madame hatte diese »Lesewut« immer mißbilligt. Jetzt hatte Madame sie von der Arbeit weggeschickt, damit sie genügend Schlaf habe; wenn sie jetzt läse, würde es ihr Madame bestimmt sehr übelnehmen.

Doch Simone ertrug es nicht, länger allein zu sein mit ihren Gedanken in der heißen, dunkeln Kammer. Vorläufig war Madame festgehalten durch das Gespräch mit Monsieur le Sous-Préfet. Wenn Simone ihn aufbrechen hört, wird sie sicher noch Zeit finden, das Licht auszumachen, bevor Madame was merkt.

Sie schaltete das Licht ein und nahm Père Bastides Bücher zur Hand.

Es handelten aber diese Bücher von der Jungfrau von Orléans.

Simone las gerne über Jeanne d’Arc; das freute Père Bastide, und er gab ihr immer neue Bücher über die Jungfrau.

Von den drei Büchern, die er ihr diesmal gegeben hatte, war das eine ziemlich groß im Format, Père Bastide hatte es in ernsthafte, schwarze Leinwand gebunden, es schien wissenschaftlich und etwas trocken. Das zweite hatte er rot gebunden, mit rotem Lederrücken und roten Lederecken, sehr hübsch, es war wohl leicht zu lesen, es schien spannend, und es war versehen mit vielen interessanten Illustrationen. Das dritte aber war von kleinem Format, es hatte einen altmodischen Einband mit viel Gold und Verzierungen, es war abgegriffen und zerlesen; es schien eine Sammlung von Legenden und rührenden Anekdoten.

Wie einfach war im Grunde die Geschichte dieses Mädchens Jeanne d’Arc, und wieviel Bücher gab es über sie. Neunzehn Jahre ist Jeanne alt geworden, nur vier Jahre älter als Simone selber, ihr ganzes Schicksal drängte sich zusammen in drei Jahre, man könnte es in wenigen Sätzen erzählen. Trotzdem fand man immer neue Wissenschaft über Jeanne d’Arc und ihre Zeit und deutete ihr Wesen und ihr Schicksal immer wieder anders.

Manchmal war Simone, als verstünde sie Jeanne d’Arc besser als die gelehrten Bücherschreiber. Dennoch las sie mit Eifer alles, was sie über die Jungfrau zu lesen bekam, und ihre Geschichte rührte sie mit immer der gleichen geheimnisvollen Gewalt an.

Sie hatte ein gutes, verlässiges Gedächtnis, und alle Daten waren ihr gegenwärtig.

Jeanne, geboren im Jahre 1412 als Tochter des leidlich begüterten Landmannes Jacques d’Arc in Domremy, war ein gutartiges, munteres Kind, kräftig und anstellig in bäuerlichen Geschäften. Dann aber hörte sie Stimmen von Heiligen und brach auf zu dem Königlichen Hauptmann ihres Gebietes, und der sandte sie zu dem Dauphin, Karl dem Siebenten, damit sie ihn gemäß ihren Stimmen ermahne und zum König salbe. Und der Dauphin vertraute ihr Truppen an, und mit diesen Truppen entsetzte sie die belagerte Stadt Orléans und schlug die Engländer und nahm die Stadt Troyes und andere Städte und krönte den Dauphin in Reims zum König, wie ihre Stimmen es sie geheißen hatten. Dann aber schien sie dem Hofe lästig, und man beschränkte ihre Macht und entließ ihre Soldaten. Und sie versuchte mit zu geringer Truppenzahl einen Angriff auf die Stadt Paris, und sie wurde verwundet, und der Angriff mißglückte. Und sie versuchte, die Stadt Compiègne zu entsetzen, aber die Ihren schlossen, während sie außerhalb der Mauern kämpfte, hinter ihr das Tor und zogen die Brücke hoch, und sie wurde gefangen von dem Grafen von Luxemburg, der ein Anhänger der Engländer war. Und sie wurde von ihm an die Engländer verkauft für zehntausend Silberlinge und von diesen der Inquisition überliefert, damit sie ihr den Prozeß machte. Und es fand dieser Prozeß statt im Jahre 1431, und er dauerte vom 9. Januar bis zum 24. Mai. Und sie wurde verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. Und so geschah es am 30. Mai jenes Jahres, und sie war neunzehn Jahre und vier Monate alt.

Da lag also Simone Planchard, ein kräftiges, fünfzehnjähriges, etwas knochiges Mädchen, auf dem guten, grobkörnigen Laken ihres Bettes, sie lag in einem kurzen Nachthemd, bäuchlings, die Ellbogen aufgestützt, und las in den Büchern über die Jungfrau von Orléans. Um sie aber waren an den geweißten Wänden der Heilige Martin, ihr Vater Pierre Planchard, die betrübten Grenadiere Napoleons und die Siegesgöttin aus dem Louvre.

Da Simone die Geschichte der Jungfrau genau kannte, las sie nicht, wie sie sonst gewohnt war, ihre Bücher Seite um Seite, sondern erlaubte sich, herumzublättern und da und dort herauszupicken, was ihr von besonderem Interesse schien.

Sie las von der naiven Freude, welche Jeanne hatte an der Pracht, inmitten deren sie leben durfte von der Zeit an, da sie an den Hof des Dauphins gekommen war. Sie las von den feinen Stoffen, mit denen man Jeanne bekleidete, sie las von ihrem Marstall, von dem Glanz ihrer Rüstung, von der Kostbarkeit ihrer Fahnen. Zwei Fahnen hatte der schottische Maler Hamish Power für sie gemalt für fünfundzwanzig Livres, die eine, große war von weißem Satin und stellte dar den thronenden Christus, dahinter die goldenen Lilien von Frankreich, die kleine aber stellte die Verkündigung dar, und der Engel reichte der Madonna eine Lilie.

Simone las, daß Jeanne kräftig gewesen sei, ziemlich groß, doch nicht schön. Sie beschaute sich das Bild der Jungfrau, das sie in dem rotgebundenen, spannenden Buch fand. Es war die Abbildung einer Statue aus dem Museum von Domremy. In dem Buche hieß es, das Bildwerk sei erst mehrere Jahrzehnte nach dem Tode Jeannes angefertigt worden, die Tracht stimme nicht, auch sei die Statue ohne Kunstwert, roh und ungeschlacht. Simone aber gefiel gerade dieses Bild. Genau so von Ansehen, stellte sie sich vor, mußte Jeanne gewesen sein, ein bißchen plump und keineswegs sehr ungewöhnlich.

Simone las, daß Jeanne gegen den Willen ihrer Umgebung darauf bestand, praktische, männliche Kleidung zu tragen, Hosen. Sie las, daß sie oft mehrere Tage hintereinander die Rüstung nicht ablegte, daß sie immer mit Männern zusammen war und derben Späßen nicht abgeneigt. Andernteils, las sie, wird mehrmals bezeugt, daß aus diesem plumpen, männlich gerüsteten Mädchen eine schöne, volle, sehr weibliche Stimme sprach.

Für einen Augenblick ließ Simone das Buch sinken und dachte nach.

Sie nahm das Buch wieder auf und las von dem ungeheuern Elend, von dem das Land befallen war zur Zeit, da Jeanne ihre Stimmen hörte. Sie las, wie die Bauern aus Frankreich klagten. »Was sollen wir machen, wir Leute vom Land?« jammerten sie. »Es gibt nunmehr einen Beruf: den Krieg. Gott hat sich zu den Soldaten geschlagen, gehen wir zum Teufel. Was geht uns das Morden an? Infolge des schlechten Regiments und der Verräterei müssen wir uns von Frau und Kindern lossagen und in die Wälder gehen wie wilde Tiere. Nicht ein oder zwei Jahre, schon vierzehn oder fünfzehn Jahre dauert dieser schmerzhafte Tanz. Und die meisten großen Herren Frankreichs sind gestorben durch Schwert, Gift oder Verräterei, ohne Letzte Ölung. Besser den Sarazenen dienen als den Christen. Kümmern wir uns also nicht weiter um die Befehle unserer Herren. Was kann uns passieren, als daß wir gefangen und umgebracht werden von den Godons?« Man nannte aber so die Engländer infolge des Fluches, den sie immer im Munde führten: Goddam.

Sie las weiter: In der Nähe von Meaux war eine große Ulme, an welcher der Bastard von Vauru, ein Edelmann aus der Gascogne, alle Bauern aufhängen ließ, deren er habhaft werden konnte und die nicht imstande waren, Lösegeld zu zahlen. Er ließ sie ans Pferd binden und im Galopp hinschleifen. Und zuzeiten hängte er sie wohl selber.

So fing er einmal einen jungen Bauern, band ihn ans Pferd und schleifte ihn im Galopp bis Meaux. Dann ließ er ihn foltern. Vor Schmerz und in der Hoffnung, seine Knochen zu retten, versprach der junge Mensch, dreimal mehr zu zahlen, als er hatte. Und schickte zu seiner Frau, daß die die Summe bringe; er hatte sie im gleichen Jahr geheiratet, und sie war nahe ihrer Niederkunft. Da sie ihren Mann sehr liebte, kam sie, hoffend, das Herz seines Peinigers zu rühren. Der Herr von Vauru sagte: »Wenn du an dem und dem Tag das Lösegeld nicht bringst, hänge ich deinen Mann an meine Ulme.« Ihr Schicksal verwünschend, brachte sie, so schnell sie konnte, das Geld auf, aber sie hatte es erst acht Tage nach dem Termin zusammen. Der Wüterich indes hatte den jungen Menschen an seiner Ulme aufhängen lassen, sowie der Tag verstrichen war, ohne Gnade und Pardon. Die junge Frau kam und verlangte ihren Mann. Sie weinte sehr, denn sie hatte den Weg zu Fuß gemacht und konnte sich nicht mehr aufrecht halten infolge ihrer Schwangerschaft. Sie wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, verlangte sie ihren Mann von neuem. Man antwortete ihr: »Du Strolchin, zahl das Geld, und du kriegst ihn zu sehen.« Sowie sie aber das Geld hatten, sagten sie ihr: »Deinen Mann haben wir natürlich gehängt, wie die andern Strolche.« Da verspürte sie einen solchen Schmerz und Zorn in ihrem Herzen, daß sie ausbrach und schimpfte wie von Sinnen. Wie der tückische Bösewicht, der Bastard von Vauru, ihre Flüche hörte, ließ er sie mit Ruten schlagen und im Galopp an seine Ulme bringen. Dort ließ er sie nackt ausziehen und anbinden. Über ihr waren an den Zweigen achtzig bis hundert Männer aufgehängt, die einen hoch, die anderen niedrig. Die unten aufgeknüpft waren, berührten jedesmal, wenn der Wind sie schwanken machte, ihren Kopf und jagten ihr solche Furcht ein, daß ihr die Beine versagten. Die Stricke, mit denen sie gebunden war, drangen ihr ins Fleisch. Sie schrie: »Herrgott, wann wird dieser Schmerz aufhören?« Sie schrie, die arme, gemarterte Kreatur, daß man sie hinein in die Stadt Meaux hörte; aber wer ihr zu Hilfe gekommen wäre, den hätten sie umgebracht. Während solcher schmerzhafter Schmerzen kam die Nacht. Und mitten in ihrem Schreien, geschüttelt von allen Seiten von Regen, Wind und Kälte, brachte sie ihr Kind zur Welt. Sie schrie sehr laut, und die Wölfe witterten das Fleisch, und sie kamen und fraßen das Kind und die Mutter. So starb diese elende Kreatur, und es geschah dies im Monat März, in der Fastenzeit des Jahres 1420.

Dies also las Simone über die Zustände des vom Feind und seinen Verbündeten besetzten Frankreich zu der Zeit, da Jeanne d’Arc ihre Stimmen hörte.

Sie las über diese Stimmen. Sie kamen zu Jeanne am häufigsten, wenn sie in einem Wald war. Es waren die Stimmen des Erzengels Michael und vor allem die Stimmen von Mesdames Sainte Cathérine und Sainte Marguérite.

Und Simone las, wie Jeanne, diesen Stimmen gehorchend, sich mit Hilfe des alten Durand-Lassoir, eines Verwandten, aufmachte, um den Gouverneur ihres Bezirkes aufzusuchen, den Feldhauptmann Robert de Baudricourt. Sie trug aber ein armseliges, zusammengeflicktes, rotes Kleid. Sowie sie im Schloß angekommen war, ging sie ohne Furcht auf Sire Robert zu und sagte zu ihm: »Ich bin zu Euch gekommen, Feldhauptmann, im Auftrag von Messire, damit Ihr Botschaft schickt zu dem gnädigen Dauphin, er möge sich ruhig halten und sich auf keine Schlacht einlassen. Vor Mittfasten wird ihm Messire Hilfe schicken.« Der Feldhauptmann grinste: »Messire, wer ist das?« – »Der König im Himmel«, antwortete die Jungfrau. »Er hat mir befohlen, den Dauphin zur Salbung und Krönung zu führen. Ich muß zum Dauphin gehen, und müßte ich mir die Beine bis zu den Knien ablaufen.« Auf diese Erklärung hin brach der Sire de Baudricourt in schallendes Gelächter aus und sagte dem Verwandten, er solle das Mädchen ihrem Vater zurückbringen, damit er ihr ein paar tüchtige Maulschellen gebe. Und da Jeanne sich weigerte zu gehen, fragte der Feldhauptmann seine Soldaten, ob sie sich an ihr delektieren wollten. Als aber die Soldaten sie sahen, verspürten sie keine Lust. So, las Simone, berichteten die Augenzeugen. Die Volkssage aber stellte es so dar, daß unter den Soldaten, wie roh sie gewesen sein mochten, keiner es gewagt habe, sie anzufassen.

Simone, mit ihrer Gabe, sich die Dinge sehr deutlich vorzustellen, malte sich aus, wie der große Herr Robert de Baudricourt Jeanne empfangen haben mochte und sie Strich stehen lassen vor seinen Soldaten, und wie da wohl ein Maurice es versuchte, seine Schnauze an ihr zu wetzen. Und es erfüllte sie mit Genugtuung, daß dem das Wort im unverschämten Munde steckenblieb.

Dann überlegte sie, wie Jeannes Leben wohl weiter verlief, nachdem sie von dem mißglückten Versuch bei dem großen Herrn zu ihren Eltern zurückgekehrt war. Leicht hat sie es bei diesen sicher nicht gehabt. Wenn zum Beispiel sie, Simone, zu Madame ginge und ihr erklärte, sie fahre jetzt nach dem Kongo, um dort die Tätigkeit ihres Vaters fortzusetzen und die Konzessionäre zu beraten und zu ermahnen, wie sie sich zu den Eingeborenen zu verhalten hätten, da würde ihr Madame schön den Marsch blasen. Von Vater d’Arc wird berichtet, er habe erklärt, eher schmeiße er Jeanne ins Wasser, als daß er sie Soldatenhure werden lasse. Im besten Fall haben Jeannes Eltern sie für überspannt und abenteuerlustig gehalten, und ganz bestimmt hat der Vater den Rat des Feldhauptmanns befolgt und ihr ein paar kräftige Maulschellen versetzt.

Da hat es denn vielleicht sein Gutes für Jeanne gehabt, daß gleich nach ihrer Rückkehr ihr Heimatort vom Feinde bedroht wurde und die ganze Bevölkerung Zuflucht suchen mußte in der benachbarten Festung Neuf-Château. Dort haben die Eltern sicherlich nicht mehr viel Zeit gehabt, sich mit Jeannes Besuch bei dem Feldhauptmann zu befassen. Und wie sie dann, die ganze Familie, nach Domremy zurückkehrten, fanden sie ihr Heimatdorf zum größten Teil von den Feinden niedergebrannt. Und Sicherheit gab es noch keineswegs; ringsum streifte der Feind. Man hatte sich nicht das erste Mal nach Neuf-Château geflüchtet, und man mußte damit rechnen, daß man Domremy bald wieder werde verlassen müssen.

Auch damals gab es Flüchtlinge in Frankreich, dachte Simone. Sie flohen und kehrten zurück in eine falsche Sicherheit und flohen von neuem. Es sah damals so trostlos aus wie heute. Nein, so trostlos nicht. So Schlimmes, wie es Simone heute gesehen hat, hat Jeanne nicht erlebt. Oder doch. Die Sache mit den Wölfen. Wir sind verraten und verratzt, wir kleinen Leute, haben sie damals geklagt, genauso wie jetzt. Aber Jeanne hat sich nicht unterkriegen lassen. »Ich bin gekommen zur Tröstung der kleinen Leute«, hat sie gesagt und hat an ihre Sendung geglaubt und ist hingegangen und hat sie durchgesetzt.

Simone las, wie sicher und natürlich Jeanne sich im Feldlager gab, die einzige Frau unter Männern, ein kleines Landmädchen unter großen Herren. Sie las, wie sie, im Vertrauen auf ihre Sendung, diese großen Herren herumkommandierte, diese Connetables und Mareschälle, ohne Scheu vor ihren alten Namen und großen Titeln. Dabei waren die Herren alle im Grunde von Anfang an ihre Feinde, eifersüchtig auf ihre Erfolge und keineswegs gewillt, sich von ihr ausstechen zu lassen.

Simone las über jenen Mann, der am heftigsten gegen Jeanne arbeitete, über den Herzog Georges de la Trémoille. Er war des Dauphins Günstling und immer um ihn. Er war mächtig und sehr reich, der Dauphin war ihm verschuldet. Der Sire de la Trémoille war ein beleibter Mann, grausam, herrschsüchtig, doch schmeichlerisch, vorsichtig in der Rede und geübt in allen Listen.

Simone las, daß Jeanne, so jubelnd das Volk sie begrüßte, bei Hof und im Feldlager nur wenige Freunde hatte. Diese ihre Freunde waren zumeist sehr junge Herren. Der interessanteste unter ihnen war Gillis de Laval, genannt de Rais. Er war der reichste Mann Frankreichs, er trug den Titel des Maréchals und war außerordentlich gut anzuschaun. Er galt als der erste Genießer seiner Zeit, er umgab sich mit sprichwörtlichem Prunk, er liebte leidenschaftlich die Künste, er nahm seine Kapelle, seine ausgesuchten Sängerknaben und Schauspieler mit ins Feld. Er war sehr versnobt. Er parfümierte sich mit exotischen Essenzen; auch färbte er sich den Schnurrbart blau, weshalb man ihn im Volke den »Blaubart« nannte. Simone grübelte darüber nach, was gerade ihn an Jeanne angezogen haben mochte und was sie an ihm. Sie waren gute Freunde, das ist gewiß. Im Feldlager schlief sie in einem Zelt mit ihm wie mit andern Generälen, und in Orléans, im Hause des Herzoglichen Buchhalters Jacques Boucher, schlief sie Tür an Tür mit ihm.

Simone horchte hoch. Ihr war, als hörte sie unten Türen gehen. Wahrscheinlich entfernte sich Monsieur le Sous-Préfet. Sie legte rasch ihre Bücher beiseite und machte das Licht aus.

Ja, da waren Stimmen, aber sie konnte nicht unterscheiden, von wo sie kamen. Sie lag im Dunkeln, in der Hitze, von draußen kam das Gezirp der Grillen, in der Kammer war das Ticken des Weckers. Simone wartete darauf, daß Madame heraufkomme und sich in ihr Zimmer zurückziehe. Dann kann sie weiterlesen.

Jetzt kamen die Stimmen aus der Halle. Und jetzt waren Schritte im Garten; auch verstummten die Grillen.

Simone lag und wartete.

## 

## 5

## Der Auftrag

Es läutet. Simone läuft zur Tür, um zu öffnen. Es ist Monsieur Reynault, der Briefträger, er braucht eine Unterschrift. »Ich werde gleich Madame rufen«, sagt Simone. Aber Monsieur Reynault macht ein sonderbares Gesicht, und: »Nein«, antwortet er wichtig, beinahe feierlich, »Sie müssen unterschreiben, Mademoiselle Simone«, und er zeigt ihr den Brief.

Der Brief sieht aus wie ein Gestellungsbefehl, aber er ist sehr groß, er wird immer größer, während Monsieur Reynault ihn ihr hinhält. Der Umschlag ist aus schwerem, teurem Papier, ein Siegel hängt herunter, und darauf steht: »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, und es ist das Wappen der Republik.

»Das ist etwas sehr Wichtiges«, sagt noch einmal der Briefträger und räuspert sich. »Sehen Sie, da steht es: ›Staatsangelegenheit‹.« Simone schaut hin und hat starkes Herzklopfen. Gelockt und furchtsam greift sie nach dem Brief. »Ist er auch wirklich für mich?« fragt sie, und Monsieur Reynault steht stramm und hält die Hand am Käppi, während er erwidert: »Hier steht es klar und deutlich. Das ist in diesem Ort noch keinem vorgekommen, das ist eine Ehre für ganz Saint-Martin.«

Simone steht da und hält ihren Brief in der Hand. Das Ereignis ist ihr in die Glieder gefahren, die Knie sind ihr ganz schwach, sie setzt sich.

Sie muß den Brief in Ruhe lesen. Da ist es am besten, sie liest ihn gleich hier in der Halle, sonst wird sie von Madame überrascht. Sie ist heiß vor Erwartung; dennoch zögert sie. Eine Welle von Freude durchspült sie, im nächsten Augenblick hat sie drückende Angst vor dem, was der Brief bringt. Immer wieder scheut sie davor zurück, ihn zu öffnen. Auch kann man einen so kostbaren Umschlag nicht einfach mit dem Finger aufreißen.

Aber da ist auf einmal der große, elfenbeinerne Brieföffner, der auf dem Tisch Onkel Prospers liegt, und jetzt darf sie nicht mehr zögern, jetzt macht sie den Brief auf.

Der Brief ist geschrieben in altertümlichen Lettern, der erste Buchstabe jedes Absatzes blau, rot und golden. Und es steht da, sie habe sich ins Hauptquartier des Dauphins zu begeben in besonderer Mission. »In besonderer Mission« ist unterstrichen.

Sie zittert am ganzen Körper, und der Schweiß bricht ihr aus. Ins Hauptquartier, in besonderer Mission. Sie hat große Angst. Mademoiselle Rousseil hat immer gesagt, sie sei keine gute Schülerin, und sie ist sich auch bewußt, keine außergewöhnlichen Fähigkeiten zu haben. »In besonderer Mission«, wie soll sie damit fertig werden?

»Was ist das für eine besondere Mission?« fragt sie den Brief. Und da steht es schon, klar, unmißverständlich: »Mademoiselle Planchard hat dem Dauphin zu zeigen, wer die wirklichen Feinde sind. Mademoiselle Planchard hat den Dauphin zu ermahnen, gegen diese Feinde zu kämpfen. Mademoiselle Planchard darf das Schwert nicht in die Scheide stecken, ehe die Zweihundert Familien endgültig am Boden liegen. Erst dann darf Mademoiselle Planchard den Dauphin nach Reims führen und ihn zum König krönen. Gezeichnet: Der Auftraggeber.«

Simone läßt den Brief in ihren Schoß sinken und sitzt ganz zerbrochen auf ihrer Bank in der Halle. Sie ist erfüllt von ungeheurer Angst. Alle sind umgekommen, die es versucht haben, die Zweihundert Familien zu besiegen. Jeanne hat man verbrannt, Jaurès hat man umgebracht, ihren Vater hat man in den Wäldern des Kongos beseitigt, und sie ist erst fünfzehn Jahre alt und klein und niedrig, eine arme Verwandte, ein Dienstmädchen, das von Madame höflich, grausam und unerbittlich herumgehunzt wird. Wie soll sie mit einem so gewaltigen Auftrag fertig werden?

Je mehr sie’s bedenkt, um so schwerer legt sich ihre Mission auf sie. Warum nur hat sich der Auftraggeber gerade sie ausgesucht? Der Auftrag liegt auf ihr wie ein Stein und wird immer schwerer und zerdrückt sie.

»Von wem kommst du eigentlich?« fragt sie den Brief. »Und bist du gut oder böse?« Und wieder antwortet der Brief. Ganz deutlich steht es da, in einer Nachschrift: »Hab keine Angst. Dein Dich liebender Vater.«

Sogleich fällt die Last von ihr. Sie ist eine Närrin. Sie hätte den Brief erst zu Ende lesen sollen, ehe sie sich von der Panik hat überwinden lassen. Ihr Vater verlangt von ihr, daß sie da weiterarbeite, wo er hat aufhören müssen. Es ist eine Schande, daß sie nicht von allein darauf gekommen ist. Es ist ein Glück, daß er ihr den Brief geschickt hat. Es ist eine große Auszeichnung. »Wer, wenn nicht du? Und wann, wenn nicht jetzt?«

Auf einmal schaut der Chauffeur Maurice aus dem Fenster der Garage und grinst. Er weiß natürlich nichts. Er glaubt immer noch, sie gehöre zur Villa Monrepos, wo man den Vorwitz und die Unbotmäßigkeit für das schlimmste aller Verbrechen ansieht. Es ist eine starke Versuchung, ihm von dem Brief zu erzählen. Aber sie hat ihren Stolz. Wenn sie ihren Auftrag ausführt, dann wird er es schon sehen.

Allein er grinst immer stärker, und jetzt ruft er ihr auch etwas zu, sie kann es nicht hören, aber sie weiß, es ist wieder etwas ganz Gemeines. Da zähmt sie sich nicht länger, sie geht hinein in die Garage, faßt Maurice am Ärmel seiner Lederjacke und sagt: »Hören Sie einmal, Maurice, Sie brauchen gar nicht so süffisant zu lächeln. Ich habe einen Brief bekommen von der Staatskanzlei. Ich soll ins Hauptquartier, in besonderer Mission.« Sie sagt das ganz ruhig, als ob es etwas ganz Werktägliches wäre.

Maurice ist einen Augenblick lang betroffen, das Lächeln verschwindet von seinem massigen Gesicht. Aber dann grinst er von neuem und sagt mit der gewohnten, wegwerfenden Geste: »Erzählen Sie das Ihrer Großmutter, Mademoiselle. Ein Brief. Ins Hauptquartier. Da kann jeder herkommen und quatschen.« Simone ist empört, sie greift in ihren Korb und will ihm den Brief zeigen. Aber der Brief ist nicht da. Da lacht der Chauffeur Maurice; gutmütig, verächtlich sagt er: »Siehst du«, und geht mit seinem breiten, wiegenden Schritt der Dusche zu.

Simone ist ganz zerschmettert vor Beschämung. Sie hat sich das doch nicht alles nur eingebildet. Sie hat doch den Brief gelesen, die Buchstaben waren blau und rot und golden. Sie hat den Brief doch selber in den Korb getan, und der Korb ist ganz schwer geworden davon, so groß und feierlich war der Brief. Und jetzt bildet sich Maurice sicher ein, sie habe sich auf alberne Art aufspielen wollen, und verachtet sie noch mehr. Da geht er in den Duschraum und tut, als ob sie gar nicht da wäre, als ob sie leere Luft wäre, und läßt die Tür offenstehen. Sie weiß nicht, wo sie hinschauen soll vor Scham. Und da schaut auch noch Henriette zum Fenster herein und sagt: »Etsch, etsch«, und lacht sie aus.

Maurice steht unter der Dusche, sein ganzer Körper ist überstäubt von Wasser, so daß man nichts sehen kann, übrigens hat Simone auch gar nicht hingeschaut, und der Wasserfall sagt verächtlich: »So ein alberner Backfisch. Und so was will zum Dauphin. Soll zurück in die Villa Monrepos, wo sie hingehört.«

Aber da kommt auf einmal ein Mann herein, salopp angezogen, und er hat ein hageres Gesicht und starkes, rotblondes Haar und zahllose Fältchen um die gescheiten, blaugrauen Augen. Und er setzt sich auf die Bank und schlägt ein Bein über und sagt gemütlich zu Maurice: »Hören Sie einmal, Monsieur, Sie tun meiner Kleinen unrecht. Ich hab ihr wirklich den Brief geschickt. Und jetzt seien Sie nicht verstockt, sondern entschuldigen Sie sich bei ihr, wie es sich gehört.« Maurice hat rasch ein Badelaken umgeschlagen. Dahinter sucht er zu verbergen, wie beschämt er ist.

Simone aber ist stolz. Immer hat man sie verkannt, immer hat man höhnisch gesagt: »Das sieht man dieser Simone auch nicht an, daß sie die Tochter Pierre Planchards ist.« Nichts hat man in ihr gesehen als die arme Nichte und kleine Magd der Villa Monrepos. Der Feldhauptmann de Baudricourt hat schmutzige Witze über sie gemacht und sie seinen Soldaten vorwerfen wollen. Aber jetzt hat der Auftraggeber gerade sie ausgesucht, und jetzt traut sich keiner mehr, das Unanständige auch nur zu denken, was er mit ihr tun möchte.

Sie macht sich auf den Weg ins Hauptquartier. Der Dauphin hat sein Hauptquartier in Chinon, das weiß sie aus ihren Büchern. Sie kennt den Weg gut, er führt über Saulieu und Autun. Aber sie sieht gleich, es ist aussichtslos, auf den verstopften Straßen weiterzukommen.

Sie beißt die Zähne zusammen, sie braucht die Ellbogen, sie muß weiterkommen, sie hat den Auftrag. Aber die Flüchtlinge lassen sie nicht durch. Sie sind alle gegen sie. Besonders einer stellt sich ihr in den Weg, steif und obstinat, ein Junge von etwa vierzehn Jahren. Sie drückt ihm das Paket mit dem Roblechonkäse in die Hand, das sie als Wegzehrung mitgenommen hat. Aber er schaut sie nur böse an.

Sie muß den Flüchtlingen sagen, daß sie zu ihnen gehört, sie muß ihnen von ihrem Auftrag sprechen, sie muß ihnen den Brief zeigen. »Ich bin gekommen zur Tröstung der kleinen Leute«, so hat es die Jungfrau gesagt, so steht es in ihrem Buch. Sie muß den Flüchtlingen zureden, daß sie sie durchlassen.

Aber sie kann nicht sprechen, es ist, als hätte sie einen Knebel im Mund. Auch die Hand kann sie nicht heben, um ihnen den Brief zu zeigen. Und die ringsum sind ebenfalls stumm und reglos, das ist fast noch schlimmer als ihre eigene Stummheit. Der ganze Zug der Flüchtlinge steht still wie gemalt, die Motoren surren nicht, die Menschen sprechen nicht, die Pferde wiehern nicht. Es ist nicht zu ertragen, dieses Lautlose, Reglose in ihr selber und um sie herum, es klemmt ihr das Herz ab.

Wo soll sie die Kraft hernehmen, gegen solche Widerstände aufzukommen?

Sie klammert sich an ihren Brief. Sie denkt an den Auftraggeber. Sie nimmt sich zusammen, sie hebt den Fuß. Und siehe, jetzt kann sie ihn vorsetzen, jetzt kann sie gehen. Ja, ganz schnell kommt sie voran, der Weg wird frei, wohin immer sie tritt, die Leute zerteilen sich vor ihr.

Da ist sie schon in Chinon.

Aber so, wie sie ist, verschwitzt und in dem hellgrünen, gestreiften Kleid, kann sie unmöglich zum Dauphin gehen. Sie muß sich erst richtig waschen, und dann muß sie sich eine anständige Rüstung kaufen und eine Fahne bestellen. Fünfundzwanzig Livres soll die Fahne kosten. Wieviel ist das in heutigem Geld? Es ist schwer umzurechnen, mehrere tausend Francs sind es sicher, aber bei einer so wichtigen Sache darf man nicht auf den Sou sehen.

Sie hat ein bißchen Angst davor, allein ins Hotel zu gehen, aber sie nimmt sich zusammen, und am Empfangstisch sagt sie, als wäre das ganz natürlich: »Ein Zimmer, und es geht alles auf Kosten der Regierung, ich komme in Staatsgeschäften«, und sie zeigt ihren Brief vor. Der Portier ist der vom Hotel Bristol in Paris aus der Zeit, da sie dort mit Onkel Prosper gewohnt hat. Wie er den Brief sieht, wird er gleich ganz ehrerbietig. Auch der Besitzer stürzt herbei, es ist Monsieur Berthier vom Hôtel de la Poste; er macht eine Verbeugung, wie er sie vor dem reichsten Engländer nicht macht, und führt sie sofort in das Napoleonzimmer. Das Zimmermädchen schlägt auch gleich das Bett auf, es ist das, in dem seinerzeit Napoleon geschlafen hat, aber es ist natürlich frisch überzogen, und da, erschöpft von dem langen Weg, legt sie sich zuerst einmal eine halbe Stunde hin und macht die Augen zu, und die Weckuhr tickt, und die Grillen zirpen.

Dann kommen Messieurs L’Agréable et L’Utile, um ihr den Harnisch anzumessen. Monsieur L’Agréable mißt an ihr herum. »Brustweite 87«, sagt er, »Hüften 82«, sagt er, und Monsieur L’Utile notiert alles beflissen. Dabei schwatzt er unaufhörlich: »Mademoiselle werden einen Harnisch bekommen, der sich gewaschen hat. Alles nach Maß. Das ist schwer mit dem vielen Eisen, aber wir wissen, was wir der Tochter Pierre Planchards schuldig sind.«

Monsieur L’Agréable, während er an ihr herummißt, greift und drückt ein bißchen zuviel, aber sie braucht ihn nur anzuschauen, dann summt er leise und unschuldig vor sich hin und tut, als sei er’s nicht gewesen. Und dann hämmern sie an ihr herum, damit der Harnisch auch gut sitzt. Es dröhnt, und es ist anstrengend, so lange zu stehen, dabei ist sie noch müde von den vielen Besorgungen, die sie für Madame hat machen müssen. Aber schließlich ist alles geschafft.

Sie steht vor dem Spiegel. Jetzt bräuchte sie nur noch den Helm und die Fahne. Da kommt schon die Fahne. Und das ist ja Henriette, die sie ihr bringt.

Das ist nett von Henriette. Henriette ist nachträgerisch, und Simone hat immer gefürchtet, sie habe die Prügel nicht vergessen, die Simone ihr gegeben hat damals, als sie ihren Vater beleidigte. Jetzt aber zeigt sich, daß sie eben doch eine gute Freundin ist und daß sie kommt, wenn man sie braucht. Da steht sie und lächelt und schwenkt die große Fahne und sieht genauso aus wie damals im Sarg, sehr hübsch und wächsern.

Und dann probiert Simone den Helm auf, es ist eigentlich eine Mütze, ein Dreieck, wie es die Soldaten tragen, und Henriette gibt ihr die Fahne und lächelt ihr im Spiegel zu.

Und dann steht Simone vor den Treppen zum Hauptquartier. Es sind die Treppen des Elysée, und oben wohnt der Präsident Lebrun. In Paris ist sie oft hier vorbeigekommen, ihr Hotel Bristol war ganz in der Nähe.

Wachtposten stehen unten, sie verlangen ihre Legitimation. Sie zeigt ihren Brief, und die Wachtposten präsentieren und sagen: »Gehen Sie nur hinauf, Mademoiselle, Sie werden erwartet. Das ist ein großer Tag für Frankreich«, und sie schauen sie ehrfürchtig an.

Simone geht also die Stufen hinauf. Erst ist es ganz leicht, aber die Stufen nehmen kein Ende, auch sind es gar nicht die Treppen des Elysée, sondern die des Turmes von Notre-Dame. Sie winden sich und winden sich, und sie fragt die Leute, die herunterkommen: »Wieviel Stufen sind es noch?« Und die Leute erwidern: »342, Mademoiselle, das sollten Sie eigentlich wissen.« Und sie steigt weiter, und wie sie weitere fünfzig Stufen gestiegen ist, fragt sie: »Wieviel Stufen sind es noch?«, und man erwidert ihr von neuem, vorwurfsvoll: »342«, und immer wieder, wie hoch sie auch steigt, hat sie noch 342 Stufen zu steigen.

Sie bleibt stehen, sie muß Atem holen, der Rücken tut ihr weh, es sticht sie in den Seiten. Sie hat große Angst, sie werde nicht durchhalten.

Von neuem steigt sie, aber der Harnisch ist zu schwer, und die Fahne drückt ihr die Schulter, es wäre viel gescheiter gewesen, sie hätte eine billigere, kleinere Fahne bestellt, und sie kann einfach den Korb mit dem Brief nicht mehr schleppen. Wenn sie durch die Luken schaut, sieht sie unter sich die kastanienfarbenen Dächer von Saint-Martin, und auf ihnen hocken die Ungeheuer und Chimären von Notre-Dame, und sie bleiben immer in der gleichen Höhe, wie hoch sie auch steigt, sie wollen gar nicht tiefer hinunter. Sie wird bestimmt nicht zur rechten Zeit kommen. Und wenn der Dauphin sie fragte: »Warum kommst du denn so spät?«, dann wird sie nicht antworten können. Dabei ist sie doch gleich aufgebrochen, sowie sie den Brief bekommen hat.

Aber da steht der Dauphin, sie erkennt ihn an seiner schwarz und silbernen Uniform, es ist die, welche der Unterpräfekt bei feierlichen Gelegenheiten trägt.

»Jetzt setzen Sie sich erst einmal und verschnaufen Sie, meine liebe Kleine«, sagt der Dauphin, er hat eine hohe, hohle Stimme, er schaut etwas abwesend aus, aber er ist freundlich von Manieren und keinerlei Furcht einflößend. »Nett von Ihnen«, fährt er fort, »daß Sie gleich gekommen sind, wie wir nach Ihnen geschickt haben. Haben Sie meinen Brief richtig erhalten? Ich fürchtete schon, er geht verloren, die Zustände sind jetzt so schlecht im Land, auch bei der Post. Wir haben Sie sehr nötig, Mademoiselle.«

Sie spricht mit ihm wie mit ihresgleichen. »Sie haben meinen Vater gekannt, gnädiger Dauphin, nicht wahr?« fragt sie zutraulich. Und: »Natürlich«, erwidert der Dauphin. »Ich habe ihn viel beschäftigt, er hat mir große Dienste geleistet. Aber dann, wie ich ihn in den Kongo geschickt habe, ist er nicht zurückgekommen. Das ist mysteriös. Meine Polizei hat nichts ermitteln können. Ich fürchte, sie ist auch korrupt. Ganz unter uns, ich glaube, es waren die Zweihundert Familien, die Herren von meiner Banque de France und meine Großindustriellen und Adeligen, die ihn haben vergiften lassen, weil ihnen die Ergebnisse seiner Untersuchungen unangenehm waren. Ich habe immerzu Schwierigkeiten mit den Zweihundert Familien, vor allem mit Familie 97. Immer gleich vergiften, immer gleich Konzentrationslager, immer gleich mit Feuer und Schwert gegen die kleinen Leute. An mir liegt es nicht. Ich möchte mir so gern den Zunamen ›der Gütige‹ verdienen. Aber wenn es so weitergeht, werde ich einfach Karl der Siebente bleiben müssen.«

Simone schaute ihn freundlich an, beinahe mitleidig. Monsieur Xavier hat sie also recht berichtet: der Dauphin ist im Grunde anständig, er ist nur unentschlossen, schwächlich, und kann seine guten Absichten nicht durchsetzen.

Gerade will sie ihm etwas Tröstliches, Ermunterndes sagen, da telefoniert es. Das müde, traurige Gesicht mit den hohen, erstaunten Augenbrauen leicht verärgert, hebt der Dauphin das Hörrohr ab und beginnt ein Gespräch. Es will gar nicht enden, und er führt es in einer fremden Sprache. Erst glaubt Simone, es sei lateinisch, aber dann scheint es ihr doch eher englisch oder deutsch. Sie möchte schrecklich gern wissen, mit wem er telefoniert. Wahrscheinlich sind es die Herren von den großen Kartellen. Sie haben viele Ohren, sie sind allwissend. Vermutlich haben sie Wind bekommen von dieser Audienz und möchten sie sabotieren. Jetzt glaubt sie ganz sicher, die knarrende Stimme des Châtelains aus dem Apparat zu hören, des bösen Feldherrn La Trémoille, der sie stürzen möchte, damit seine Weine sicher nach Bayonne kommen. Sie lauscht angestrengt. Da aber unterbricht der Dauphin sein Gespräch, schaut sie böse an und sagt: »Sei nicht vorwitzig«, und sie schämt sich und wird ganz rot.

Endlich hängt er das Hörrohr ein, seufzend, und wendet sich ihr wieder zu. Und nun ist es an dem. Nun muß Simone ihren Auftrag erfüllen und ihm die Zustimmung zum Endkampf gegen die Zweihundert Familien abringen, und in diesem Kampf darf es nur Sieg oder Tod geben.

Sie steht da und überlegt, wie sie es am besten anstellt, den schwachmütigen, ausweichenden Dauphin zu einem klaren Entschluß zu überreden. Da aber, während sie überlegt, sieht sie bestürzt, daß er offenbar vergessen hat, daß sie da ist. Er hat sich hingesetzt und angefangen, seine Crêpes Suzette zu essen. Sie tritt näher an ihn heran, um ihn an ihre Gegenwart zu erinnern. Da, auf einmal, erkennt sie, daß sein rechtes Ohr oben spitz zuläuft und verdickt ist, und es faßt sie ein großer Schrecken.

Aber sie darf nicht so schnell den Mut sinken lassen. Sie denkt an ihren großen Auftrag und nimmt sich Schwung. »Gnädiger Dauphin«, erklärt sie resolut, »so wie bisher kann es nicht weitergehen. So, wie Sie das machen, können Sie bei denen nichts bestellen. Das sind gerissene Hunde, ganz gemeine Gauner. Es ist keine Frage, daß denen ein Hitler, der ihnen die 60-Stunden-Woche verschafft, lieber ist als ein König von Frankreich, der seinem Volk ein Huhn im Topf und die 40-Stunden-Woche geben will. Da hat es gar keinen Sinn, wenn Sie den Brüdern schöne lateinische Reden über Freiheit halten. Denen müssen Sie eins aufs Dach geben. Sie müssen ganz einfach die Ausfuhr von Kapital verbieten, und das Comité des Forges darf seinen Stahl nicht länger an die Boches verschachern. Das ist das mindeste, was ich von Ihnen verlange. Ja, ja, es ist schon so, schauen Sie mich nur an. Ich bin gekommen zur Tröstung der kleinen Leute. Sie dürfen nicht immer nur die Untern scharf anpacken, gnädiger Dauphin, sondern Sie müssen auch einmal die Obern ausbeuten. Ausräuchern müssen Sie sie. Das sagen alle auf dem Fuhrhof, vor allem der Chauffeur Maurice, und der kennt die genauen Ziffern. Wenn Sie das nicht tun, dann sind am Ende Sie genauso verraten und verratzt wie wir.«

Der Dauphin ist unangenehm berührt. »Das ist nichts für mich«, erklärt er. »Für wirtschaftliche Dinge interessiere ich mich nicht, dafür sind die Sachverständigen da. Ich bin König, ich habe zu repräsentieren. Schuster, bleib bei deinem Leisten. Ich spreche viele Sprachen. Hast du nicht gehört, wie ich vorhin lateinisch telefoniert habe? Aber wenn ich den Herren von meiner Banque de France dreinreden wollte, das wäre ja vorwitzig. Nein, nein, geh du mit deinem Anliegen zu deinem Chauffeur Maurice, von dem du ja so viel zu halten scheinst. Bei mir bist du an der falschen Adresse«, schließt er beleidigt.

Simone macht sich schwere Vorwürfe. Sie wollte den Dauphin nicht kränken. Er meint es gut, er ist nur so vorsichtig, weil er abhängig ist von Madame. Wie er so dasitzt, ist er gut anzuschauen mit dem vollen, rotblonden Haar, den schönen, blaugrauen Augen und den dichten Brauen. Und er war auch immer besonders freundlich zu ihr, der Dauphin. Wieviel Aufmerksamkeiten hat er ihr während ihres Pariser Aufenthaltes erwiesen.

Auch jetzt scheint es ihm leid zu tun, daß er ihr so unwillig geantwortet hat. »Weißt du, meine Kleine«, lenkt er ein und spricht vertraulich zu ihr wie zu einer Erwachsenen, »mit den Zweihundert Familien ist das nicht so einfach, wie dein Maurice es sich vorstellt. Die haben Haare auf den Zähnen, vor allem die Familie 97, und wenn ich mit ihnen zu streng bin, dann nützen sie ihre internationalen Beziehungen aus, und am Ende wird mir mein königliches Gehalt gestrichen.«

Doch nun hat Simone ihren Anfall von unerlaubtem Mitleid überwunden. Sie packt ihre Fahne fester, es ist jetzt die große, rote Fahne des Jaurès, sie pflanzt sich entschlossen vor dem Dauphin auf, und, die schöne, dunkle Stimme sehr entschieden, redet sie ihm zu: »Greifen Sie durch, gnädiger Dauphin. Wenn Sie es Ihren verfluchten Zweihundert Familien nur richtig geben, Sie werden sehen, wie schnell die kuschen. Schließlich sind diese Herren ja nicht nur Geschäftsleute, sie sind auch Franzosen.«

Allein dieses Argument scheint bei dem Dauphin nicht zu verfangen. »Franzosen«, wiederholt er mit müder Ironie, »Franzosen. Frankreich. Was ist das, Frankreich? Es gibt so viele Frankreiche, wie es Stände gibt. Meine Bauern und meine Arbeiter und meine Zweihundert Familien, alle sprechen sie mir immer von Frankreich, und jeder versteht darunter etwas anderes. Soviel weiß ich: meine Zweihundert, wenn sie Frankreich sagen, meinen höhere Profite und geringere Steuern.«

Simone stellt sich vor den Dauphin hin, eifervoll, glühend. Diese Schlaffheit, diesen Kleinmut zu überwinden, genau das ist ihre Mission. Sie muß diesen Quasselfriedrich in den König Karl den Siebenten von Frankreich verwandeln. Dazu hat ihr der Auftraggeber den Brief geschickt. »Nein«, ruft sie ihn an. »So was dürfen Sie nicht sagen, gnädiger Dauphin. So was dürfen Sie nicht einmal denken. Frankreich ist kein leeres Wort, das wissen Sie ganz genau.« Und sie weist auf die Fahne, und mit starker Stimme verkündet sie: »Unser Vaterland Frankreich ist entstanden aus Jahrhunderten gemeinsamer Leiden und gemeinsamer Sehnsüchte. Gewiß, es gibt Klassenkämpfe, tiefe, soziale Gegensätze, aber sie verändern nicht die Idee des Vaterlands.«

Diese Worte machen sichtlich Eindruck auf den Dauphin. Er geht auf und ab, mit schnellen, männlichen Schritten, daß der purpurne Mantel über der schwarz und silbernen Uniform flattert. »Du bist sehr beredt, Jeanne«, sagt er dann und schaut sie wohlgefällig an. Simone errötet, er glaubt offenbar, die Sätze seien von ihr. Das darf sie nicht zulassen, sie darf sich nicht mit fremden Federn schmücken. »Das ist doch nicht von mir«, sagt sie eifrig, »das ist doch von Jaurès.« – »Aber die Wirkung kommt von deiner schönen Stimme«, antwortet der Dauphin und tätschelt sie freundlich. Und: »Du gehst an die Front«, verkündet er großartig und tätschelt sie von neuem.

Es ist Simone ein bißchen unbehaglich, daß der Dauphin sie tätschelt. Aber ihr Unbehagen geht unter in ihrer Genugtuung. Es hat also nichts geschadet, daß sie hundsmager ist. Sie hat dem schwierigen Mann trotzdem den Entschluß abgerungen.

Dann ist sie an der Front.

Alle die Generäle sind da, von denen sie in ihren Büchern gelesen hat, die Connetables, die Mareschälle und die Admiräle. Der Verkehr mit ihnen vollzieht sich viel leichter, als sie sich das vorgestellt hat. Sie redet einfach drauflos, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und niemand nimmt daran Anstoß, daß sie sich nicht auskennt in den vornehmen Manieren, die unter diesen Herren mit den großen Namen und Titeln gang und gäbe sind.

Viel schwieriger ist es, durchzusetzen, daß wirklich Krieg geführt wird. Simone weiß ganz genau, was zu tun ist, und sie sagt es klar, und die Generäle sagen ja. Aber dann geschieht nichts. Es geschieht alles ganz anders, sie sagen, sie haben sie mißverstanden, und sie redet sich ab, und sie wollen sie einfach nicht verstehen. Sie spürt, daß sie lauter Gegner hat. Sicher sind viele unter den Generälen von den Zweihundert Familien gekauft und sähen es lieber, wenn die Nazi siegten. Sie weiß es, aber wie soll sie es beweisen?

Dabei sieht sie mit ihren eigenen Augen, wie diese Herren immerfort mit den Advokaten zetteln. Die Anwälte kommen, angetan mit ihren schwarzen Roben und Baretten und weißen Halskrausen, und da ist ja auch Maître Levautour, der mit seinen Ränken schon ihren Vater um die Ecke gebracht hat. Er hat es auch diesmal sehr wichtig. Fett, glatt, gut angezogen geht er von einem General zum andern. Vor seinen dicken Bauch hat er sich das Kupferschild gehängt mit der Inschrift: »Charles-Marie Levautour, Rechtsanwalt und Notar«, erstens, damit jeder gleich erkennt, wer er ist, und zweitens spart er sich so die Rüstung. Simone fragt ihn streng: »Was suchen Sie hier, Monsieur?« Er aber erwidert: »Aber Mademoiselle, der Herzog de la Trémoille, der Herr Feldmarschall, haben persönlich geruht, mich hieherzubestellen«, und er zeigt sein großes Passepartout.

Der Herzog de la Trémoille lächelt hämisch freundlich. Sie hat es gleich gewußt, daß er eigentlich der Marquis ist. Sie flüstert es dem Dauphin zu und erzählt ihm, daß dieser Faschist mit den Herren vom Stahl-Kartell jenseits des Rheines zettelt und daß er sich von den Engländern als Bestechung die teuersten Weingüter überschreiben läßt. Aber: »Was wollen Sie, daß ich tue, Mademoiselle?« fragt der Dauphin. »Wenn ich alle hinausschmeißen wollte, die korrupt sind«, und er zuckt ausdrucksvoll die Achseln.

Simone sucht die Gesichter ihrer paar Freunde. Sie kennt sie genau, sie hat ja in ihren Büchern gelesen, wer ihre wirklichen Freunde sind. Aber einer ist nicht da, und auf den ist sie doch gerade besonders gespannt. Das ist Gilles de Rais, der große, verruchte, verwöhnte Lebemann mit seinen Sängerknaben und Schauspielern und vielen Frauen und Büchern. Er ist einfach nicht da, und Simone traut sich nicht, die andern nach ihm zu fragen.

Sie wird Henriette fragen. Immer hat sie Henriette nach den großen Geheimnissen gefragt: wie es mit Männern ist, und wie es ist, wenn man Kinder kriegt, und Henriette hat immer gewispert und gewußt. Auch jetzt weiß sie Bescheid. »Er ist hier im Hauptquartier«, flüstert sie, »er ist schon sehr neugierig auf dich, er wird gleich kommen.«

Da kommt er schon, man erkennt ihn sofort an seinem blauen Schnurrbart. Er schlendert herüber aus der Garage, schaukelnden Schrittes. Wahrscheinlich kommt er aus der Dusche, er pflegt sich sehr, sicher duscht er sieben- oder achtmal jeden Tag, und er riecht wie der ganze Laden des Friseurs Armand. Aber doch eigentlich mehr nach Leder. Er trägt auch eine Lederjacke.

Der Anblick dieser Jacke gibt Simone einen Schlag. Sie hat es ja geahnt, es ist der Chauffeur Maurice, und gleich wird er wieder eine seiner dreckigen Bemerkungen machen.

Er stellt sich vor sie hin. Frech stemmt er den Arm in die Hüfte, schaut sie auf und ab und sagt: »Na, Fräulein Nichte, wie haben wir’s denn? Wie wär’s mit einem kleinen Mondscheinspaziergang? Aber mit unsereinem gehen Mademoiselle wohl nicht aus. Sie gehören zur andern Partei, zur Villa Monrepos.«

Jetzt müßte sie’s ihm klar und deutlich sagen, daß sie gekommen ist zur Tröstung der kleinen Leute. Aber es geht nicht. Vor den hohen Generälen hat sie nicht die geringste Scheu gehabt. Aber vor diesem Mann bringt sie den Mund nicht auf. Sie steht da in großer Beklemmung, alle warten auf das, was sie antworten wird, und Gilles de Rais steht vor ihr, frech, mit seinem massigen Gesicht, den Arm in die Hüfte gestemmt, und die Generäle lächeln über ihre Verlegenheit, und wenn sie nicht gleich etwas sagt, ist es für immer Essig mit ihrer Autorität.

Aber da greift Etienne ein. Ohne weiteres, sie hätte ihm so viel Mut gar nicht zugetraut, geht er auf Gilles de Rais zu und sagt zu ihm: »Was wünschen Sie von der Dame, Monsieur? Sind Sie ihr überhaupt vorgestellt?« Er sieht furchtbar jung aus vor dem massigen Gilles de Rais, er ist ja auch ein kleiner Junge mit seinen sechzehn Jahren, ganz dünn, obwohl er sehr lang ist, und Gilles de Rais wird sich das nicht gefallen lassen.

Doch nein, Gilles de Rais denkt gar nicht daran, Krach zu machen. Er lacht nur, faßt Etienne um die Schultern und sagt zu ihm, gemütlich: »Aber mein lieber Freund, gehört sie vielleicht nicht in die Villa Monrepos? Man gehört dahin, wo man schläft. Und wo schläft sie?«

Und dann geht man schlafen. Simone schläft in einem Zelt mit verschiedenen Generälen, das ist so an der Front. Sie ist nur froh, daß sie ihre dunkelgrünen Hosen anhat, ohne Rücksicht auf Madame, die findet, im Krieg gehöre sich das nicht. Aber wenn sie im Rock unter lauter Männern wäre in der Nacht, im Zelt, wäre das doch sehr peinlich.

Simone ist sehr müde. Es war heute soviel Arbeit tagsüber, das Einholen für Madame und die Gespräche mit dem Dauphin und die Arbeit im Garten und der Kriegsrat. Sie hat Angst, sie könnte schnarchen, und das könnte unangenehm auffallen. Sie paßt auf, Generäle schnarchen nicht. Das ist natürlich, als große Herren haben sie das gelernt. Andernteils werfen sie sich immer von einer Seite auf die andere, weil es unbequem ist, im Harnisch zu schlafen, und da klirren die Harnische, und über dem Geklirre hört man es wahrscheinlich nicht, selbst wenn sie schnarcht.

Sie spürt, daß sie gleich wird hinausmüssen. Das ist unangenehm; die Generäle werden ihr sicher alle nachschauen, so wie die Männer das tun, wenn man im Café Napoleon auf die Toilette geht. Sie möchte wenigstens Henriette mitnehmen, es ist immer besser zu zweien, aber leider ist Henriette nicht da. So schleicht sie denn allein leise und unauffällig durch die Reihen der Schlafenden, aber sie kann nicht verhindern, daß der Harnisch klirrt. Gleich wachen alle auf, und Gilles de Rais zwirbelt seinen blauen Schnurrbart und lächelt. Aber da ist glücklicherweise wieder Etienne. Und er sagt zu ihr: »Keine Angst, Simone. Wenn er eine dreckige Bemerkung macht, dann hau ich ihn zu Brei.«

Simone räkelt sich. Die Grillen zirpen, und der Wecker tickt. Simone wirft sich auf die andere Seite.

Dann ist es Tag, und es ist Schlacht, und Simone ist mittendrin mit ihrer Fahne. Die Tanks schaukeln plump heran, lauter feindliche Tanks, es müssen viele tausend sein, und sie sind gebaut aus französischem Stahl, und man sieht keinen Himmel vor feindlichen Flugzeugen, und sie sind gebaut aus französischem Aluminium. Aber Simone schwenkt immer ihre Fahne, und wenn noch so viele feindliche Tanks kommen, die kleinen Leute aus Frankreich geben nicht nach, und wenn hundert niedergewalzt werden, kommen zweihundert andere, und Simone schwenkt immer ihre Fahne.

Und dann ist Kriegsrat, ein ganz großer Kriegsrat. Das Privatkontor Onkel Prospers reicht nicht aus, der Saal wird immer größer, es ist die Unterpräfektur, dann die Kirche Saint-Lazare, dann Notre-Dame. Der Dauphin präsidiert, er trägt wieder seine schwarz und silberne Uniform. Lang und hager sitzt er da, vornübergeneigt, mit seinen blassen, hilflosen Augen schaut er müde über die Versammlung, und er fingert an seiner Rosette herum. Alle die Generäle sind da, die Simone kennt, auch der Marschall Pétain, und natürlich nicht nur die Generäle, sondern auch Monsieur Berthier vom Hôtel de la Poste und Messieurs Amiot und Laroche und Raimu und Peyroux, und Monsieur Grasset vom Café Napoleon geht von einem zum andern und verneigt sich und fragt nach dem Befinden. Auch unendlich viele Anwälte sind wieder da, in ihren schwarzen Roben und Baretten, und selbstverständlich fehlt nicht Maître Levautour. Sie gehen immerfort ein und aus und zeigen einander Schriftstücke und haben es wichtig mit den Generälen und bringen ihnen Dokumente und Schecks und wispern.

Der Dauphin eröffnet die Versammlung mit einer lateinischen Ansprache. Er berichtet, daß Mademoiselle Planchard im Auftrag ihres Vaters wünsche, daß man den Krieg sofort energisch zu Ende führe, er spricht sehr viel Gelehrtes und stellt den Vorschlag zur Debatte. Sogleich erhebt sich auch der Herzog de la Trémoille, und diesmal ist der Marquis besonders unangenehm. »Niemand kann Ihr Genie tiefer bewundern als ich, Mademoiselle«, sagt er mit seiner knarrenden Stimme und schlägt sich mit seiner Reitgerte die Stiefel. »Allein die Kriegskunst ist gewissen Gesetzen unterworfen, die man nicht von heut auf morgen lernt, während unsere Ahnen sie mühsam durch neun Jahrhunderte hindurch studiert haben. Immer nur angreifen, das wäre einfach. Aber schon mein großer Vorfahr hat, bevor er den Feind auf den Katalaunischen Feldern schlug, ihn erst durch eine sorgfältig ausgeklügelte Non-Intervention mürbe gemacht. Eile mit Weile, das sagen alle militärischen Sachverständigen. Nicht wahr, Herr Feldmarschall?« wendet er sich an den General Pétain. Und der alte General steht auf, und mit seiner brüchigen, ehrwürdigen Stimme verkündet er: »Ja, Herr Kamerad. Wir sind hin, wir müssen uns übergeben. Das hab ich schon im Hundertjährigen Krieg gesagt und das hab ich bei Verdun gesagt und das sag ich jetzt. Das nehme ich auf mein militärisches Ehrenwort.«

Und gleich erhebt sich auch Maître Levautour und erklärt mit heuchlerischem Bedauern: »Das hat Mademoiselle von ihrem Vater, dieses Ungestüm. Und ihre dunkelgrünen Hosen hat sie auch wieder an. Dabei hat ihr Madame ausdrücklich erklärt, daß das unanständig ist im Krieg. Aber Simone hat eben keinen Respekt vor den großen Traditionen. Sie ist von Natur vorwitzig. An diesem Vorwitz ist auch ihr seliger Vater verdorben und gestorben.« Und alle drängen sich um den Dauphin, und sie wispern ihm eifrig ins Ohr, und die Leute aus Saint-Martin, Messieurs Amiot und Laroche und Messieurs L’Utile und L’Agréable und alle andern schauen mit Mißbehagen auf Simone; Onkel Prosper aber sagt ablehnend: »Ich bin Geschäftsmann und enthalte mich als solcher der Stimme.«

Simone fühlt sich sehr allein. Wieder spürt sie, wie ungeheuer schwer es ist, ihren Auftrag auszuführen und für die kleinen Leute einzutreten gegen die mächtige Vereinigung der Zweihundert Familien und der zwei Millionen Rentner. Immerfort umkriechen sie den Dauphin und flüstern ihm ins Ohr, von rechts und von links und von oben und von unten. Und sein Gesicht wird immer müder und seine Augen immer blasser und seine Brauen immer höher, und jetzt wendet er sich an sie und sagt: »Ich höre, wir haben kein Geld mehr, den Krieg fortzusetzen. Wenn wir weiterkämpfen, müßte ich neue Steuern ausschreiben, und die müßten natürlich die kleinen Leute zahlen. Die Zweihundert Familien sagen, sie seien schon ganz ausgeblutet und könnten unmöglich mehr berappen.« Und: »Ganz unmöglich, ganz ausgeschlossen«, beteuern der Herzog de la Trémoille und der Notar Levautour und alle Zweihundert Familien, vor allem die Familie 97. Und die zwei Millionen Rentner erheben ein großes Wehegeschrei und strecken abwehrend vier Millionen Hände in die Luft. Und der Marschall Pétain steht uralt und Ehrfurcht gebietend da und verlangt: »Immer übergeben.«

»Da siehst du es«, sagt betrübt der Dauphin zu Simone und fingert an der Rosette der Ehrenlegion. »Frankreich will nicht. Frankreich will Schluß machen mit dem Krieg.«

Da aber mischt sich Gilles de Rais ein. Er stemmt den Arm in die Hüfte und erklärt: »Frankreich, gnädiger Dauphin? Das, was Sie da sehen, ist doch nicht Frankreich. Das Frankreich dieser Herren ist nicht das unsere«, und seine Stimme klingt besonders hell und quäkend. Und Père Bastide tritt vor; klein und lebhaft geht er auf und ab, streitbar reckt er den Kopf mit dem frischfarbigen Gesicht und dem strahlend weißen Haar und zitiert Verse von Victor Hugo und die Sätze von Jean Jaurès. Aber alle lächeln nur mitleidig und schütteln die Köpfe und sagen: »Der Arme, er ist eben senil.«

Simone aber ist wütend. Sie weiß, daß Père Bastide recht hat, auch wenn er alt ist und vielleicht ein bißchen trottelig, und sie furcht ihre Stirn und schaut den Dauphin finster an und sagt: »Sie sollten sich schämen, gnädiger Dauphin. Sie wissen ganz genau, daß Frankreich was anderes ist als das, was diese da im Munde führen«, und sie macht eine verächtliche Bewegung gegen die Zweihundert Familien und die Rentner. »Die Zweihundert Familien sind es doch, die das Land ausgesogen haben. Sie fangen die Bauern, und wenn sie die Hypothekenzinsen nicht zahlen können, dann hängen sie sie an die Ulme, bis die Wölfe kommen. Und von diesem giftigen Notar Levautour sollten Sie sich schon gar nicht ins Ohr blasen lassen.«

Da aber gerät Maître Levautour in stürmische Erregung, er drängt sich vor, und mit ihm viele andere Anwälte, die ganze Kathedrale von Notre-Dame ist auf einmal voll von ihnen, ihre schwarzen Roben flattern, man sieht nichts anderes mehr als ihre schwarzen Roben und weißen Krausen, und Simone gewahrt mit Schrecken, daß viele von ihnen Vogelköpfe haben, und wenn man genau hinschaut, dann sind es welche von den Ungeheuern auf dem Dach von Notre-Dame, die sich in Roben und Barette gekleidet haben.

Maître Levautour aber zieht ein großes Papier hervor unter seinem kupfernen Schild und erklärt mit einer krächzenden Vogelstimme: »Das ist ein Friedensangebot vom Gegner. Es ist soeben eingetroffen. Es ist sehr günstig. Es wäre ein Verbrechen, dieses Angebot abzulehnen und den Krieg fortzuführen. Frankreich will Frieden«, schreit er mit seiner krächzenden Vogelstimme, und alle die Ungeheuer von Notre-Dame flattern mit ihren schwarzen Roben und krächzen im Chor: »Frankreich will Frieden.« Und der Dauphin sieht sehr müde und nachgiebig aus, und er hebt bedauernd die Schultern, und gleich wird er sagen: »Schön, machen wir Frieden.«

Aber da packt Simone ihre Fahne und stellt sich groß und fest hin und ruft: »Frankreich will Frieden?«, und sie weiß, daß die ganze Kathedrale dröhnt von der stürmischen Verachtung ihrer Stimme. Und sie wendet sich gegen die Anwälte und gegen die Zweihundert Familien und gegen die zwei Millionen Rentner, und sie bricht aus: »Frankreich? Was wißt ihr von Frankreich?« Und was sie bisher nicht hat ausdrücken können, das vermag sie auf einmal. Ganz genau weiß sie plötzlich, was Frankreich ist, und sie kann es sagen. Die Anwälte schauen sie furchtbar an mit ihren Vogelgesichtern und hacken nach ihr mit ihren scharfen, riesigen Schnäbeln, und die Zweihundert Familien klirren mit ihren Schwertern gegen ihre goldenen Rüstungen, und die Rentner erheben ein schrilles, Mark und Bein durchdringendes Klagegeheul, und hinter ihnen wird Onkel Prosper sichtbar mit einem ängstlichen, beschwörenden Gesicht, und noch weiter hinten starrt gräßlich das feiste, maskenhafte Antlitz Madames. Doch Simone hat vor nichts und vor niemand Furcht, nicht einmal davor, Onkel Prosper weh zu tun. Sie hat die Aufgabe, diesen Dauphin zu halten, daß er nicht umfällt und einen traurigen Frieden macht, und sie weiß jetzt, was sie sagen muß, sie weiß jetzt, was Frankreich ist.

Sie beginnt zu reden. Sie hat sich nichts zurechtgelegt, sie weiß nicht, was sie zunächst sagen wird, ja, zuweilen weiß sie nicht einmal, in welcher Sprache sie redet, doch sie weiß, daß jetzt die Worte ihr zufließen, daß es ihr jetzt gegeben ist, zu reden, in Zungen zu reden.

Sie redet aber von den Zweihundert Familien. Da ist dieser edle Weinberg Frankreich, und da sind sie gekommen, das Ungeziefer, und sie haben sich auf diesen holden Weinberg gelegt, und sie haben ihn befallen, und sie haben alles andere Geziefer der Welt angezogen. »Duldet es nicht«, ruft Simone, »schwefelt sie aus. Und wenn es nicht anders geht, dann reißt die kranken Weinstöcke aus mit Stumpf und Stiel und verbrennt sie und rettet den schönen Weinberg Frankreich. Spart nicht die Axt und spart nicht das Feuer.«

Simone redet dunkel und glühend, und alle werden stumm, und Mademoiselle Rousseil ist da, die Lehrerin, erst schüttelt sie heftig den Kopf, dann aber wird sie ganz still und hört begeistert zu. Und die Feinde werden immer kleiner, und das massige Gesicht Madames verschwindet, und die zwei Millionen Rentner lassen die Hände sinken, und die goldenen Rüstungen der Zweihundert Familien verblassen, und die Anwälte ziehen ihre schwarzen Robenflügel ein und schleichen sich stumm zurück auf das Dach der Kathedrale.

Immer mehr entzückte Gesichter sieht Simone um sich, alle ihre Freunde sind plötzlich da, Etienne sieht bewundernd zu ihr auf, und das frischfarbige, zerfältelte Gesicht Père Bastides glänzt vor Freude, und Gilles de Rais zwirbelt seinen Schnurrbart und erklärt hell und quäkend: »O lala, jetzt hat sie es ihnen aber gegeben. Jetzt hat es geschnappt. Jetzt sieht man, daß sie die Tochter Pierre Planchards ist.«

Und der Dauphin hat wieder seinen purpurnen Mantel an, und sein Gesicht ist sehr männlich und seine Augen graublau und freundlich strahlend unter dichten, rotblonden Brauen, und mit klingender Stimme verkündet er: »Du hast mich überzeugt, meine liebe Simone. Natürlich geb ich dir das Geld und die Truppen. Da kann Madame sagen, was sie will.«

Und dann ist Vormarsch, und Simone ist im vordersten Tank. Vor ihr her aber schwebt eine große, helle Gestalt, stürmisch fliegt sie voran, vom raschen Flug ist ihr Kleid geschwellt, und Simone sieht, es ist ihre Göttin, die Siegesgöttin. Nun aber wird sie sie nicht entfliegen lassen, nun endlich hat sie Gelegenheit, zu erfahren, wie der Kopf ausschaut und wer sie ist, die Fliegende. Simone zittert vor Ungeduld. Sie zwingt ihrem Tank die höchste Geschwindigkeit ab, doch das plumpe Gefährt schwankt und schaukelt und kann die Fliegende nicht einholen. Manchmal ist Simone dicht an ihr, aber die Göttin hat ihren Flug nur verlangsamt, um ihn jetzt so mehr zu beschleunigen. Es ist klar, die Fliegende will Simone hänseln. Nun aber, endlich, wendet sie den Kopf, die Fliegende, sie lächelt Simone zu, scherzhaft beinahe, und – Simone hat es ja geahnt – es ist der blasse, zierliche Kopf Henriettes.

Eine große Seligkeit füllt Simone, ein Glück, das ihr fast das Herz sprengt. Sie fühlt sich ganz leicht, sie spürt: Sieg, sie spürt: Frankreich, sie spürt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Und dann sitzt sie im Kino und sieht die Wochenschau. Sie schaut zu, wie auf der Leinwand ein sich vorschlängelnder Pfeil ihr Vordringen malt von einem Ort zum andern, und wie die Kinder jubeln, weil sie schulfrei haben wegen ihrer Siege, und wie alle Welt auf den Landkarten Fähnchen steckt, um die Orte zu bezeichnen, die sie genommen hat, und so schnell muß man die Fähnchen stecken, daß man gar nicht nachkommt. Simone aber sitzt hinten im Kino und sieht das alles, und sie versteckt sich, heiß und glücklich.

Und dann tickt der Wecker immer lauter, und es wird ein ungeheures Glockengeläute. Das ist, weil der Dauphin gekrönt wird in der Kathedrale von Reims. Die Kathedrale ist stark zerschossen, und durch das Dach scheint die Sonne herein, und alle schwitzen in ihren Sonntagskleidern. Aber das macht nichts. Die Glocken läuten, die Flugzeuge fliegen über den Himmel, die Grillen zirpen, die Musik spielt die Marseillaise, und alle singen mit.

Simone aber steht da in ihrer Rüstung und in ihren dunkelgrünen Hosen, sie schwenkt ihre Fahne; jetzt zeigt es sich, daß es doch gut war, daß sie die fünfundzwanzig Livres gezahlt und nicht gespart hat.

Sie schaut sich um nach ihren Bekannten. Da kommt auch schon Gilles de Rais, und er stemmt die Hand in die Hüfte und sagt: »Sie gehören zu uns, Mademoiselle. Ich habe Ihnen unrecht getan. Entschuldigen Sie.«

Sehr neugierig ist sie, ob Onkel Prosper da ist. Madame hat es ihm ganz bestimmt verboten. Aber da ist er. Er macht ein stolzes, pfiffiges und verlegenes Gesicht, und er kommt näher, und er gibt ihr verstohlen einen freundschaftlichen Klaps auf die dunkelgrünen Hosen. Und sie ist ein bißchen verwirrt, aber doch recht froh, daß er da ist.

Und er strahlt sie an mit seinen strahlenden, grauen Augen inmitten der vielen Fältchen, und da sieht sie mit einem süßen Schreck, daß es gar nicht Onkel Prosper ist, sondern ihr Vater, Pierre Planchard. Und ihr Vater sagt: »Das hast du gut gemacht, Kleine. Ich bin mit dir zufrieden. Du bist in Wahrheit meine Tochter.« Sie aber ist unverschämt glücklich, glücklicher, als es ein Mensch sein darf.

Zweiter Teil

Aktion

## 1

## Das Ereignis an der Brücke

Simone saß in der Küche, auf einem Hocker, ein wenig vornübergeneigt, die magern, kräftigen Hände im Schoß. Sie hatte das Mittagessen wie gewöhnlich zusammen mit Madame in der Küche eingenommen, dann hatte sich Madame zurückgezogen, während Simone das Geschirr spülte. Jetzt war sie fertig und hatte, das erste Mal seit langer Zeit, nichts zu tun. Sie mußte nicht, wie sonst an jedem Nachmittag, hinüber in die Stadt, es gab dort nichts zu bestellen und zu besorgen. Die Stunden, die vor ihr lagen, gehörten ihr.

Das war ein ungewohntes Gefühl. Mit leerem, etwas erstauntem Gesicht saß sie und schaute abwesenden Blickes hinaus in den Garten, der im Glast der Mittagssonne lag, hübsch und gepflegt.

Dann, scharf und plötzlich, kam ihr zu Bewußtsein, wie merkwürdig das war. Da hockte sie müßig, um sie war das stille, geordnete Haus, vor ihr war der schöne, friedliche Garten, jeder Strauch betreut, jede Rose behütet, und ringsum das ganze Frankreich war aufgerissen und zerschunden.

Eine ziemliche Weile saß sie so. Sie wurde nicht fertig mit der Neuheit dieses Zustandes, nicht gehetzt zu sein, keine in kurzer Frist zu beendigende Arbeit vor sich zu haben. Schließlich stand sie auf, reckte sich. Ging hinauf in ihre Kammer.

Hier oben war es jetzt, am frühen Nachmittag, drückend heiß. Sie setzte sich auf den Bettrand. Vor ihr, auf der Truhe, lagen die Bücher, vornean die drei, welche Père Bastide ihr gegeben hatte. Sollte sie lesen? Schon streckte sie die Hand aus, aber dann, zögernd, zog sie die Hand wieder zurück.

Beinahe war es ihr unbehaglich, daß sie heute nicht hinüber in die Stadt sollte. Es war schwer erträglich, hier zu sitzen und zu warten, während das Land voll war von wilden und großen Ereignissen. In der Stadt war man allem so viel näher. Was man dort zu sehen und zu hören bekam, quälte einen, aber noch schlimmer war es, nichts zu sehen und zu hören.

Madame hält es offenbar für selbstverständlich, daß sie heute zu Hause bleibt. Wenn sie aber doch hinüber in die Stadt ginge? Wenn sie auf eigene Faust versuchte, etwas aufzutreiben? Pfeffer wird knapp, auch ein paar weitere Büchsen kondensierter Milch könnten nicht schaden. Vielleicht, daß sie im Café Napoleon noch etwas bekommt oder bei Beaumont. Sie entschloß sich, in die Stadt zu gehen.

Einmal willens, ohne Auftrag zu handeln, wurde sie kühner. Madame fand, es schicke sich nicht, daß man in dieser Zeit in Hosen gehe. Aber wer achtete schon auf so was, jetzt, inmitten der allgemeinen Auflösung? Und Hosen waren viel praktischer, man kam besser durch das Gedränge, man fühlte sich sicherer. Simone holte ihre Hosen aus dem Schrank.

Diese dunkelgrünen Hosen waren ein Geschenk Onkel Prospers, er hatte sie ihr von einer Reise nach Cannes mitgebracht. Die Hosen waren ihr zu weit und zu groß gewesen, sie hatte erst hineinwachsen müssen. Madame hatte die Hosen von Anfang an mit Mißbehagen gesehen, aber da sie ein Geschenk ihres Sohnes waren, hatte sie Simone nicht verbieten wollen, sie zu tragen. Allein sie hatte sie nur wenige Male angehabt. Als der Krieg ausbrach, hatte Madame einen willkommenen Vorwand, ihr die Hosen zu untersagen.

Heute nun, ohne Rücksicht auf die Wünsche Madames, holte Simone die dunkelgrünen Hosen heraus und zog sie an. Dann nahm sie ihren großen Einholekorb und ging in die Stadt.

Sie ging durch die schmalen, krummen, hügeligen Gassen. Jeder Stein der alten, buntfarbigen Häuser war ihr vertraut; auch an die Flüchtlinge hatte sie sich gewöhnt, welche die Straßen in betriebsamem Müßiggang durchirrten; trotzdem schien ihr die Stadt heute verändert. Von den früheren Bewohnern waren die meisten nicht mehr da. Sie hatten die Stadt verlassen, zu der sie gehörten wie die Steine und die bunten Fassaden und die schrägen, kastanienfarbenen Dächer. Simone war gewohnt gewesen, Grüße mit ihnen auszutauschen, ein paar Worte mit ihnen zu wechseln. Die Worte hatten zumeist wenig oder nichts besagt, doch heute vermißte Simone schmerzhaft, daß sie diese nichtssagenden Sätze nicht mehr geben und empfangen konnte.

Dann aber kam eine Meldung, welche diejenigen, die noch in der Stadt geblieben waren, alle aus ihren Häusern heraustrieb, und nun zeigte es sich, daß es ihrer doch noch eine Menge waren.

Die Nachricht aber, die sie auf die Straße jagte, war die Botschaft von dem schrecklichen Ereignis an der Brücke über den Cerein.

Der Weg über diese Brücke war der einzige, der hinüberführte auf die Straßen 7 und 77, stundenlang standen hier die Massen vor und auf der Brücke, dicht ineinandergeschoben, hoffnungslos eingekeilt. Immer war die Furcht da, deutsche Flugzeuge möchten hier heruntertauchen, doch immer wieder hatten jene recht behalten, die erklärten, hier sei keine Gefahr; die Gegend war strategisch ohne Belang, Kriegshandlungen waren nicht zu erwarten, auch die Städte waren noch nicht bombardiert worden. Jetzt indes waren die deutschen Flieger doch gekommen und hatten die Flüchtlinge auf der Brücke beschossen. Mit schwersten Folgen. Man wußte nicht, wieviel Tote es gegeben hatte, man wußte nur, es waren viele. Und bitter stand es um die Verwundeten. Die Ambulanzen kamen auf den verstopften Straßen sehr langsam voran, die Hospitäler waren hoffnungslos überfüllt, man mußte die Verwundeten bis in die Gegend von Nevers transportieren.

Daß der Krieg auf diese Art in die unmittelbare Nähe ihrer Stadt gekommen war, versetzte die Leute von Saint-Martin, die sich zum Bleiben entschlossen hatten, in neue Panik. Es war die Rede davon, daß man jetzt die Brücke über den Cerein sprengen werde. Wenn das geschah, dann war man hier endgültig von den Straßen nach dem Süden abgeschnitten und saß in der Falle. Man hatte hundertmal erwogen, was für die Flucht sprach, was dagegen, man hatte sich entschlossen zu bleiben. Jetzt erwog man von neuem. Sollte man nicht vielleicht doch noch fort wie Messieurs Amiot und Laroche und die vielen andern? Einen Tag noch, vielleicht nur mehr Stunden, hatte man die Wahl. Man fragte sich, man fragte die andern, jeder jeden, man fragte sogar Simone.

Für sie gab es keinen Zweifel. Wenn man flüchtete, verstopfte man nur die Straßen und behinderte die Truppen. Man hatte auszuharren. Noch war begründete Hoffnung, daß man die Boches von Saint-Martin werde fernhalten können, und wenn nicht, dann konnte man hier mehr gegen sie ausrichten als irgendwo im Süden.

Simone nahm wahr, daß das Ereignis an der Brücke auf die Flüchtlinge anders wirkte als auf die Einwohner. In den Tagen vorher hatten die Flüchtlinge nur einen Wunsch gehabt, weiterzukommen, nur immer weiter, der Sicherheit zu, allmählich aber war dieser Wunsch erstickt in grimmiger Resignation. Das Ereignis an der Brücke bestärkte die Flüchtlinge in dieser ihrer erbitterten Stumpfheit. Es war sinnlos, sich weiterzuschleppen, es war gleichgültig, wo man die Deutschen abwartete, Gefahr war überall. Das Ereignis an der Brücke bewies nur von neuem, daß man unterwegs mehr gefährdet war als hier in Saint-Martin. Zwar gab es nichts zu essen, zwar fehlte es am Nötigsten, trotzdem war man entschlossen zu bleiben. Ja, man hatte, nachdem man eine oder zwei oder gar drei Nächte hier verbracht hatte, das jämmerliche Plätzchen, das einem zur Verfügung stand, beinahe liebgewonnen. Man war vertraut mit dem Strohlager in der Halle des Justizgebäudes oder mit dem kleinen Fleck auf der Place du Général Gramont. Man wollte nicht weiter.

Sie saßen vor den Cafés, die Flüchtlinge, unter den rot und orangenen Schutzdächern, in der schweren Hitze, sie tranken ihren Schnaps oder Wein, sie dösten vor sich hin oder schwatzten müde, immer das gleiche.

Simone ging mit ihrem Korb über den Perron des Cafés Napoleon. Das große Mädchen mit dem eigenwilligen, gebräunten Gesicht sah nicht schlecht aus in den dunkelgrünen Hosen, und die Männer schauten ihr nach. Sie drückte sich zwischen den Tischen herum und hörte zu, was man sprach.

An dem einen Tisch diskutierte man, wann wohl die Deutschen kämen. Niemand konnte darüber was wissen, jeder hielt müde und doch erbittert an seiner Meinung fest. Einer erklärte, sie könnten frühestens in vier Tagen hier sein; sie hätten Wichtigeres zu tun, als diese strategisch belanglose Gegend zu besetzen. Ein anderer behauptete, sie seien so ungeheuer schnell und gründlich, und wenn sie auf den Straßen 7 und 77 vorstießen, würden sie sicherlich hier den Osten mitnehmen. Ein dritter, ziemlich alter, meinte, es sei völlig ausgeschlossen, daß die Deutschen überhaupt hierherkämen; nicht nur die Maginot-Linie, auch unsere Stellungen an der westlichen Loire seien uneinnehmbar, und sie könnten sich unmöglich verzetteln, indem sie Truppen hierherschickten. Die andern schwiegen und begnügten sich, ungläubige Gesichter zu machen. Einer aber sagte: »Wenn sie nur schon da wären, damit endlich dieses jämmerliche Warten und Hängen aufhört.«

Mittlerweile liefen immer neue Gerüchte ein über das Geschehnis an der Brücke. Jedes widersprach jedem. Man nannte Ziffern. 214 Tote habe es gegeben, berichtete einer, und 76 Ambulanzen habe man gezählt. Ein anderer, mit einem sehr männlichen Gesicht, behauptete, nein, es seien 168 Tote gewesen und 89 Ambulanzen. Der erste hielt an seiner Ziffer fest, der zweite, finster und böse, an der seinen, es hätte wenig gefehlt, sie hätten sich geprügelt.

Simone stand und hörte mit stiller, gespannter Miene zu.

Auf den Perron kam ein junger Mensch, hochaufgeschossen, mit langem, breitstirnigem, spitz zulaufendem Gesicht. Simone schlug das Herz hoch hinauf; Etienne war herübergekommen. Da sah er sie auch schon und drängte sich zwischen den Tischen durch auf sie zu. Mit beiden Händen, überrötet von Freude und etwas ungeschickt, faßte er die ihren, und dringlich bat er sie, sie müsse sich mit ihm ins Innere des Cafés setzen.

Das war ein ungewöhnliches, ja unerhörtes Ansinnen. Aber es war auch ungewöhnlich, daß sie von Hause weggegangen war, ohne Madame was davon zu sagen, und es war unerhört, daß sie sich hier auf dem Perron des Cafés Napoleon herumtrieb, allein und in dunkelgrünen Hosen. Es war die Zeit, die daran schuld war. Sie trug keinen Anstand, Etiennes Aufforderung zu folgen.

Das Innere des Cafés Napoleon war dämmerig, fast dunkel; es war leer und nach der Hitze draußen angenehm kühl. Man sah den Perron mit seinem rot und orangenen Sonnendach und jenseits den grell in der Sonne liegenden Platz, und gedämpft kam der Lärm des Perrons und des Platzes herein. Die beiden jungen Menschen saßen an ihrem Marmortischchen, jeder sein Glas Apfelwein vor sich, sie waren gute Freunde, sie gehörten zusammen, und Dämmer und Kühle war um sie wie eine schützende Mauer.

Das Gesicht des sechzehnjährigen Etienne war nachdenklich auch in ruhigen Zeiten; heute schaute er sorgenvoll, und es fiel ihm schwer, so gemessen und geordnet zu sprechen wie sonst.

Er war unter großen Schwierigkeiten von Chatillon herübergekommen, weil er seine Eltern nicht allein lassen wollte. Die Eltern wußten durchaus nicht, was tun. Den einen Augenblick meinten sie, man müsse unter allen Umständen fort, den nächsten, man müsse unter allen Umständen bleiben, und wenn Vater für Bleiben war, war Mutter für Gehen. Man packte ein, man fand, man habe das Falsche gepackt, man packte um, man beschloß zu bleiben, man packte wieder aus.

Es sei schwer erträglich, meinte er und rückte seinen Kopf ganz nah an den ihren. »Ich selber – das sag ich nur dir – habe lange geschwankt, was ich tun soll«, bekannte er. »Ich habe mehr Ursache, abzuhauen, als die andern. Alle sagen, die Boches sind mißtrauisch und prüfen genau nach, ob Zivilisten im militärpflichtigen Alter nicht in Wahrheit Soldaten sind, welche die Uniform gegen Zivilkleidung vertauscht haben. Sie sperren zahllose Zivilisten ein, die ihnen verdächtig vorkommen, und wenn sie einmal einen haben, dann lassen sie ihn schwerlich mehr los. Ich sehe älter aus, als ich bin«, fuhr er fort mit einem Gemisch aus Stolz und Trübsinn. »Ich möchte mich nicht von den Boches fangen lassen. Ich fühle mich nicht sehr sicher hier.«

Er sah Simone voll an, es war etwas wie ein Lächeln über seinem Gesicht. »Jetzt weiß ich, was ich tun werde«, sagte er mit plötzlichem Entschluß. »Es ist merkwürdig: seitdem wir hier zusammensitzen, weiß ich es. Ich bleibe. Ich lasse mich nicht in Panik jagen. Vielleicht wird man noch etwas ausrichten können, gerade wenn die Boches kommen.«

Simone wurde es ganz warm, wie er so sprach. Da saßen sie zusammen und redeten miteinander als Menschen, die auf sich selbst gestellt waren und selber ihren Rat finden mußten. Mit ihren großen, dunkeln Augen schaute sie ihn freundlich an, und: »Natürlich mußt du bleiben«, sagte sie eifrig, »und sicher wirst du was ausrichten können, hier. Aber soweit ist es noch lange nicht«, fuhr sie fort, beinahe heftig, sie mußte sich bemühen, ihre volle Stimme zu dämpfen. »Da ist noch die Maginot-Linie, und unsere Stellungen an der westlichen Loire sind uneinnehmbar. An der Marne, im vorigen Krieg, standen wir schlechter da, bevor der große Sieg kam.« Sie sprach kräftig, überzeugt.

Etienne schaute sie an voll Freundschaft und Achtung. Eine ziemliche Weile sagten sie nichts. Von draußen drang gedämpft das Geschwatz der Flüchtlinge herein und das Klirren von Gläsern. Man hatte das Radio angestellt, und immer wieder kamen die beiden Takte der Marseillaise: »Aux armes, citoyens.«

»Heute nacht habe ich von Henriette geträumt«, begann auf einmal Simone. Sie hatte es nicht sagen wollen, aber sie konnte nicht anders. Sie, Etienne und Henriette hatten als Kinder zusammen gespielt im Parc des Capucins, sie hatten zahllose Heimlichkeiten gehabt, sie drei waren eine festgeschlossene Gruppe gewesen inmitten der andern. Henriette hatte ihren schwerfälligen Bruder gepeinigt, sie hatte ihn in Gegenwart Simones verhöhnt, er hatte sich’s gefallen lassen und zu ihr aufgeschaut als zu einem Wesen aus einer zarteren, schnelleren Welt. Er und Simone hatten wieder und wieder Sätze der Liebe und Verwunderung ausgetauscht über dieses seltsame Geschöpf Henriette. Seitdem sie gestorben war indes, hatten sie, wie auf Verabredung, vermieden, von ihr zu reden.

Nun also, unerwartet, erzählte Simone: »Heute nacht habe ich von Henriette geträumt.« Etienne blickte hoch und schaute sie aufmerksam an. »Ich denke selten an sie«, erzählte Simone weiter, »aber manchmal träume ich von ihr. Denke dir, heute nacht habe ich geträumt, Henriette ist die Jungfrau von Orléans.«

Etienne trank von seinem Apfelwein. »Sonderbar«, sagte er. Sie wartete darauf, daß er mehr fragen werde; sie wünschte es, sie fürchtete es. Aber er ging nicht weiter darauf ein. »Hast du es noch immer so schwer zu Hause?« fragte er statt dessen. »Ja«, antwortete sie, »es ist nicht immer leicht.« – »Du bist ein tapferes Mädchen«, sagte Etienne, »die richtige Tochter Pierre Planchards.« Sie errötete.

Sie gingen. Er begleitete sie ein Stück. Sie kamen an dem Palais Noiret vorbei, dem Sitz der Unterpräfektur. Eine lange Reihe Flüchtlinge stand vor dem alten, schönen Portal, drei Polizisten hielten Wacht.

Simone hatte sich von der Panik ringsum nicht anstecken lassen. Aber sie wünschte sich eine Bestätigung ihres Glaubens. Wenn einer zuverlässige Nachrichten haben konnte über die wahren Ereignisse, dann war es ihr Freund hier oben, der Sekretär der Unterpräfektur, Monsieur Xavier Bastide.

Monsieur Xavier hatte das frischfarbige Gesicht und die lebhaften, gutmütigen, braunen Augen des Vaters. Er hatte wohl auch sein stürmisches Temperament, doch er hatte schon in früher Jugend gemerkt, wieviel Verkennung und Mißhelligkeit dieses Temperament dem Vater brachte, und er hatte sich bemüht, das eigene Ungestüm zu meistern. Es war ihm geglückt. Wenn man ihn sah, wie er in der Unterpräfektur herumging, gemessenen Schrittes, sehr gut und unauffällig angezogen, immer mit Schutzärmeln, und wie er bedächtig die Parteien anhörte, dann hätte man nicht geglaubt, daß er in der Tiefe seines Wesens von der gleichen Art war wie sein Vater. Simone schätzte ihn sehr gerade um der Kraft willen, mit der er sein aufbrausendes Gemüt niederhielt.

Monsieur Xavier war mit Pierre Planchard und Charles-Marie Levautour in die Schule gegangen. Mit der gleichen Heftigkeit, mit der er Levautour befehdete, hatte er Pierre Planchard geliebt und verehrt, und er hatte Simone sehr gerne.

Simone sah die lange Reihe der wartenden Flüchtlinge. Sie sagte sich, Monsieur Xavier werde heute sehr beschäftigt sein. Doch es drängte sie, seine freundlich ironische Stimme zu hören, und für sie wird er bestimmt auch heute Zeit haben.

Sie verabschiedete sich von Etienne; es gelang ihr mühelos, in die Unterpräfektur einzudringen.

Hinter der schönen, friedlichen Fassade des alten Palais herrschte Unordnung. So streng das Portal bewacht war, hier im Innern standen die Türen der Büros offen, jeder hatte Zutritt zu jedem, die Flüchtlinge gingen von einem Beamten zum andern.

Die Beamten redeten ihnen zu, die Stadt zu verlassen. Es seien keine Lebensmittel mehr aufzutreiben, sie sollten trachten, weiter nach dem Süden zu kommen, dort sei die Versorgung besser. Auch seien die Straßen weniger verstopft als bisher, und die Gerüchte, die Deutschen stünden schon jenseits der Yonne oder gar in Le Creusot, seien barer Unsinn. Allein die Flüchtlinge waren finster und mißtrauisch. Um weiterzukommen, mußte man die Brücke über den Cerein passieren, und die Beamten kamen nicht auf gegen den Schrecken, den die Katastrophe an der Brücke verursacht hatte. »Ihr wollt uns einfach los sein«, sagten die Leute. »Euch kann’s ja gleich sein, wenn wir auf der Brücke verrecken.«

Inmitten des Gedränges und des Wirrsals ging der Unterpräfekt herum, Monsieur Cordelier, bekümmert, und sprach mit abwesender Miene den Leuten Trost zu. Doch die wollten keinen allgemeinen Trost, sie wollten Brot und Unterkunft für die Nacht, sie wollten Milch für die Säuglinge, Medikamente für die Kranken. Simone wußte, daß der Unterpräfekt ihnen gerne geholfen hätte, doch sie wußte auch, daß er’s nicht konnte und daß er genauso ratlos war wie die Leute selber.

Es war Simone bekannt, daß derjenige, der die Geschäfte der Unterpräfektur besorgte, in Wahrheit nicht Monsieur Cordelier war, sondern Monsieur Xavier. Leider aber hatte Monsieur Xavier wenig Machtbefugnisse, er mußte sich darauf beschränken, einen stillen zähen Kampf gegen die Schwachheit seines Vorgesetzten zu führen, und es bekümmerte ihn, daß er mit so viel Mühe so wenig durchsetzte.

Simone ging in sein Büro. Er lächelte ihr zu, deutete aber durch eine Geste an, er sei beschäftigt. Er verhandelte mit einem Polizeioffizier. Er schien ein wenig erstaunt, daß sie blieb, aber er hatte wohl nichts dagegen einzuwenden. Es waren sowieso noch drei Leute im Büro, Flüchtlinge offenbar, die stumm an der Wand standen und zuhörten. Simone stellte sich neben sie.

Es ergab sich, daß der Polizeioffizier mit seinen Leuten, Pariser Verkehrsbeamten, auf dem Weg weiter nach dem Süden war. Die Pariser Beamten waren berühmt wegen ihrer Schulung und ihres Geschicks. Der Offizier hatte Auftrag, an besonders gefährlichen Punkten Posten aufzustellen, um den Verkehr zu regeln. Monsieur Xavier wollte erreichen, daß man zwei solche Posten an der Cerein-Brücke aufstelle. Dann könne man, führte er aus, einen Teil der Flüchtlinge bewegen, endlich von Saint-Martin wegzugehen. Die Gemeinde war nicht mehr imstande, den Leuten auch nur das Notwendigste zu verschaffen. Die Flüchtlinge mußten fort, aber sie hatten Angst vor der Brücke.

Der Herr von der Polizei sträubte sich dagegen, welche von seinen Leuten hierzulassen. Es standen ihm nicht viele Beamte zur Verfügung, und wenn er auch Vollmachten hatte, sein Auftrag ging dahin, den Verkehr weiter im Süden zu schützen; auch fürchtete er wohl, wenn er hier Leute zurücklasse, würden sie zuletzt den Deutschen in die Hände fallen. In seinem eleganten, geschwinden Pariserisch äußerte er viele Bedenken. Überdies sah er manchmal auf die Uhr, er war in Eile.

Simone stand still in ihrem Winkel neben den drei andern Flüchtlingen. Genau wie diese hörte sie zu, stumm und gespannt, und ihre Augen waren auf dem Gesicht des Mannes, der jeweils sprach. Sie kannte sich aus im Gesicht Monsieur Xaviers. Sie sah, wie das große Mal auf der rechten Seite anschwoll und sich rötete, sie wußte, daß Monsieur Xavier zornig war, und sie sah, mit welcher Anstrengung er sich zur Ruhe zwang. Er wollte die Rettung von Hunderten von Unglücklichen erreichen, er wollte seiner Stadt Saint-Martin noch mehr Unheil ersparen, er mußte klug sein, er durfte sich’s nicht gestatten, dem Herrn aus Paris so zu kommen, wie er’s wohl gerne getan hätte. Mit einer sonderbaren Hellsicht erkannte Simone aber auch die Motive des Parisers. Der war ausgeschickt, um an bestimmten gefährdeten Punkten weiter südlich Ordnung herzustellen, er wollte seine Aufgabe möglichst gut lösen, er wollte nicht seine Leute irgendwo hier oben in Mittelfrankreich verzetteln. Das war verständlich. Aber Simone, mit ihrer plastischen Phantasie, sah auch, was hinter den Stirnen der drei Flüchtlinge vorging, die neben ihr standen. Sie brauchte nicht auf ihre Gesichter zu schauen, um mitzuspüren ihre grimmige Resignation und wie sie gleichwohl hofften. Und sie kämpfte mit den Kampf Monsieur Xaviers, Hunderte von diesen Flüchtlingen oder doch zumindest ein paar Dutzend zu retten durch kluge Überredung des Mannes aus Paris.

Monsieur Xavier mühte sich ab. Der Polizeioffizier erwiderte schwunglos, nur darauf bedacht, fortzukommen, die drei Flüchtlinge und Simone mit ihrem Korb standen an der Wand und hörten zu.

Der Unterpräfekt kam herein. »Sind die Herren noch immer zu keinem Ergebnis gelangt?« fragte er trüb und liebenswürdig. Er hatte neue Einzelheiten erfahren über das Ereignis an der Brücke, er berichtete darüber; was sich dort abgespielt habe, meinte er, müsse über alle Vorstellung schauerlich gewesen sein. »Wenn irgendein Punkt gefährdet ist«, resümierte mit Nachdruck Monsieur Xavier, »dann ist es die Brücke über den Cerein.«

Aber der Polizeioffizier hatte es offenbar satt, länger zu diskutieren. »Wenden Sie sich doch an den Stab«, meinte er kühl, »daß man Ihre Brücke endlich sprengt.« Im übrigen, fügte er hinzu, seien die ersten Berichte über solche Katastrophen gewöhnlich sinnlos übertrieben, und er zog seine Handschuhe an.

Simone folgte jeder seiner Bewegungen. Jetzt wird er gleich gehen, spürte sie, man muß ihn halten, man muß ihn unter allen Umständen dazu bewegen, welche von seinen Leuten hierzulassen. »Es waren 214 Tote«, sagte sie auf einmal, sie sah vor sich die Flüchtlinge, die unter dem rot und orangenen Schutzdach auf dem Perron des Cafés über die Zahl der Toten gestritten hatten, sie sah ganz deutlich den mit dem sehr männlichen Gesicht, der so finster und böse seine Ziffer verteidigt hatte. »Es waren 214 Tote«, sagte sie. »Es sind 89 Ambulanzen nach Nevers gefahren, und die meisten Verwundeten mußte man liegenlassen.« Sie stand bescheiden und dünn an der Wand, den großen Korb überm Arm, doch ihre schöne, auffallend dunkle Stimme klang streitbar und entschieden. Sie wußte selber nicht, warum sie mit solcher Bestimmtheit sprach; der Polizeioffizier und die Herren der Unterpräfektur kannten die Ziffern wahrscheinlich besser als jener Mann auf dem Perron.

Alle schauten auf Simone, erstaunt. Sie blickte vor sich hin, als wäre nicht sie es gewesen, die da gesprochen hatte. Ein kleines Schweigen war. Der Herr aus Paris war noch immer mit seinen Handschuhen beschäftigt. Dann, ohne Monsieur Xavier oder Simone anzuschauen – wahrscheinlich hielt er sie für eine von den Flüchtlingen –, immer ungeduldig wie zu einem lästigen Bittsteller, sagte er zu Monsieur Cordelier, seufzend: »Nun gut, ich lasse Ihnen zwei von meinen Leuten hier«, und er ging, von Monsieur Cordelier geleitet.

Monsieur Xavier, mit seinem lebhaften Schritt, ging hinüber zu Simone und stellte sich vor sie hin; er sah plötzlich seinem Vater sehr ähnlich. Er legte ihr die Hand auf den Scheitel, schaute sie an, lächelnd über das ganze Gesicht, sehr freundschaftlich, schüttelte den Kopf und sagte: »Was zum Teufel ist denn in dich gefahren, Simone?«

Simone verstand selber nicht, wie sie dazu gekommen war, in Gegenwart der Herren den Mund so dreist aufzutun und mit solcher Sicherheit so fragwürdige Dinge zu behaupten. Ihr waren ihre Ziffern nicht fragwürdig gewesen, als sie sie genannt hatte, und sie war sich bewußt, daß sie hatte sprechen müssen, und wenn es sie das Leben gekostet hätte.

»Und jetzt wollen wir sehen, daß wir die Flüchtlinge abtransportieren«, sagte Monsieur Xavier. Simone brach auf. »Schneidig bist du, Kleine«, sagte Monsieur Xavier. »Dein Vater hätte seine Freude an dir gehabt.«

## 

## 2

## Monsieur le Marquis

Es war allmählich Zeit geworden, in die Villa Monrepos zurückzukehren. Aber das brachte Simone jetzt nicht über sich. Sie ging durch die krummen, hügeligen Straßen, sie ging benommen, wie inmitten eines Nebels. Es hatte sie keine Anstrengung gekostet, zu sprechen. Es war wie von selber gekommen, und sofort war auch die Wirkung dagewesen. Sie war glücklich, aber sie war verwirrt.

Sie suchte jemand, mit dem sie reden könnte, sie suchte Etienne. In sein Haus gehen wollte sie nicht, in Gegenwart seiner Eltern hätten sie nicht reden können. Sie ging durch die Straßen, sie ging am Café Napoleon vorbei, er war nicht da.

Eine gute Weile wanderte sie so in der Stadt herum. Dann, plötzlich, schlug sie den Weg ein zur Avenue du Parc, ins Geschäft, in das Transportunternehmen Planchard.

Sie ging rasch, ein kleines Lächeln um die geschwungenen Lippen. Heute wird sie sich nicht an die rote Pumpe stellen, heute wird sie nicht »Strich stehen«, heute gibt es keine rote Pumpe, und heute lungert keiner auf der Bank im Schatten herum. Heute rollen die Wagen aus, um die Flüchtlinge abzutransportieren. Eine Stunde ist schon vergangen, seitdem sie die Unterpräfektur verlassen hat. Bestimmt haben der Unterpräfekt und Monsieur Xavier Onkel Prosper bereits Botschaft geschickt, wahrscheinlich sind die Wagen schon unterwegs.

Und Maurice, vor dem braucht sie heute keine Angst zu haben. Sie hat etwas getan, was beweist, daß sie nicht nur zur Villa Monrepos gehört. Heute hat sie das Recht, einfach zu lachen, wenn Maurice einen seiner frechen Sätze losläßt.

Aber er wird nicht. Wahrscheinlich wird er gar nicht dasein. Er wird, genau wie Etienne, davon gehört haben, daß Männer im militärpflichtigen Alter gefährdet sind, wenn die Boches kommen. Und Maurice ist nicht wie Etienne. Maurice wartet die Boches nicht ab. Ein Mann, der in dem verhaßten Betrieb Monsieur Planchards weiterarbeitet, nur um sich von der Front zu drücken, ein solcher Mann türmt in solchem Fall. Der macht sich davon, der entwetzt, der reißt aus, wie Madame sich auszudrücken pflegt.

Da war sie im Büro. »Ich habe nichts bekommen können«, sagte sie und stellte ihren leeren Korb bei dem Buchhalter Peyroux ab, bestrebt, ihm und sich selber vorzumachen, sie sei wegen ihrer täglichen Besorgungen in die Stadt gegangen. »Das glaub ich gerne, Mademoiselle, daß Sie nichts bekommen haben«, erwiderte trübselig grimmig Monsieur Peyroux, sein Hasengesicht schaute noch unglücklicher aus als sonst. »Es ist ja alles in Auflösung«, klagte er. »Ich verstehe nicht, warum Monsieur Planchard hier sitzt und auf die schrecklichen Dinge wartet, die sicher kommen werden. Von dem Personal sind die meisten durch, sogar der alte Arsène. Stellen Sie sich vor, der Fuhrhof ohne Concierge. Aber der Chef, als ich ihn fragte, ob er denn wirklich noch weiter hier ausharren wolle, hat mich furchtbar angeschnauzt. Ich begreife ja, er fühlt sich verantwortlich für die Firma.« Er brachte den Kopf näher an Simone, und wiewohl das Büro ganz leer war, flüsterte er vertraulich: »Ich sage Ihnen, Mademoiselle, er ist starr und tapfer wie ein alter Römer, der Chef. Denken Sie, Madame Mimerelles ist hiergewesen und hat ihn angefleht, mit ihr wegzugehen. Aber er bleibt auf dem Posten. Ein Römer.«

Simone sah vor sich die blonde, hübsche, füllige Madame Mimerelles. Es mußte den liebenswürdigen Onkel Prosper viel Überwindung gekostet haben, sie allein gehen zu lassen.

»Und die Behörde«, empörte sich der Buchhalter, »hat die Unverschämtheit, immer neue Anforderungen an ihn zu stellen. Gestern haben wir ihnen die beiden Peugeots überlassen, heute einen Renault, aber sie möchten unsern ganzen Fuhrpark. Da«, und er wies auf ein Schreiben auf seinem Tisch. »Vor zehn Minuten hat er mir wieder so einen Wisch geschickt, Monsieur Cordelier. Er will jetzt die Möglichkeit gefunden haben, den größten Teil der Flüchtlinge abzutransportieren, und besteht darauf, daß wir endlich unsere Wagen und unser Benzin abliefern. Das wagt man einem Manne wie Monsieur Planchard zuzumuten. Der alte Jeannot, der Huissier, sitzt draußen auf dem Hof und wartet auf Antwort. Er wird sich gedulden müssen, der Herr Huissier. Jetzt darf ich dem Chef schon gar nicht mit dem Wisch kommen.« Und, flüsternd, vertraute er Simone an: »Der Châtelain ist wieder da.«

Simone sah töricht aus vor Erstaunen. »Er will immer noch seine Weine –?« Sie vollendete den Satz nicht.

Doch Monsieur Peyroux hörte nicht auf sie. Er hatte plötzlich einen Einfall. »Vielleicht«, meditierte er laut, »hilft es ihm in seinen Verhandlungen mit dem Marquis, wenn ich ihm den Brief zeige.« Beflissen nahm er das Schreiben und ging hinauf in Onkel Prospers Privatkontor.

Auch Simone verließ das Büro. Sie stand in der Tür. Der Fuhrhof lag leer und weiß in der prallen Sonne. Sie schaute hinüber nach der Bank im Schatten. Da saßen die drei, der Packer Georges, der Chauffeur Richard, der eigentlich viel zu alt war und den man nur hielt, weil Mangel an Männern war, und der klapperige Huissier Jeannot. Maurice saß nicht da.

Sie spürte Genugtuung darüber, daß also der unverschämte Mensch, der an jedem und allem zu mäkeln hatte, selber ein Feigling war. Gleichzeitig aber war sie enttäuscht. Heute hätte es ihr einen heimlichen Triumph bereitet, seine frechen Redensarten zu hören.

Plötzlich, ohne daß sie gewußt hätte, warum und wieso, war das ganze Hochgefühl fort, das sie bisher verspürt hatte. Am liebsten wäre sie umgekehrt. Aber da saßen die drei auf der Bank und schauten her, und sieht das nicht sehr dumm aus, wenn sie jetzt auf einmal kehrtmacht? Die auf der Bank werden denken, sie habe wen gesucht, sie habe Maurice gesucht. Sie wurde auf einmal rot und ging quer über den Hof zur Pumpe, mit gespielter Selbstverständlichkeit.

Da stand sie. Die Männer schauten herüber, leicht erstaunt, nicht sehr interessiert. Es war glühend heiß, Simone, nach all den Aufregungen, fühlte sich leer und erschöpft. Sie spürte mit einem Mal Angst vor der Kühnheit, mit der sie heute wieder und wieder die Ordnung der Villa Monrepos übertreten hatte. Sie war auf eigene Verantwortung in die Stadt gegangen. Sie hatte gegen Madames ausdrückliches Verbot die dunkelgrünen Hosen angezogen. Sie hatte sich vorwitzig eingemischt in die Angelegenheiten der Unterpräfektur. Was wird Madame, was der Onkel sagen, wenn sie davon hören?

Käufer kamen und verlangten Benzin. Mehr Käufer als sonst, sehr viele. Offenbar hatte es sich bereits herumgesprochen, daß Brücke und Straße passierbar waren.

Aus dem dämmerigen Innern der Garage schlenderte einer heraus. Simone stand das Herz still: Maurice. Er ist da, er ist geblieben, sie hat ihm unrecht getan.

Jetzt war er bei den andern. Er stellte sich, als sehe er sie erst jetzt. »O lala, Mademoiselle Nichte«, sagte er mit seiner hellen Stimme, stemmte die Hand in die Hüfte und grinste zu ihr herüber. »Mademoiselle Nichte haben ihre attraktiven Hosen angezogen und stehen wieder einmal Strich.«

Er setzte sich zu den andern, gähnte, rauchte. »Da hockt man und wartet auf die Boches«, sagte er. »Die«, und er wies mit einer ganz kleinen Kopfneigung, verächtlich, auf Simone, »wissen wenigstens, warum sie noch hier hocken. Konsequent sind sie, die Herrschaften, das muß man ihnen lassen. Sie halten durch. Auf der Place Gramont verhungern die Flüchtlinge, weil sie nicht abtransportiert werden können, und dort oben verhandeln der Herr Marquis und der Herr Unternehmer über den Transport von Weinfässern. Geschäft wie immer. Die Welt brennt, aber da kennen sie keine Angst. Sie kochen an dem Brand ihr Süppchen.«

Simone stand an ihrer Pumpe. Ein Körnchen Wahrheit war in dem, was Maurice sagte. Aber wieviel Gift tat er daran. Wie verdrehte er und übertrieb. Onkel Prosper sähe es bestimmt lieber, die Welt brennte nicht und es ginge alles seinen geregelten Gang wie bisher. Onkel Prosper verzichtete sicher gerne auf das, was Maurice »sein Süppchen« nannte, und hätte zum Beispiel statt dessen seine Madame Mimerelles hier. Onkel Prosper ist gutmütig und würde den Flüchtlingen bestimmt gerne helfen. Aber er glaubt an sein Geschäft, er hängt an dem Geschäft, er hat es aufgebaut. Und daß Maurice sie, Simone, zu den Leuten rechnet, die an dem allgemeinen Unglück profitieren wollen, ist ebenso dumm wie gemein.

Die auf der Bank machten sich mittlerweile lustig über den Chef. Sie hatten Madame Mimerelles kommen und gehen sehen, sie reimten sich die Dinge zusammen. Ja, ja, meinten sie, die Reichen hätten auch ihre Probleme. Da habe sich der arme Monsieur Planchard entscheiden müssen, ob er mit seiner Süßen gehen solle oder hierbleiben und seinen Profit häufen und seine Wagen hüten. »Wenn sie vor die Wahl gestellt sind zwischen Geilheit und Habsucht«, meinte philosophisch der Packer Georges, »siegt immer die Habsucht.«

Dann verbreiteten sie sich über den Châtelain. Der hat Geld wie ein Hund Flöhe, es bräuchte ihm auf eine Fracht Wein nicht anzukommen. Aber drüben in England und Amerika zahlen sie für seine Weine mehr als die Boches, und darum, so hochmütig er ist, steigt er herunter von seinem Schloß und winselt einen ganz gewöhnlichen Monsieur Planchard um seine Wagen an. »Ich wette eine Flasche Pernod und zehn Päckchen Gaulois«, erklärte Maurice, »wenn die Boches kommen, werden der Herr Marquis ein Herz und eine Seele sein mit ihnen.«

Der alte Jeannot, der Huissier, war seit vielen Jahren im Amt und hatte von seinem Chef, dem Unterpräfekten, Toleranz gelernt. Dem Herrn Marquis glatt und ohne weiteres einen solchen Verrat zuzutrauen, meinte er, das sei doch weit gegangen. Ein bißchen faschistisch sei er vielleicht, der Châtelain, das sei nicht zu leugnen. »›Ein bißchen‹ faschistisch«, höhnte Maurice. »Das Mädchen ist ein bißchen schwanger.« Und: »Wie ist das, Jeannot«, drängte er, »nimmst du meine Wette an?« – »Ich bin kein Spieler«, lehnte würdig der Beamte ab.

Der alte Chauffeur Richard wandte sich an Maurice. »Ich wundere mich«, sagte er, »daß du noch hier sitzt. So hundertprozentig militärpflichtig, wie du ausschaust, würde ich nicht auf die Deutschen warten.« Simone war erregt: was wird Maurice antworten?

Der gähnte; es klang etwas künstlich. »Mein Gott«, sagte er, »die Boches werden mehr zu tun haben, als sich die Anzüge aller Männer zwischen 19 und 55 zu betrachten. Und hier in Saint-Martin kann ich am leichtesten nachweisen, daß ich Zivilist bin.« – »Die Boches machen keine langen Geschichten«, beharrte der Alte. »Wenn sie einen einmal haben, dann schicken sie einen glatt in die Bochie.« – »Alles Gerüchte«, fertigte ihn Maurice verächtlich ab, »alles Unsinn.«

Es schien Simone, als wüßte Maurice genau, daß die Gerüchte nicht so unsinnig waren und daß es ein ernsthaftes Risiko bedeutete, wenn er blieb. Warum dann blieb er? Wahrscheinlich deshalb, weil er so ungeheuer stolz und eingebildet war. Er ertrug nicht den Verdacht der Feigheit, auch nicht den Schatten eines Verdachtes. Das war nun wieder anständig von ihm, daß er seinen Mut und seinen Stolz hinter rüden und verlegenen Ausreden versteckte.

Vom Büro her kam durch die pralle Sonne über den Hof Onkel Prosper mit einem Herrn. Der Herr war eher klein als groß, er hielt sich straff aufrecht, er war braungelb von Haut, sehr schwarz von Haar, er hatte harte, flinke, braune Augen über einer höckerigen Nase. Er trug einen Reitanzug und schlug sich, während er über den Hof kam, mit der Reitgerte leicht die Stiefel. Simone hatte den Marquis de Saint-Brisson nie so aus der Nähe gesehen, sie schaute ihn prüfend an, übelwollend; je näher er kam, so mehr stieg ihr Haß. »Ein bißchen faschistisch.« Sie bedauerte, daß Onkel Prosper sich mit diesem Manne eingelassen hatte.

Die auf der Bank sahen den beiden Herren mit lässiger, mißtrauischer Neugier entgegen. Als die beiden ganz nahe waren, stand der Huissier Jeannot auf, langsam erhob sich auch der alte Chauffeur Richard, Maurice und der Packer Georges blieben sitzen. Die beiden Herren standen vor der Bank, es war nur wenig Schatten, Onkel Prosper trat ganz in den Schatten hinein, der Châtelain hielt sich so, daß sein Gesicht halb überschattet war, nach wie vor schlug er sich leicht mit der Gerte die Stiefel.

Die vom Personal schwiegen, warteten. Nach einer Weile räusperte sich Onkel Prosper und sagte: »Meine Lieben, ich habe einen Vertrag mit dem Herrn Marquis. Ich habe die Verpflichtung übernommen, einen Transport nach Bayonne zu bringen. Es handelt sich um Werte, die den Boches nicht in die Hände fallen sollen. Es liegt dem Herrn Marquis sehr viel an dem Transport, und die Firma Planchard möchte natürlich den Vertrag halten. Ob das möglich ist, hängt von euch ab.«

Die Leute schwiegen.

Simone traute ihren Ohren nicht. Onkel Prosper hatte freundlich überredend gesprochen, als patriarchalischer Chef, alles wie beiläufig, als handelte es sich um etwas Selbstverständliches. Simone wollte es nicht glauben, daß er ernstlich wünschte, die Weine sollten befördert werden und nicht die Flüchtlinge. Es war nur seine Schwäche vor dem großen Herrn, dem Châtelain, die ihn so sprechen machte, er meinte es nicht ernst, er wartete nur darauf, daß die Leute sagen würden, es sei nicht möglich.

Der Huissier Jeannot, ein rechtlicher Mann, sagte: »Ich hatte Ihnen einen Brief von Monsieur le Sous-Préfet zu überbringen, Monsieur Planchard. Hat Ihnen Monsieur Peyroux den Brief nicht übergeben? Monsieur le Sous-Préfet wartet auf die Antwort.«

Niemand sprach. Dann, ohne die Leute anzuschauen, sagte der Châtelain: »Ich würde eine hohe Prämie zahlen, wenn der Transport sicher nach Bayonne gelangt. Ich würde zehntausend Francs zahlen.« Und Onkel Prosper fügte hinzu: »Ihr müßt verstehen, es ist dem Herrn Marquis nur darum zu tun, französische Werte vor den Boches zu retten.« Der Marquis aber, mit seiner etwas knarrenden Stimme, sagte: »Reden Sie nicht so viel, Planchard. Meine Motive gehen nur mich selber an.«

Simone an ihrer Pumpe schluckte und wischte sich den Schweiß ab. So weit hätte Onkel Prosper nicht gehen dürfen. So nachdrücklich hätte er nicht für diesen Mann eintreten dürfen.

Maurice, mit seiner hellen Stimme, sagte langsam, sachlich: »Ich glaube, es wird kaum möglich sein, den Transport bis Bayonne durchzubringen. Und was soll unsereiner machen, wenn er von den Boches geschnappt wird? Auf der Straße kann man schwerlich nachweisen, daß man Zivilist ist. Hier kann ich es. Hier können Sie es mir bezeugen, Monsieur Planchard.« Er sprach nachdenklich, als ob er alle diese Argumente ernstlich erwöge, aber er schaute Onkel Prosper frech in die Augen.

Der Marquis, immer vor sich hin, die Gerte wippend, sagte: »Ja, einiger Mut gehört dazu.« Er sprach leise, es klang unsäglich hochmütig.

Maurice, ebenso leise und sehr sachlich, sagte: »Ja, Mut gehört dazu. Diese Flüchtlinge sind sonderbare Menschen. Sie denken immer nur an sich. Sie finden, die Wagen sollten zu ihrem Transport verwendet werden, und haben keinen Respekt vor französischer Habe. Man muß damit rechnen, daß sie die Fässer einfach von den Wagen schmeißen und sich selber hineinsetzen.«

Ein Schweigen war. Man hörte nichts als das leise Klatschen der Reitgerte gegen den Stiefel. Simone stand an ihrer Pumpe, überschwemmt von wilden Gefühlen. Du darfst nicht Maurice allein sprechen lassen, sagte es in ihr. Du darfst nicht tun, als gehörtest du zu diesen. Du mußt etwas sagen. Du mußt Zeugnis ablegen.

Sie schluckte, und auf einmal, in die schwere Hitze und in das unbehagliche Schweigen hinein, sagte sie, nicht laut, doch streitbar: »Was sollen die Flüchtlinge denn sonst tun?«

Alle schauten hinüber zu der Pumpe. Da stand Simone, dünn, ziemlich groß, in ihren dunkelgrünen Hosen. Ihr braunes, knochiges Gesicht war verschwitzt und gerötet, die langen, geschwungenen Lippen hielt sie verpreßt, sie schaute besinnlich, etwas trotzig vor sich hin.

»Eh?« kam von der Bank her hell und erstaunt die Stimme des Maurice.

Der Marquis drehte sich plötzlich scharf um. »Kommen Sie, Planchard«, sagte er. »Sie haben Ihre Leute nicht gut gezogen.« Onkel Prosper schaute verwirrt und wütend von Simone zu den andern und wieder zurück zu Simone. Er wollte etwas sagen, er wollte losbrechen, dann aber besann er sich, drehte gleichfalls um und folgte dem Châtelain. Der, während sie dem Hause zugingen, sagte noch: »Was immer sich hier im Lande ereignen wird, Disziplin wird wiederhergestellt werden. Das werden einige Leute noch zu spüren bekommen.«

Nachdem die beiden Herren im Bürogebäude verschwunden waren, räusperte sich der alte Chauffeur Richard umständlich, spuckte aus und sagte zu Maurice: »Jetzt wird’s aber Zeit, daß du verduftest. Mit dem Châtelain ist nicht zu spaßen.« Maurice grinste über das ganze Gesicht und erwiderte: »Was willst du, mein Alter? Die Flüchtlinge würden mir den Schädel einhauen, wenn ich seine Weine transportierte. Das hat sogar die Kröte da drüben in ihren dunkelgrünen Hosen erfaßt. Da muß es doch auch der hochnäsige Schweinehund von einem Faschisten begreifen.« – »Ich bin dafür, daß du schleunigst verduftest«, wiederholte störrisch der Alte.

Simone aber war stolz. Trotz seiner geringschätzigen Worte wußte Maurice genau, daß es Courage erfordert hatte, so zu reden, wie sie es getan.

## 

## 3

## Muskat in der Sahnensauce

Des Abends war das Speisezimmer hell erleuchtet, der Tisch umständlich gedeckt wie immer. Onkel Prosper legte Gewicht darauf, die Mahlzeiten auch jetzt mit dem gewohnten Zeremoniell einzunehmen; da so viele Anforderungen an seine Nerven gestellt wurden, wünschte er, daß wenigstens sein häusliches Leben gleichmäßig verlaufe, friedlich, genau wie sonst.

Simones Augen folgten dem Onkel, wie er Radieschen schälte, seine Sardine aß, sich ein Brötchen mit Hasenpastete bestrich. Sie wartete darauf, daß er endlich etwas über ihr dreistes Benehmen äußern werde. Allein er tat, als wäre nichts vorgefallen. Er erzählte auch nichts von dem Besuch des Marquis oder von den neuen, dringlichen Forderungen der Behörde. Vielmehr schwatzte er ausführlich über kleinere Neuigkeiten und erging sich wortreich über diejenigen, die geflohen, und diejenigen, die geblieben waren.

Simone ließ die Augen nicht von dem Essenden, damit sie, wenn er fertig sei, schnell für das nächste Gericht sorgen könne. Ihre Gedanken aber waren bei den Vorgängen des Nachmittags. Es war töricht gewesen, daß sie sich auf dem Fuhrhof so hatte gehenlassen. Was hatte sie bewirken wollen dadurch, daß sie dem Onkel und dem Châtelain ihre Meinung ins Gesicht sagte? Madame hatte recht: sie war hochmütig, aufsässig, vorwitzig.

Aber wenigstens hat jetzt Maurice gesehen, was mit ihr los ist. Jetzt weiß er, daß sie nicht zu den andern gehört, daß sie nicht nur »Strich steht«. Und sie hat also doch etwas bewirkt.

Schmerzhaft ist es gewesen, zu hören, wie Onkel Prosper dem Châtelain zu Munde geredet hat. Schmerzhaft ist es gewesen, zu sehen, wie er sich umgedreht hat und folgsam hinter ihm ins Haus getrottet ist. Sie hatte ihm so viel Unterwürfigkeit nicht zugetraut.

Er ist der Bruder ihres Vaters. Er ist der Halbbruder ihres Vaters. So rotblondes Haar, so volle, geschwungene Lippen hat auch ihr Vater gehabt. Und auch die Stimme, das sagen alle, ist ganz ähnlich der Stimme ihres Vaters. Aber Pierre Planchard hat dem Lande zugeredet, Gerechtigkeit herzustellen für alle, und Prosper Planchard redet den Leuten zu, die Weine des Châtelains zu fahren.

Sie darf nicht hören auf das Geschwätz derer vom Fuhrhof. Sie muß versuchen, Onkel Prosper gerecht zu werden. Er ist menschenfreundlich, er tut viel Gutes, er hat auch an ihr viel Gutes getan. Wenn er jetzt nicht immer bis ins kleinste abwägt, was er tut und was er läßt, so muß man ihm zugute halten, daß er mitten in einem harten Kampf steht. Das ganze, große Unternehmen, das er geschaffen hat, ist plötzlich aufs höchste bedroht. Und er stellt sich davor hin, er läuft nicht davon wie Messieurs Amiot und Laroche.

Allein diese freundlichen Gefühle hielten nicht vor. Die Erinnerung, wie er zusammen mit dem Châtelain über den Hof gekommen war, verdrängte sie.

Sie wartete darauf, daß er Madame von ihrem aufsässigen Benehmen erzählen werde, und es quälte sie, daß er’s nicht tat. War er bemüht, sie zu verstehen? Begriff er, daß sie als die Tochter ihres Vaters nicht anders hatte handeln können?

In ihrem äußern Verhalten war nichts zu merken von ihren aufrührerischen Gedanken. Sie bediente Madame und bediente den Onkel und aß selber ein wenig. Dann trug sie die Teller hinaus und machte den nächsten Gang zurecht, es war Kalbsnierenbraten mit gemischtem Gemüse.

Als sie ihn auftrug, sprach der Onkel wieder davon, wie viele von den Leuten von Saint-Martin geflohen seien. Gestern, erklärte er, habe er eine solche Flucht aufs äußerste mißbilligt. Heute müsse er zugeben, daß die Fliehenden gewisse Vernunftgründe für sich hätten. Es liege jetzt zuverlässige Nachricht vor, daß die Straßen 7 und 77 weniger verstopft seien. Wenn zum Beispiel er jetzt versuchte, einige seiner Wagen in den sicheren Süden zu retten, so wäre das aussichtsreich. Auch höre man allgemein, daß die Boches in den besetzten Ortschaften Geiseln nähmen, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen; wenn sie das hier täten, dann sei er als der angesehenste Mann der Gemeinde und als bekannter Patriot ernstlich gefährdet.

Simone hatte zu essen aufgehört und schaute ihn immer nur an. Er saß da mit seinem ausdrucksvollen, männlichen Gesicht, er sprach mit seiner dunkeln, klingenden Stimme: und er wollte sich drücken. Sich drücken vor den Flüchtlingen, sich drücken vor den Forderungen der Unterpräfektur, sich drücken vor der Verpflichtung, gegen die Boches weiterzukämpfen.

»Ich sage nicht, daß ich weggehen will«, fuhr er fort. »Aber wenn ich es täte, dann geschähe es nicht aus Furcht. Es geschähe dann aus wohlverstandenen Rücksichten auf die Firma. Habe ich nicht gewissermaßen die Pflicht, dem Unternehmen die Wagen und den Chef zu erhalten? Meinen Sie nicht auch, Maman?« Mit einem kleinen Seufzer goß er Sauce über Fleisch und Gemüse.

Schwarz und mächtig saß Madame da. Sie hatte bis jetzt wenig gesprochen, sie war heute noch gemessener als sonst. Jetzt sagte sie: »Wenn du das tätest, wenn, wenn. Ich dachte, mein Lieber, diese Zeiten stellen einen vor so viele reale Probleme, daß man sich mit derartigen Spielereien gar nicht abgeben sollte. Wenn, wenn.« Sie brachte ein kleines Lächeln zustande. »Notfalls«, fuhr sie fort, »glaube ich zwar, allein mit den Boches fertig zu werden, trotz meines Alters. Aber es ist doch gut, daß es in Saint-Martin einen Mann gibt wie dich, mein Lieber, der den Boches und der Bevölkerung zeigen kann, wie sich ein großer Unternehmer in schwierigen Zeiten verhält.« Sie saß da, das Doppelkinn gegen die Brust gedrückt, steif, sehr gerade, sie atmete beschwerlich.

Simone bewunderte die Klugheit, mit der Madame den Onkel zurechtgewiesen hatte in Form eines Lobes. Auch Onkel Prosper zwang sich ein Lächeln ab. »Sie haben recht wie immer, Maman«, antwortete er. »Es war eine müßige Spielerei«, und er hob, den Kopf neigend, das Glas gegen seine Mutter. Dann, munter, sprach er von Gleichgültigem, daß die Ledersättel, welche die Armee abzunehmen sich geweigert hatte, noch immer in dem Laden von Monsieur Binet ausgestellt seien, und dergleichen mehr, und er machte sich ans Essen. Es gefiel Simone, wie beherrscht er die Zurechtweisung von seiten Madames ertrug.

Plötzlich schob er den Teller zurück. »Hab ich nicht hundertmal gesagt«, brach er los, »daß man zur Sahnensauce keinen Muskat nehmen soll? Muskat in der Sahnensauce. Und das soll ich essen, wenn ich einen solchen Tag hinter mir habe. Kann man denn nicht die geringste Rücksicht auf mich nehmen? Ich esse das nicht, das ist Fraß.«

Simone schaute ihn entgeistert an: Es war richtig, daß er einmal erklärt hatte, er wünsche nicht zuviel Muskat in der Sahnensauce, aber es war Gepflogenheit in der Villa Monrepos, Muskat in die Sahnensauce zu tun, und sie hatte diesmal genausoviel und –sowenig Muskat hineingetan wie die beiden letzten Male, und die beiden letzten Male hatte ihm die Sahnensauce ausgezeichnet geschmeckt. Überdies hatte Madame die Sauce gekostet.

Er mittlerweile steigerte sich in immer größere Wut. »Das hast du mir nur zum Trotz getan, du Rotznase«, donnerte er. »Das ist der Dank dafür, daß ich dich aufgenommen habe unter meinem Dach und dich halte wie meine Tochter. Dafür hetzt du mir nicht nur das Personal auf, sondern verdirbst mir auch noch das Essen.«

Simone, während Monsieur Planchard auf solche Art wütete, hielt den Kopf gesenkt. Nicht etwa, daß sie sich gefürchtet hätte, ihn anzuschauen, aber sie mußte, ungehindert von seinem Anblick, bedenken, was da plötzlich in ihn gefahren war. Ein wenig schämte sie sich seiner. Er wurde nicht fertig mit dem, was sie auf dem Fuhrhof getan hatte; darum beschimpfte er sie so ohne Grund und Sinn. Sie schaute hinüber zu Madame. Die weiß doch genau, was es für eine Bewandtnis hat mit der Sahnensauce. Wird sie sie nicht verteidigen?

Madame ihresteils hatte aufgeblickt, als Monsieur Planchard zu toben angefangen hatte, sie wandte das Auge von ihm auf Simone und dann wieder zurück zu ihm. Als er dann den wahren Grund seines Zornes hinausschrie: »Dafür hetzt du mir nicht nur das Personal auf«, glaubte Simone für den Bruchteil eines Augenblicks einen ungeheuern, tödlichen Haß in den harten, kleinen Augen Madames aufsteigen zu sehen. Aber nein, sie mußte sich geirrt haben, sie mußte sich das eingebildet haben. Madame saß da in vollkommener Ruhe.

Onkel Prosper war zu Ende, er warf noch grimmige Blicke auf Simone und atmete heftig. Simone wartete, was Madame sagen werde. Wird sie ihr helfen? Wird sie ihren Sohn zurechtweisen? Jetzt, endlich, tat Madame den Mund auf. »Gib mir Zigaretten, Simone, und Feuer«, sagte sie mit unbewegter Stimme. Und nachdem ihr Simone die Zigaretten und Feuer gegeben hatte, sagte Madame, ebenso ruhig: »Und trag die Speisen ab.«

Simone trug die Speisen hinaus. Während sie in der Küche ihren kleinen Verrichtungen oblag, hörte sie aus dem Zimmer gedämpft die Stimme des Onkels, der jetzt offenbar Madame berichtete. Er wird das, was geschehen war, nicht freundlich darstellen, er wird bestenfalls nur einen Teil der Wahrheit erzählen. Es wäre Simone lieb gewesen, wenn sie sich mit ihm allein hätte aussprechen können. Sie glaubt nach wie vor, daß sie sich ihm hätte verständlich machen können, er war der Bruder ihres Vaters. Aber Madame war nicht mit ihr verwandt, Madame hatte ihren Stiefsohn Pierre nie gemocht. Jetzt, da Madame in die Sache hineinvermengt ist, wird Simone nicht mehr mit Onkel Prosper reden können.

Simone war erregt. Es lag eine böse Viertelstunde vor ihr, und wahrscheinlich böse Tage. Trotzdem fürchtete sie sich nicht. Sie wußte, sie hatte recht getan.

Als sie zurückkam, saß Madame nicht mehr am Tisch, sondern in dem großen Sessel in der Ecke. Es kam selten vor, daß sie die Mahlzeit unterbrach vor der Nachspeise. Diesmal hatte sie’s getan. Schwarz und massig saß sie in ihrem Sessel und rauchte.

Sie nahm ihr Lorgnon und betrachtete Simone eine kleine Zeit. Ihr Blick haftete auf Simone und ging ihr durch und durch, doch sie hielt stand. Dann ließ Madame das Lorgnon wieder sinken und stäubte die Asche von der Zigarette. Und auf einmal wußte Simone mit Sicherheit, sie hatte sich vorhin nicht getäuscht, als sie jenen ungeheuern Haß aus Madames Augen hatte herauszüngeln sehen.

»Es hat also nichts genützt«, begann Madame mit ihrer leisen, hohen, harten Stimme. »Ich habe getan, was einer alten Frau möglich war, um deinen Vorwitz zu dämpfen und dich auf den rechten Weg zu bringen. Ich habe in den Wind gesprochen. Sowie, nicht durch unsere Schuld, die Disziplin im Fuhrhof sich zu lösen begann, hast du deinen Vorwitz ausbrechen lassen und dich nicht entblödet, deinen Vormund, der soviel für dich getan hat, in Gegenwart seines Personals zu beschimpfen. Du hast dich zu seinen Feinden geschlagen, du bist ihm in den Rücken gefallen, und das jetzt, wo die anständigen Leute zusammenstehen müssen gegen den Pöbel.«

Sie schwieg eine kleine Weile, sie atmete schwer. Simone stand da, reglos. Sie nahm die Worte Madames hin, sie ließ sie über sich ergehen. Es war nicht sie, die beschimpft wurde. Was da Madame mit ihrer leisen, bösen Stimme von sich gab, das war das, was sie gegen Pierre Planchard und gegen dessen Vater, ihren Mann, auf dem Herzen trug. Simone wußte, Madame freute sich der Gelegenheit, endlich ausströmen zu lassen, was sich in ihr an Bitterkeit und Vorwurf während dieser Jahre und Jahrzehnte aufgestaut hatte.

»Wäre es nicht«, fuhr Madame fort, »eine so harte Zeit, daß du anderswo bestimmt zugrunde gingest, dann würde ich meinem Sohn raten, dich aus dem Haus zu schaffen, lieber heute als morgen. Ich würde ihm raten, dich irgendwohin zu geben und für dich zu zahlen. Fort mit Schaden, aber fort. In ruhigeren Zeiten würde ich es meinem Sohne nicht zumuten, den Anblick deiner Aufsässigkeit und deines Undanks länger zu ertragen. Aber wie die Dinge liegen, muß dich mein Sohn wohl in seinem Hause dulden. Ich warne dich ein letztes Mal. Du bist von Grund auf schlecht. Du hast böses Blut in dir. Wir haben deinen Vater gekannt. Wir haben ihn gewarnt. Er hat unsere Warnungen in den Wind geschlagen. Er ist verdorben und gestorben.«

Simone stand da, den Kopf leicht gesenkt, den schönen Mund fest geschlossen, gehorsam, doch keineswegs ergeben. »Natürlich, jetzt schaut sie einem nicht in die Augen«, sagte Madame, nicht laut, ungeheuer verächtlich. Simone hatte, wiewohl sie gesenkten Kopfes dastand, Madame auch bisher angeschaut. Jetzt richtete sie den Kopf ein wenig höher, ruhig, nicht trotzig.

Onkel Prosper begann gewichtigen und dennoch raschen Schrittes auf und ab zu gehen, wie das seine Art war. »Sie haben ganz recht, Maman«, sagte er böse. »Wie sie da gestanden ist an ihrer Pumpe, in ihren Hosen, und die Leute gegen mich aufgehetzt hat, da habe auch ich an Pierre denken müssen. Er hat es genauso gehalten, von Jugend an. Wer hat ihm geschafft, in den Kongo zu gehen und bei den Schwarzen gegen uns zu agitieren? Aber so war er. Die Massen aufstacheln, die zügellose Gier der Massen immer weiter entflammen, billiger hat er’s nicht gegeben. Weil er im eigenen Nest keine Rolle spielte, hat er es beschmutzt. Weil er’s in Saint-Martin zu nichts gebracht hat, mußte er in den Kongo.«

Simone starrte den erregten Mann an, wie er hin und her ging. In ihren dunkeln, großen, tiefliegenden Augen war Verwirrung; sie war bestürzt über so viel gewollte Blindheit, gewollte Dummheit, über so viel Haß. Schämte er sich nicht, so greuliche, verbrecherische Lästerungen auszustoßen vor ihr, der Wissenden?

»Schau mich nicht so an«, brach plötzlich Onkel Prosper los. Er ging auf sie zu, mit seiner behaarten, fleischigen Hand packte er sie an der Schulter, so hart, daß es weh tat. Er schüttelte sie. »›Was sollen die Flüchtlinge denn sonst tun?‹ Das sagt mir meine Nichte ins Gesicht«, ereiferte er sich. »Meine Wagen plündern, meine Wagen stehlen, was sollen sie sonst tun? Das könnte euch passen, dir und deinem Vater. Anarchie soll sein, damit ihr groß und beliebt dasteht.« Sein erhitzter Kopf war ganz nahe dem ihren, sein Atem, der nach Wein und Speisen roch, blies ihr ins Gesicht. Seine männlichen Züge waren verzerrt, außer Form geraten, außer Rand und Band, seine grauen Augen schauten verschleiert, verwildert, dabei hilflos; es schien Simone plötzlich nicht mehr merkwürdig, daß er das verdickte, spitz zulaufende Ohr hatte. »Zu gut war ich mit dir«, wütete er, doch jetzt wieder unterdrückt, leise. »Braun und blau sollte ich dich schlagen, daß dir der Hochmut vergeht und die Meuterei.«

Er ließ von ihr ab. Ging wieder hin und her. Simone hatte ganz stillgehalten. Sie schämte sich des wütenden Mannes, und beinahe tat er ihr leid.

»Du solltest dich nicht so aufregen, Prosper«, sagte Madame. Onkel Prosper setzte sich an den Tisch, noch schnaufend vor Erregung, böse vor sich hin schauend. »Du solltest essen«, sagte Madame. »Du hast so gut wie nichts gegessen.«

Zögernd, unwillig, schnitt sich Monsieur Planchard ein Stückchen Käse ab, aß und nahm einen Schluck Wein. Dann, mechanisch, aß er weiter.

## 

## 4

## Der Flieger

Den Nachmittag darauf, als wäre das selbstverständlich, ging Simone wieder in die Stadt, diesmal nahm sie ihr Rad. Wieder hatte sie ihren Einholekorb mit, und wieder war sie in Hosen.

Die Straßen waren nicht mehr so überfüllt, die Mehrzahl der Wanderer waren jetzt Soldaten. Simone schlug geradewegs die Straße zum Fuhrhof ein. Eine Zeitlang führte diese Straße ziemlich scharf bergauf, Simone mußte das Rad schieben, es war sehr heiß. Sie ging trotzdem rasch, als wäre die Zeit ihrer Ankunft befristet.

Nach den Erregungen des Tages hatte sie tief und gut geschlafen, doch am Morgen waren alle die Ereignisse von gestern wieder vor ihr gestanden, und sie hatte mit einem kleinen Bangen und sehr viel Trotz der Begegnung mit Madame und dem Onkel entgegengesehen. Um so mehr hatte es sie überrascht, daß Onkel Prosper beim Frühstück getan hatte, als wäre nichts gewesen. Er war freundlich und sprach über Belangloses, und dann zog er los, ins Geschäft, wie immer. Auch Madame war ruhig und höflich wie stets, keine Spur mehr war da von dem wilden Ausbruch des Abends vorher.

Simone, während sie ihr Rad dem Fuhrhofe zuschob, bedachte das zum zehnten Mal. Sie konnte es nicht begreifen. Sie hatte doch mit eigenen Ohren gehört, wie Onkel Prosper ihren Vater sinnlos und gemein beschimpfte, sie hatte den maßlosen Haß aufleuchten sehen in den Augen Madames, die Schulter war ihr noch blau von dem harten Griff Onkel Prospers. Die beiden hatten doch nun gemerkt, daß sie, Simone, die Tochter Pierre Planchards war. Dachten sie sich, sie könnten nach dem gestrigen Abend mit ihr weiterleben wie bisher?

Sie war angelangt. Es war merkwürdig, das kleine Glashaus am Eingang des Fuhrhofs leer zu finden; der alte Arsène gehörte da hinein wie der Stuhl und die Bank.

Der Fuhrhof lag weiß in der gleißenden Sonne. Auf der Bank im Schatten hockten faul Maurice, der alte Chauffeur Richard und der Packer Georges. »Guten Tag, Mademoiselle«, sagte Maurice und legte in seinen Gruß die gleiche kleine Moquerie wie immer.

Simone lehnte ihr Rad an die Mauer und wollte zur Pumpe gehen. »Benzin wird heute nicht gehandelt«, sagte der alte Richard. »Der Patron hat abgesperrt. Vielleicht macht er überhaupt Schluß mit der Pumpe. Vielleicht ist es nur für jetzt, weil der Unterpräfekt da ist.«

»Frankreich verreckt sehr langsam«, kommentierte Maurice. »Die Staatsautorität in Gestalt Monsieur Cordeliers hat es immer noch nicht aufgegeben, die ihr zustehenden Wagen nebst zugehörigem Benzin aus dem Patron herauszuholen. Die Unterpräfektur selber hat keine Wagen mehr. Aber Monsieur le Sous-Préfet haben sich dadurch nicht abhalten lassen. Monsieur le Sous-Préfet kamen auf dem Rücksitz des alten Jeannot angebraust. Das Vaterland, auf dem Rücksitz des Motorrads, hat sich heroisch an den Schultern des wackeligen Huissiers festgehalten, um, sein Recht im Munde, unterzugehen.« – »Red nicht so geschwollen«, bemerkte maulfaul der alte Packer Georges. »Ich spreche nicht mit dir, du Arschloch«, erwiderte Maurice, »ich spreche mit Mademoiselle Nichte.«

Da die Pumpe abgesperrt war, hatte Simone auf dem Fuhrhof nichts zu suchen, und sie hätte umkehren können. Aber sie zögerte, und schließlich, immer zögernd, ging sie hinüber in den Schatten zu der Bank. Sie war sich bewußt, daß, was sie jetzt tat, ein neuer Akt des Vorwitzes war. Sie gesellte sich in Zeiten der Meuterei und der Gefahr zum Personal, sie vergrößerte den Bruch zwischen sich und dem Hause Planchard, sie übertrat Madames letzte Warnung.

Wiewohl noch bequem Platz auf der Bank war, rückten die drei höflich zusammen. Maurice grinste. Simone setzte sich zu ihnen.

Sie erwartete, man werde über die Vorgänge von gestern sprechen. Es war ihr ein wenig bange davor, sie wollte, was sie gestern getan hatte, nicht lange zerreden. Aber als die drei nicht davon sprachen, war es ihr doch wieder leid.

Richard erzählte, im Café Napoleon habe man im Radio gehört, die Stadt Tours halte sich noch immer. Die Stadt wurde von einer kleinen Besatzung verteidigt gegen ungeheure Übermacht, sie hielt sich nun den vierten Tag. Simone glühte vor Freude. Da sah man es. Wir werden uns halten. Die Linie an der Loire wird halten. Maurice freilich meinte: »Was nutzt alle Courage der Untern, wenn die Obern nicht wollen?«, und er wischte Tours mit der Hand weg.

Dann sprach man von dem Besuch des Unterpräfekten. Heute ging es bei den Verhandlungen da drinnen im Privatkontor wohl nicht mehr um den Abtransport der Flüchtlinge. Quasselfriedrich hatte unter großem Gestöhn weitere zwei von seinen Wagen herausgerückt, und ein großer Teil der Flüchtlinge war bereits abtransportiert. Es ging also wohl um anderes. Schade, daß der Huissier Jeannot nicht da ist; der wüßte wohl Bescheid. Aber er scheint heute ein bißchen geniert, er hat sich nicht zu ihnen gesetzt, sondern sich im Büro verkrochen. Immerhin hat er seinem Freund, dem Packer Georges, Andeutungen gemacht. Es heißt, es seien Weisungen eingetroffen, daß, sowie die Besetzung durch die Boches nicht mehr zu vermeiden sei, alles Transportmaterial zerstört werden müsse, damit es nicht den Feinden in die Hände falle; die Zivilbehörden hätten dabei das Militär zu unterstützen. Um das mit dem Patron zu arrangieren, dazu hat sich wohl der Unterpräfekt auf so unbequeme Art hierherbefördern lassen. Maulfaul, in Brocken, berichtete das der Packer Georges.

»Da hab ich keine Angst um den Patron«, meinte Maurice. »Ich wette zehn Schachteln Gaulois und einen Liter Apfelwein, daß uns unser schwarzes Benzin und unser Fuhrpark erhalten bleibt. Quasselfriedrich wird sich schon aus der Affäre ziehen. Er wird so lange mit dem Unterpräfekten verhandeln, bis er mit den Boches verhandeln kann.« – »Nein«, rief Simone, »das nicht.« Maurice schaute sie an, amüsiert, frech, von oben bis unten. »Wie ist das, Mademoiselle«, fragte er. »Wollen Sie die Wette halten?«

Doch bevor Simone erwidern konnte, läutete es schrill und anhaltend an dem verschlossenen Tor der Garage. Simone lief hin und schaute durch den Ausschnitt.

Der draußen stand, war einer in einer englischen Uniform, ein Flieger. Simone hatte Mühe, ihn zu verstehen, er sprach ein sonderbares Französisch, aber sie verstand ihn. Er war sehr dringend. Er mußte Gelegenheit haben, weiterzukommen, schnell weiterzukommen, sehr schnell, und man hatte ihm gesagt, wenn man ihm irgendwo helfen könne, dann hier, in diesem Fuhrgeschäft Planchard. Simone ließ ihn ein.

Er ging durch die dunkle Garage und trat hinaus auf den hellen Hof, er blinzelte, er ging mühsam, er hinkte. Er sah hager aus, sein Gesicht war überstoppelt. Die drei Männer betrachteten ihn schweigend. Simone forderte ihn höflich auf: »Womit also können wir Ihnen dienen, Monsieur?«

Er müsse weiterkommen, erklärte er wieder und wieder. Er müsse sich bei der nächsten Fliegerabteilung melden. Flieger seien jetzt doppelt wichtig, sagte er ungeschickt, errötend, und er wolle nicht und dürfe nicht in die Hände der Deutschen fallen. Er verhaspelte sich, sein Gesicht zuckte manchmal, er war sehr jung. Simone beschloß, zu tun, was sie konnte.

Die Männer schwiegen noch immer. Simone ärgerte sich, daß sie so unhöflich waren. »Sind Sie verletzt?« fragte sie. Er erwiderte, sein Flugzeug sei abgeschossen worden, er sei im Fallschirm heruntergekommen, dabei habe er sich ein wenig geprellt. Die drei schauten hoch, aber sie sagten noch immer nichts, es war ein Zwiegespräch zwischen Simone und dem Engländer.

Simone, nach einem kleinen Schweigen, sagte: »Wir werden Ihnen helfen, Monsieur«, und, zu den andern: »Nicht wahr, Maurice, wir werden ihm helfen?«

Maurice schaute den Fremden an, er schaute Simone an, er rauchte, dann sagte er träge: »Wenn Sie ihm helfen wollen, Mademoiselle, steht dem von mir aus nichts im Wege.« Und, ohne die Stimme zu heben, gemütlich geradezu, fuhr er fort: »Was fällt dir eigentlich ein? Wie kommst du dazu, dich hier als Patron aufzuspielen? Schon gestern hast du deinen Senf dreingegeben, überflüssigerweise. Wenn wir was zu sagen wünschen, haben wir unser eigenes Maul. Grünschnabel. Frankreich bricht zusammen, und das denkt nur daran, sich Sensationen herauszuholen.«

Simone errötete tief und schluckte. Der alte Richard sagte: »Na, na, laß sie doch.« Der Packer Georges aber, etwas ungeschlacht, sagte zu dem Fremden: »Kommen Sie in den Schatten, Monsieur. Wollen Sie ein Glas Apfelwein? Wir haben guten, kalten Apfelwein.«

Der Fremde hatte wohl den Worten des Maurice nicht recht folgen können. Er sagte: »Wenn es große Kosten macht, Benzin und Fahrgelegenheit aufzutreiben, ich habe Geld. Es ist englisches Geld, aber es ist jetzt vielleicht mehr wert als französisches. Und ich muß nach dem Süden, ich muß nach Bordeaux. Sie verstehen das, Messieurs, nicht wahr?«

Der Packer machte eine einladende Handbewegung, der Flieger setzte sich zu ihnen. Simone stand da, halb in der Sonne, halb im Schatten. Sie schaute Maurice an. Der rauchte.

Der alte Richard sagte: »Wenn du ihm dein Motorrad gäbest, Maurice, dann könnte er’s vielleicht schaffen.« – »Jetzt mein Motorrad verkaufen«, höhnte Maurice. »Ich bin doch nicht hirnrissig.« – »Also willst du doch noch fort?« fragte auf seine bedächtige, hartnäckige Art der Alte. »Das hab ich nicht gesagt«, wehrte sich Maurice. »Das weiß ich noch nicht. Ich muß sehen, wie sich die Situation entwickelt. Jedenfalls, unter solchen Umständen das Motorrad wegzugeben, das wäre hirnrissig.«

Der Packer brachte das Getränk. Er schenkte sich und den andern ein. »Auf Ihr Wohl, Monsieur«, sagte er zu dem Flieger. Simone stand noch immer halb in der Sonne. Der Alte sagte, bedächtig: »Wenn du abhauen willst, Maurice, dann müßtest du es heute tun. Sonst wird es zu spät. Ich will dir was sagen. Nimm dein Motorrad und nimm den Herrn mit.« – »Halt den Rand«, sagte unwirsch Maurice. »Ich hab dir doch schon erklärt, daß ich nicht weggehe. Ich will erst sehen, was sich tut.« – »Dann ist es aber zu spät«, beharrte der Alte. »Und dann nehmen dir wahrscheinlich auch die Boches dein Motorrad. Ich an deiner Stelle, Maurice, würde entweder türmen, oder ich würde das Motorrad verkaufen. Englische Pfunde sind nicht schlecht.«

Simone, den Mund ganz leicht geöffnet, schaute in höchster Spannung auf Maurice. Der brach plötzlich gegen sie los: »Du schweigst. Du hältst deinen frechen Mund.« Er stemmte den Arm in die Hüfte und schaute sie abschätzig auf und ab. Dann, langsam, jedes Wort betonend, mit seiner hellen, quäkenden Stimme, fuhr er fort: »Aber so sind sie, die feinen Leute, die aus der Villa Monrepos. Quasselfriedrich schiebt und macht sich Millionen und sabotiert den Krieg. Und dann markiert Mademoiselle Nichte Mitleid mit einem geprellten englischen Bein, und damit haben sie ihr Gewissen purgiert und sind die Patrioten. So eine alberne Kröte, so eine überspannte. Soll sich den Kerl ins Bett nehmen, wenn sie partout barmherzig sein will, und uns in Ruhe lassen mit ihrer Zwei-Sou-Sentimentalität.« Er trank von seinem Apfelwein.

Simone war, als hätte er ihr ins Gesicht geschlagen. Sie stand auf, ein wenig taumelig, Tränen in den Augen, schluckend, und ging der Garage zu.

Maurice indes, gleichmütig, sagte zu dem Engländer: »Wieviel würden Sie denn anlegen, Monsieur, für ein erstklassiges Motorrad?«

Simone blieb stehen. Sie spürte einen Stich im Herzen; der Wechsel war zu jäh gekommen. Dann aber schlug die Freude über ihr zusammen wie eine Welle. Dieser Maurice. Was für ein Mann. Sie fürchtete, alle möchten ihr ihre Freude anmerken, und das durfte nicht sein. Sie ging schneller, sie lief beinahe, sie lief in die Garage.

Dort saß sie im Dunkel, heiß, rot vor Glück. »Dieser Maurice«, sagte sie vor sich hin, lächelnd, und noch einmal: »Dieser Maurice. Was für ein Mann.« Er war so anständig und schämte sich, anständig zu sein. Er beschimpfte einen, er warf einem die schmutzigsten, unanständigsten Beschimpfungen ins Gesicht, nur um seine Anständigkeit zu verstecken. Glücklicherweise hat der Engländer nichts begriffen von seinen schmutzigen Worten, und bei den beiden Alten schadet es wenig.

Sie hörte, wie draußen Maurice auf seiner Bank den andern auseinandersetzte, warum er das Angebot des Engländers annehme. Erstens müsse er wirklich hierbleiben; nur hier könne er zur Genüge nachweisen, daß er Zivilist sei und für die Aufrechterhaltung des Transportwesens unabkömmlich. Zweitens würde er, wenn ernsthafte Gefahr sei, besser in die Berge fliehen, und da komme er mit einem Fahrrad leichter voran als mit einem Motorrad. Kurz, wie die Umstände nun einmal seien, nütze ihm englisches Geld mehr als ein Motorrad.

Das war natürlich barer Unsinn. Das wußte er, das wußten die andern, das wußte Simone. Er wollte einfach nicht wahrhaben, daß er’s aus Anstand tat.

Mit Freuden, im Dämmer ihrer Garage, hörte Simone, wie draußen Maurice mit dem Engländer, der schwer verstand, grimmig feilschte, wie er ihn aus Hoffnung in Angst jagte und sich über ihn lustig machte, bis er ihm schließlich versprach, ihm das Motorrad zu geben, ihm Lebensmittel, Benzin, Landkarten zu beschaffen und ihn auf den Weg zu bringen.

Sie nahm ihr Rad und ihren Korb, und ohne nochmals auf den Hof hinauszugehen und sich von den andern zu verabschieden, durch den Büroausgang, machte sie sich auf den Rückweg.

Sie wurde überholt von dem Motorrad der Unterpräfektur. Vorne saß der alte Jeannot, der Huissier, und auf dem Rücksitz, die Hände auf den Schultern Jeannots, saß Monsieur le Sous-Préfet. Er sah trüb aus und hatte Mühe, sich festzuhalten. Es war klar, er hatte bei Onkel Prosper nichts erreicht. Simone empfand beinahe mehr Unmut über Monsieur Cordelier als über den Onkel. Sie sah auf das sich entfernende Motorrad mit den Augen des Maurice; sie spürte, daß es grotesk war, wie sich da die Staatsautorität unverrichteterdinge davonmachte.

## 

## 5

## Die Aktion

Als Simone am folgenden Tage ihr Rad hinauf nach Saint-Martin schob, war ihr gebräuntes, knochiges Gesicht mit der breiten, eigensinnigen Stirn sehr ruhig, geradezu versperrt. Aber hinter der besonnenen Stirn war leidenschaftliche Erregung.

Sie zitterte vor Ungeduld, ihren Entschluß auszuführen, und gleichzeitig suchte sie nach Vorwänden, die Aktion hinauszuschieben. Immer wieder griff sie nach dem Schlüssel in ihrer Tasche und nach dem Feuerzeug. Immer wieder, gegen ihren Willen, stellte sie sich vor, wie die Aktion verlaufen und was für Folgen sie haben werde. Es kostete sie Kraft, ihre Erregung niederzuhalten.

Sie rief sich den Augenblick zurück, da sie den Entschluß gefaßt hatte. Es war gestern gewesen, während des Abendessens, als Onkel Prosper von seiner Unterredung mit dem Unterpräfekten erzählte.

Bestimmt hat Onkel Prosper seinen Bericht gefärbt und die Unterredung von seinem Standpunkt aus dargestellt. Trotzdem ist Simone überzeugt, genau zu wissen, was der Unterpräfekt verlangt hat, wie er’s begründet hat und wie sich Onkel Prosper dazu verhalten hat. Sie konnte sich so gut, als wäre sie dabeigewesen, das Drängen und Bitten Monsieur Cordeliers vorstellen, die zornige, ironische Abwehr Onkel Prospers und das lange, rednerische Hin und Her, bis schließlich der Unterpräfekt den traurigen Rückzug antrat, den sie mit angesehen hatte.

Es war offenbar vorher schon ein Herr vom Militär bei Onkel Prosper gewesen und hatte die Zerstörung des Fuhrparks und des Benzins gefordert. »Wenn der Capitaine abgezogen ist, ohne seinen törichten Vorsatz durchgeführt zu haben«, wollte Onkel Prosper dem Unterpräfekten gesagt haben, »dann solltest du mich mit deinem albernen Ansinnen verschonen.« Und: »Misch dich doch nicht in meine Geschäfte, mein Alter«, wollte er ihm erklärt haben. »Glaubst du wirklich, ich habe mir mein Benzin so mühsam zusammengekratzt, damit ich mir’s von den Boches wegstehlen lasse? Ich bin kein grüner Junge. Du kannst überzeugt sein, keinen Kotflügel laß ich mir von ihnen stehlen und keinen Tropfen Benzin. Aber was zu geschehen hat und wann, das bestimme ich und niemand sonst. Das möchte ich mir ausgebeten haben.«

Als Onkel Prosper diese seine letzte, entscheidende Antwort wiedergab, da, genau da, hatte sich Simone entschlossen, die Sache in ihre Hand zu nehmen und auf den Fuhrhof zu gehen. Da, genau da, hatte sie sich zu ihrer Aktion entschlossen. Denn da, in diesem Augenblick, hatte sie sich gesagt: Onkel Prosper ist offenbar bereit, sein Material vor der Ankunft der Feinde zu zerstören. Es kann gar nicht anders sein, er ist der erste Mann von Saint-Martin, der erste Patriot, und er ist ein Planchard, ein richtiger Planchard. Wogegen er sich sträubt, das ist nur der Zwang. Er will Herr bleiben in seinem Betrieb. Befehle und Drohungen anderer duldet er nicht.

So ist es, und ohne das leidige Gespräch mit dem Unterpräfekten wäre alles gut. Jetzt aber hat Monsieur Cordelier durch sein täppisches Eingreifen alles verdorben. Jetzt muß Onkel Prosper erst die rechte Form finden, seine Würde zu wahren. Und das kann seine Zeit dauern. Und die Boches können jeden Augenblick in der Stadt sein. Und welch ein Unglück, welch unauslöschliche Schande für das Haus Planchard, wenn es zu spät würde und wenn den Boches das Material in die Hände fiele.

Darum muß sie es Onkel Prosper abnehmen, darum muß sie es in ihre Hände nehmen, sie, die Tochter Pierre Planchards. Und wenn die Aktion erst einmal verrichtet ist, dann wird Onkel Prosper aufatmen, dann wird er Dank und Lob für sie haben.

Sie hat diese Erwägungen hundertmal angestellt in der Zwischenzeit, aber sie waren, mit ihrem Auf und Ab und Um und In, rund und fertig in ihr gewesen vom ersten Augenblick an. Die ganze Aktion war fertig in ihrem Innern gestanden, noch ehe Onkel Prosper jenen Satz seines Berichtes vollendet hatte.

Was Madame zu dem Bericht Onkel Prospers äußerte, hatte Simone in ihrem Entschluß nur bestärkt. »So sind sie, diese Paperassiers«, hatte Madame gemeint, »sie wollen Werte vernichten nur aus bürokratischem Dünkel«, und: »Was soll den Deutschen dein bißchen Benzin nützen? Glaubt dieser Philippe, sie sind für ihre Tanks auf dein Benzin angewiesen?« Simone aber hatte sogleich im Geist erwidert: Weil so viele so dachten, darum ist es so weit mit uns gekommen. Sie war sich klar darüber, daß die Argumente Madames nicht weniger gefährlich waren als die feindlichen Tanks.

Die Steigung war zu Ende, vor Simone lag jetzt ein Stückchen ebener Straße. Sie stieg auf ihr Rad, sie fuhr, sie fuhr schnell. Sie fühlte sich leicht und froh, sie war erfüllt von feierlicher Heiterkeit. Es war ihr größter Tag heute, ihr Leben hatte Sinn bekommen. Ihre Aufgabe, ihre Aktion, stand groß und leuchtend vor ihr.

Sie hatte sich auch vorbereitet wie zu etwas Feierlichem. Bevor sie aufgebrochen war, hatte sie sich, schon das zweite Mal an diesem Tag, mit dem Gartenschlauch abgeduscht und sich ganz frisch angezogen. Sie lächelte. Sie erinnerte sich des großen Glücksgefühls, das sie verspürt hatte, während das Wasser auf sie einbrauste. Immer hat man sie über die Achsel angeschaut, nichts war sie als die arme Nichte und kleine Magd der Villa Monrepos, die »Strich steht« an der roten Pumpe. Und jetzt ist sie dazu ausersehen, zu beweisen, daß Saint-Martin eine gute Stadt ist, die sich den Boches nicht ohne weiteres preisgibt.

Der Weg begann sich in schnellen Kurven mit ansehnlicher Steigung den Stadthügel von Saint-Martin hinaufzuwinden. Früher, als Simone noch ein Kind war, ist sie hier trotz der Steigung manchmal ein Stück geradelt, mehrmals hat sie Henriette herausgefordert, wer es länger aushalte. Auch heute steigt sie nicht ab, sondern radelt weiter. Es ist ganz unsinnig; jedermann schiebt das Rad auf dieser Strecke. Aber sie fühlt sich heute so voll Kraft. Sie radelt weiter, sie tritt und tritt, das Rad geht im Zickzack. Es ist sehr heiß, sie keucht, es ist purer Übermut, aber noch ein Stückchen, und noch einen Meter, und noch bis zur Ecke. So fährt sie hinauf, ein leeres, angestrengtes und vergnügtes Lächeln um die Lippen.

Erst als es durchaus nicht mehr ging und ihr das Herz hoch hinauf in den Hals schlug, stieg sie ab. Einen Augenblick lehnte sie am Sattel ihres Rades und wischte sich den Schweiß, immer noch das Lächeln um ihre Lippen. Doch ihre ganze Freude war mit einem Male fort. Sie war erschöpft von der Anstrengung des überflüssigen Radelns und froh, daß der Weg zur Stadt nicht mehr lang war.

Sie schob das Rad den Rest der Straße hinauf. Auf einer Bank saßen ein paar Soldaten, todmüde, und schauten ihr stumpfen Blickes zu. Für einen Augenblick fragte sie sich, ob man mit solchen Soldaten den Krieg weiterführen könne. Doch sogleich stellte sie sich vor, wie die in der Stadt Tours kämpften gegen eine ungeheure Übermacht, und gestern hatten sie sich den vierten Tag gehalten, und wahrscheinlich hielten sie sich auch heute noch.

Schneller, mit kräftigerer Bewegung, schob sie das Rad. Ihre Aufgabe stand klar vor ihr. »Wer, wenn nicht du? Und wann, wenn nicht jetzt?«

Sie war an der Porte Saint-Lazare angelangt. Was sucht sie eigentlich hier in der Stadt? Warum ist sie nicht den direkten Weg zum Fuhrhof geradelt, der um die Stadt herführt? Ach ja, sie muß sich ein Alibi schaffen, sie muß in der Stadt gesehen worden sein zur Zeit der Aktion, sie muß auf der Unterpräfektur gesehen worden sein. Alle sollten heimlich glauben, daß die Tat vollbracht worden ist von der Familie Planchard: aber wissen darf es keiner, damit keiner hineinverwickelt wird. Das ist ganz einfach, das hat sie sich alles genau ausgerechnet.

Wenn sie sich nicht noch das Alibi beschaffen müßte, wäre sie jetzt schon auf dem Fuhrhof. Es überläuft sie, wenn sie daran denkt. Ungeduld reißt und zerrt an ihr, doch vor dem Augenblick der Aktion hat sie Scheu und ist froh an dem Vorwand, ihn hinauszuzögern.

Ziellos schob sie ihr Rad die gewundenen, gewinkelten Gassen hinauf und hinunter. Von neuem, seit gestern, hatte sich Saint-Martin verändert. Nur vereinzelt zeigten sich Menschen auf den Straßen, die Stadt war ausgestorben, wie gelähmt in Erwartung des Feindes. Die Häuser standen tot, die Läden waren heruntergelassen. Es war drückend heiß. Immer schwereren Schrittes ging sie durch die bleierne Hitze, das Gefühl der gespenstischen Ödnis legte sich ihr beklemmend um die Brust. Gerade weil die Häuser so bunt und starkfarbig waren, wirkte ihre Stille um so lähmender. Simone war, als rückten die Mauern immer enger um sie zusammen. Sie ging und ging, sie atmete mühsam; ihr war, als brennte die Hitze des Pflasters und die Kopfsteine der kleinen Plätze ihre Sohlen, und das Rad, das sie schob, war schwer wie ein Stein. Und wiewohl sie kein bekanntes Gesicht entdecken konnte, nur ab und zu einen fremden, müden, gleichgültigen Soldaten, war ihr, als schaute die ganze Stadt ihr zu und als sähe jedermann ihr an, was sie vorhatte.

Das drückendste war, daß die Menschen der Stadt, auch diejenigen, die geblieben waren, nicht sichtbar wurden. Simone war vor dem Hause ihrer Schulfreundin Adrienne Voisin. Mit einem plötzlichen Entschluß drückte sie die Klinke der Haustür nieder. Die Tür war offen. Vielleicht waren die Voisins noch da. Sie stieg die Treppe hinauf. Niemand war da. Unordnung war, die Spuren jähen Aufbruchs und eine muffige, unerträgliche Hitze. Simone ging ins Wohnzimmer, Monsieur Voisin hatte in einem großen Käfig eine Reihe kleiner, sehr bunter, exotischer Vögel gehalten. Das Bauer stand da mit den bunten Vögeln, aber sie waren tot und stanken.

Simone spürte eine leise Übelkeit. Sie verließ das Haus, wieder schob sie ihr Rad durch die Straßen, sie hatte bis jetzt noch kein bekanntes Gesicht gesehen, sie konnte also nicht wissen, ob sie gesehen worden war. Sie atmete auf, als vom Schatten einer Bank auf der Place Saint-Lazare eine Stimme sie anrief.

Es war Maurice. Er saß da unter einer Ulme, sein Gesicht war gesprenkelt vom Schatten, er saß nicht allein. Er saß mit einem Mädchen; sie war füllig und sah ziemlich vulgär aus, fand Simone. Im Fuhrhof sagten sie, er treibe sich viel mit Mädchen herum. Aber sie war froh, ihn zu sehen. »Holen Sie noch immer ein für die sieben magern Jahre, Mademoiselle?« rief er ihr zu, faul. Sie dachte an die Aktion, um derentwillen sie hier war. Ja, unwillkürlich griff sie nach dem Schlüssel und nach dem Feuerzeug, das sie in der Tasche trug, und beinahe erfüllte es sie mit Genugtuung, daß er ihr wieder so grausam unrecht tat.

Mit ihren dunkeln, großen Augen schaute sie ihn an, voll von Vorwurf und mit einer kleinen Verachtung. Er lachte. »Es war nicht bös gemeint«, lenkte er ein, und: »Komm zu uns, Kröte«, forderte er sie auf, gutmütig. »Du hast dich gestern hilfreich bewährt in der Sache mit dem Flieger. Du hast mir was zugeschustert, meine ich. Der Bursche hat eine Stange Geld hiergelassen. Da sollst du deine Provision haben. Wir gehen ins Napoleon. Wir trinken ein Bock, bevor die Boches kommen.«

Simone zögerte. Was wird Madame sagen, wenn sie zusammen mit Maurice und dem vulgär aussehenden Mädchen ins Café Napoleon geht? Es ist etwas Ungeheuerliches; ihr selber, noch vor zwei Tagen, wäre die Idee absurd vorgekommen. Aber heute ist es etwas anderes. Sie will hier in der Stadt gesehen werden. Es kann nur von Vorteil sein, wenn sie sich im Café Napoleon zeigt. Auch wird, wenn sie’s nicht tut, Maurice sie wieder für feig und hochmütig halten. Sie machte ein paar Schritte in der Richtung auf die Bank zu.

Maurice stand gutmütig grinsend auf. »Das ist meine Freundin Louison«, stellte er vor, »und das ist Mademoiselle Simone, Nichte meines Patrons.«

Sie gingen ins Café, es war kein weiter Weg. Sie setzten sich auf den Perron, unter das rot und orangefarbene Schutzdach, an eines der Marmortischchen. Ein paar Soldaten waren da, ein paar Flüchtlinge, von Einheimischen nur der alte, eigenbrötlerische Uhrmacher Darieux. Maurice hatte wie immer das blaue Hemd weit offen. Monsieur Grasset, der Besitzer, schien erstaunt, Simone in der Gesellschaft des Chauffeurs Maurice und des Mädchens Louison zu sehen. Jedenfalls wird er bezeugen können, daß er Simone gesehen hat.

Maurice, als die drei betauten Gläser mit Bier vor ihnen standen, fragte: »Wurden wir nicht gestern unterbrochen bei der Erörterung einer Meinungsverschiedenheit? Jetzt wird es sich ja bald zeigen, ob uns unser Benzin und unser Fuhrpark erhalten bleibt.«

Simone schaute ihn an, aufs höchste betroffen. Hatte er ihren Vorsatz erraten? Aber er fuhr fort: »Oder glauben Sie immer noch, daß wir uns ›halten werden‹? Verlassen Sie sich auf Maurice: innerhalb vierundzwanzig Stunden, wahrscheinlich schon innerhalb der nächsten Stunden, werden wir genau wissen, wer was mit dem Fuhrpark anfangen wird. Wenn Sie Ihre geehrten Augen ein bißchen aufmachen wollen, Mademoiselle, dann können Sie nämlich wahrnehmen, daß die Soldaten unserer tapferen Armee nicht nur aus dem Osten und aus dem Norden kommen, sondern auch aus dem Südwesten. Sie sind nämlich auch im Südwesten auf den Feind gestoßen. Wissen Sie, wie man das heißt, was wir hier sind? Man heißt das: eingekreist.«

Eingekreist. Wahrscheinlich innerhalb der nächsten Stunden. Simone geriet in Panik. Sie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie stellte sich eine Frist: binnen zwei Stunden muß sie es getan haben.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte sie abrupt. In ihr dachte es: Wer, wenn nicht du? Und wann, wenn nicht jetzt? Gleichzeitig ärgerte sie sich über die Art, wie das Mädchen Louison sie anschaute; sicher glaubte sie, auch sie habe was mit Maurice.

»Sei doch nicht so ungemütlich«, antwortete der. »Trink erst einmal.« Sie trank. »Na, und wie ist es jetzt mit unserer Wette?« zog er sie auf. »Ich bin bereit, den Einsatz zu erhöhen. Ich wette eine Flasche Pernod und zwanzig Päckchen Gaulois.« Er schaute sie an, er grinste, überlegen. Sie erwiderte seinen Blick. »Ich halte die Wette«, sagte sie, ihre Stimme klang entschieden, herausfordernd.

Er schien überrascht. Er musterte sie, aufmerksam, ziemlich lange. »Man sieht, daß Mademoiselle ein reiches Mädchen sind«, sagte er dann. Und: »Topp, commère«, sagte er und hielt ihr die Hand hin. Einen Augenblick schaute sie auf die kräftige, offene Hand über dem Marmortischchen. Dann schlug sie ein. Das Mädchen Louison lachte.

»Jetzt muß ich aber wirklich gehen«, sagte sie und stand auf. »Mein Gott, warum denn?« antwortete er erstaunt. »Heute ist doch keine Eile. Heute kann wirklich niemand mehr was hamstern, nicht einmal die Herrschaften aus der Villa Monrepos.« – »Ich muß auf die Präfektur«, sagte sie, und da er sie, wieder ein bißchen mißtrauisch, anschaute, log sie: »Ich habe Monsieur Xavier was zu bestellen.« – »Immer Geschäfte«, murrte ironisch Maurice. »Na dann mal zu«, sagte er.

Sie ging. Sie schob ihr Rad nach dem Palais Noiret. Sie spürte, wie Maurice ihr nachschaute, und sie hörte das Mädchen Louison lachen; wahrscheinlich machten sie jetzt schmutzige Anmerkungen über sie.

Da war sie vor dem Palais. Das große, alte Tor war geschlossen. Sie läutete nicht. Ihre eigene nervöse Erwartung machte sie empfindsam für den Gemütszustand der andern; sie sagte sich, hinter diesem Tor erwarte man die Deutschen, und jedes Läuten werde Schrecken verursachen. Lieber schob sie ihr Rad zum Nebeneingang. Sie sah denn auch durch das kleine Fenster das vertraute Gesicht des Concierges; sie klopfte, er ließ sie ein.

»Was suchst du denn hier?« fragte er verwundert. Es war Simone recht, daß ihr Kommen ihm auffiel. »Ich muß Monsieur Xavier sprechen«, sagte sie. »Darf ich mein Rad bei Ihnen einstellen?«

Im Innern des Gebäudes waren alle Beamten versammelt, sie trugen ihre Sonntagskleidung, jeder saß an seinem Platz, niemand sprach, sie hockten da, feierlich, bedrückt, mit runden Schultern und schweren Gesichtern.

Allein die scheinbare Lässigkeit der Wartenden verbarg nicht ihre gequälte Nervosität. Der Unterpräfekt konnte seine Unruhe nicht zähmen. Es trieb ihn herum, er ging von einem Büro zum andern, er zupfte an seiner Rosette, er seufzte, er sagte trüb und freundlich Nichtssagendes, er legte wohl auch dem einen oder dem andern die Hand auf die Schulter, abwesenden Gesichtes.

Simone, infolge ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu Monsieur Xavier, war hier so gut wie zu Hause. Diesmal indes fühlte sie sich fremd und unbehaglich. Es war wohl auch, weil sie in Hosen war; das war heute nicht angebracht, da hatte Madame recht, und man schaute sie etwas erstaunt an. Aber sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie ihr Vorhaben anders sollte durchführen können als in Hosen. Sie bemühte sich, allen Beamten vor Augen zu kommen, das war wichtig, alle mußten sie gesehen haben.

Sie ging ins Büro Monsieur Xaviers. Der saß an seinem Schreibtisch, er hatte die Wange in eine Hand gestützt, die andere lag schlaff auf der Lehne des Stuhles. Der sonst so lebendige Herr sah müde aus; Simone mußte daran denken, wie sie gegen ihren Willen seinen Vater überrascht hatte, im Lehnstuhl, unendlich alt.

Monsieur Xavier schaute hoch, als Simone eintrat. Er bemühte sich, freundlich zu sein, er versuchte sogar einen kleinen Scherz, es gelang ihm nicht. »Was suchst du eigentlich hier?« fragte er dann. »Ich hab es zu Hause nicht ausgehalten«, erklärte vage Simone. »Wird Madame nicht ungehalten sein?« fragte Monsieur Xavier. Simone zuckte die Achseln. »Ist es arg, daß ich in Hosen bin?« fragte sie. Monsieur Xavier spielte mit dem Brieföffner. »Ich weiß nicht, ob die Boches daran Anstoß nehmen werden«, antwortete er mit trüber Ironie.

Sie stand vor ihm, sie schaute in sein kummervolles Gesicht, das die Erregung nur mit großer Mühe niederzwang, das Mal auf der rechten Wange war angeschwollen. Dringlich schaute sie ihn an. Jetzt, sogleich, mußte sie sich auf den Weg machen, und sie wollte das frische Gedächtnis seines wohlmeinenden, befreundeten Gesichtes mit sich nehmen. Etwas in ihrem Blick fiel ihm auf. »Ist was los?« fragte er, in seiner Stimme war eine Spur Argwohn und Sorge. Einen kleinen Augenblick zögerte Simone. Sollte sie nicht doch vielleicht ihm alles sagen? Er hatte ihren Vater geliebt und bewundert, er mochte sie sehr gerne. Nein, es war ihr nicht erlaubt, sie durfte ihn, den Beamten, nicht in ihr Unternehmen mit hineinziehen, sie mußte die Gefahr allein tragen. »Nein«, sagte sie mit gespielter Selbstverständlichkeit. »Was soll denn los sein?« – »Wir haben jetzt alle unsere Sorgen«, sagte Monsieur Xavier.

Ein langes, starkes Läuten schrillte durchs Haus. Simone, selbst Monsieur Xavier zuckte zusammen, man schaute aus den Fenstern. Vor dem Tor stand der Châtelain. Er war im Auto vorgefahren, dort drüben, blau und glänzend stand der große Wagen, gespeist wohl von gehamstertem Benzin Monsieur Planchards, elegant saß der livrierte Chauffeur am Steuer. »Jetzt haben die Ratten gute Zeit«, sagte Monsieur Xavier.

Er ging hinüber in das Zimmer des Unterpräfekten, Simone folgte ihm. Andere Beamte kamen, die Ordnung war aufgelöst, man wollte hören, was der Châtelain brachte.

Monsieur Cordelier empfing den Marquis de Saint-Brisson, ohne seine Verwunderung zu verhehlen. Der, nach der Begrüßung, zögerte. Die Tür des Zimmers stand offen, im Vorzimmer, sogar in der Tür standen Beamte; und der Marquis erwartete wohl, der Unterpräfekt werde ohne Zeugen mit ihm sprechen. Da indes Monsieur Cordelier keine Miene machte, seine Beamten wegzuschicken, fing der Châtelain zu reden an. »Ich habe Grund zu der Annahme«, sagte er mit seiner knarrenden Stimme, »daß den deutschen Herren, die hier vermutlich in allernächster Zeit auftauchen werden, mein Name etwas sagt. Ich glaube, Monsieur le Sous-Préfet, ich werde Ihnen bei dem Empfang der Deutschen behilflich sein können. Im Interesse des Arrondissements halte ich es für meine Pflicht, bei der Ankunft der deutschen Truppen zugegen zu sein.« Er schaute noch hochmütiger aus als sonst, er hielt sich noch mehr gereckt, seine braunen Augen über der starken, höckerigen Nase starrten hart, beinahe verächtlich auf den Unterpräfekten, die andern schien er nicht wahrzunehmen.

Alle warteten, was Monsieur Cordelier erwidern werde. Der überlegte. Man sah ihm an, wie ihm eine scharfe Erwiderung auf der Zunge lag, wie er sie hinunterschluckte. Schließlich sagte er lahm: »Wenn Sie meinen«, und wies auf einen Stuhl.

Simone sah das braungelbe, hochfahrende Gesicht des Mannes, die blassen, hilflosen Augen des Unterpräfekten, das empörte Antlitz Monsieur Xaviers. Sie war froh, daß sie ihren Entschluß gefaßt hatte. Saint-Martin wird dem Herrn Faschisten Bescheid sagen.

Sie ging. Sie drückte sich vorbei an der Loge des Concierges, alles fügte sich, der Concierge bemerkte sie nicht. Ihr Rad ließ sie natürlich stehen, man sollte annehmen, sie sei die ganze Zeit über hier auf der Präfektur.

Sie ging der Avenue du Parc zu. Sie hatte Eile. Ein Viertel der Frist, die sie sich gesetzt hatte, war verstrichen, der Weg war weit, und sie mußte ihn zu Fuß gehen. Hastig ging sie, und um nicht gesehen zu werden – denn jetzt ist sie auf der Unterpräfektur –, drückte sie sich an den Wänden entlang.

Sie war vor dem Hause Etiennes. Sie konnte sich nicht enthalten, das alte Kindersignal zu pfeifen. Eine halbe Minute wird sie warten. Bevor die halbe Minute um war, kam er.

Er strahlte, wie er sie sah, und packte ihre beiden Hände, wie das seine Gewohnheit war. »Den ganzen Tag hab ich mir überlegt«, sagte er, »ob du wohl kommst. Ich habe schon geglaubt, sie lassen dich drüben nicht fort.« Sie antwortete nicht. Plötzlich, ganz stark, dachte sie an Henriette. Wie die tapfer gewesen war, ja frech, und dann wieder voll von unverständlicher Angst. Genau erinnerte sie sich einer Minute, da sie, des Nachts, in der Nähe des Friedhofs gewesen waren, und welch maßlose Furcht Henriette gehabt hatte, an dem Friedhof auch nur vorbeizugehen, und wie sie, Simone, sie ausgelacht hatte, und sie gezwungen hatte, mit ihr über den Friedhof zu gehen, und wie Henriette über und über naß war von kaltem Schweiß. Vier, fünf solcher Erinnerungen waren in ihr, gleichzeitig. Mit Henriette hätte sie die Aktion bereden können. Henriette hätte genau verstanden, warum es geschehen mußte. Henriette hätte mitgemacht.

Etienne ging neben ihr her. Eng nebeneinander gingen sie im Schatten der alten, bunten Häuser. Er schlug den Weg ein nach dem Parc des Capucins; dort waren sie als Kinder unzählige Male gewesen, zusammen mit Henriette.

Der Park war ganz leer. Ein paar kleine Mädchen trieben sich herum, sie gehörten wohl zu den Flüchtlingen, sie lärmten, ihr Geschrei klang seltsam inmitten all der Stille, sie hörten auch bald auf, wie gelähmt.

Simone und Etienne setzten sich auf eine der niedrigen Bänke. Nur für drei Minuten, sagte sich Simone. Sie redeten nicht, es war sehr heiß, in einem nahen Busch zwitscherte ein verschlafener Vogel, sie fühlten sich zusammengehörig.

Etienne, nach einer Weile, fragte: »Hast du wieder von Henriette geträumt?«

Simone – sie hätte ums Leben nicht angeben können, wie sie dazu kam – erwiderte: »Ja, sie hat mir einen Auftrag gegeben.« Das ist doch ganz dumm und verräterisch, das hätte sie niemals sagen dürfen. Sicher erwartet er jetzt, daß sie ihm mitteilt, was das für ein Auftrag war. Gleich wird er sie fragen, und er hat ein Recht zu dieser Frage. Aber sie wird es ihm natürlich nicht sagen, unter keinen Umständen.

Allein Etienne fragte nicht, er schaute sie nur ernst, freundlich und aufmerksam an, und sie war ihm dankbar, daß er nicht fragte. Sie saß da, verwirrt über ihre Unvorsichtigkeit, still, benommen. Dann, endlich, riß sie sich los aus ihrer Starre, stand auf und sagte: »Ich muß weiter.«

Etienne, sie immer mit der gleichen, ernsten Freundlichkeit anschauend, sagte: »Schade. Ich hätte so gerne mehr mit dir geredet, gerade heute.«

Nein, nein. Sie darf keine Minute mehr zögern. Ihr kam ein Einfall. »Höre, Etienne«, sagte sie. »Ich habe Eile, und ich habe mein Rad zu Hause gelassen; ich glaubte, die Straßen seien noch verstopft. Aber nun komme ich sicher mit dem Rad schneller vorwärts. Könntest du mir nicht das deine leihen?« – »Aber gern«, antwortete er.

Sie gingen den kurzen Weg zurück zu seinem Haus. Sie wartete. Alles fügte sich. Jetzt hatte sie ein Rad, und niemand ahnt etwas außer Etienne. Er brachte ihr das Rad. »Danke schön, Etienne«, sagte sie. Sie wollte mehr sagen, aber sie unterdrückte es. Sie schauten einander voll ins Gesicht. Dann gab sie ihm die Hand, bestieg schnell das Rad und fuhr davon.

Da fuhr sie hin, jung, ernst, glücklich, erfüllt von ihrer Aufgabe, eins mit ihrer Aufgabe, heilig wissend, daß ihr Weg der rechte sei.

Zuerst, um kein Aufsehen zu erregen, fuhr sie nicht sehr schnell. Dann aber, sowie sie die Avenue du Parc erreicht hatte, trat sie die Pedale mit aller Kraft. Sie fuhr dahin, über die Lenkstange geneigt, zwischen den dicken, dunkelblonden Brauen eine tiefe Furche, die Lippen fest verpreßt.

Die Landstraße war vollkommen leer. Zu ihrer Linken begleitete sie der weiße Strich, der die Straße trennte und der auf Betreiben Onkel Prospers angebracht war. Es war unheimlich, wie leer die Straße dalag, die vor wenigen Tagen noch eine einzige, langsam kriechende, dunkle Raupe von Menschen und Fahrzeugen gewesen war. Da lag sie, grauweiß und leer, in Erwartung der Boches, und es war also für die Boches, daß Onkel Prosper im vorigen Jahr sie so gut hatte herrichten lassen.

Simone war ganz allein. Niemand sah sie auf ihrem gefährlichen Weg. Doch, einer sah sie bestimmt: Père Bastide. Der stand sicher in seiner Fensternische und wartete auf die Deutschen und starrte herunter auf die Straße. Ganz deutlich stellte sie ihn sich vor, wie er da oben stand, reglos, kummervoll, ohnmächtig, empört. Seine Augen werden ihr folgen, wie sie so dahinfährt. Aber für ihn dort oben wird sie nur ein kleiner, eiliger Punkt sein, er ahnt nicht, wer sich da so schnell vorwärts bewegt und was sich da vorbereitet.

Es ist heiß, aber sie merkt nichts von der Hitze infolge der schnellen Fahrt. Jetzt senkt sich die Straße, sie kann im Leerlauf fahren, sie richtet sich höher. Um sie herum ist eine ungeheure Stille, in weitem Umkreis ist alles still. Die Gegend in ihrer Reglosigkeit, in ihrer Lautlosigkeit, bedrückt sie. Ihr ist, als fahre sie schon seit ewiger Zeit, ihr ist, als werde diese Fahrt niemals enden. Und ihr ist, als habe sie das alles schon einmal erlebt, diese schnelle, stumme und wilde Fahrt zu einem wilden und großen Ziel.

Sie darf sich nicht in Träume verlieren, sie darf sich keine Abschweifung erlauben, sie muß an ihre Aufgabe denken, nur daran. Sie hat sich alles genau zurechtgelegt. Es hat einmal einen kleinen Brand in der Garage gegeben, da haben dann die Chauffeure sachverständig auseinandergesetzt, wie so ein Feuer zustande kommen könne, sie haben sich ein langes und breites über die Möglichkeiten eines Brandes und einer Explosion unterhalten, und sie, in ihrer ruhigen Art, hat zugehört und sich alles gut gemerkt. Heute nacht, auf Grundlage dieser Kenntnis, hat sie sich genau überlegt, wie sie es machen soll. Das wiederholt sie sich nun im Geiste, sie hat es zehnmal überdacht, zwanzigmal. Von neuem greift sie nach ihrer Tasche und fühlt, ob der Schlüssel da ist und das Feuerzeug. Alles, was ihr noch fehlt, ist ein Stein, den sie irgendwo vom Wegrand aufheben muß. Sie hebt ihn auf. Jetzt hat sie alles.

Es ist gut, daß das Geschäft so abgesondert liegt, so weit entfernt von der Stadt und von andern Häusern. Die Explosion wird keine andern Gebäude gefährden. Auch zeitlich wird alles klappen. Wenn sie das Feuer im Keller legt, dann kann es unmöglich so schnell entdeckt werden, daß man es noch löschen könnte. Sie aber wird, bevor die Wagen und der große Tank Feuer fangen, Zeit haben, sich weit genug zu entfernen.

Jetzt wird die Straße wieder eben, ja, sie steigt ein wenig, und Simone muß sich anstrengen. Und jetzt zum ersten Mal sind da Menschen. Es sind ein paar Soldaten, sie liegen am Wegrand im Schatten des Gebüsches. Wie sie vorüberradelt, rufen sie ihr zu. »Hallo, Mademoiselle«, rufen sie, »wollen Sie uns nicht Gesellschaft leisten? Wir warten auf die Deutschen.« Und sie heben die Flasche. Sie sind betrunken, und sie warten auf die Deutschen. Simone radelt schneller.

Jetzt war sie dort angelangt, wo die Zweigstraße zu dem Transportgeschäft Planchard abbog. Noch immer sperrte die Kette die Einfahrt. Simone, mit ihrem Rad, schlüpfte unter der Kette durch. Sie stand vor dem verschlossenen Haupttor des Fuhrhofs. Sie ist noch zur rechten Zeit gekommen.

Nun kann sie niemand mehr hindern. Nun gehört das Benzin und der Fuhrpark ihr, nicht den Boches. Nun hat Maurice seine Wette verloren.

Sie lehnte das Rad an die Mauer und kletterte in den Fuhrhof.

Der Fuhrhof liegt leer und weiß und tot. Es ist beklemmend, in dieser heißen Weite das einzig Lebendige zu sein. Sie schaut auf die Uhr über dem Eingang zu den Büros. Sie hat nicht viel Zeit. Sie muß die nächsten Minuten richtig benützen, sie darf nichts denken als Zweckmäßiges, sie muß ihre Geschäfte präzis besorgen und in der genauen Reihenfolge, die sie ausgedacht hat.

Sie nimmt den Stein zur Hand, den sie unterwegs aufgelesen hat, und schlägt den Glasteil der Türe ein, die vom Hof zu den Büros führt. Es gibt ein so scharfes Klirren, daß sie zusammenfährt. Sie entfernt den Rest der zerbrochenen Scheibe und öffnet den Riegel, der innen vorgeschoben ist. Dabei verletzt sie sich an der Hand, es ist eine leichte Verletzung, eine Schramme, es ist nichts; ein bißchen verdrießt es sie, daß sie einen Blutfleck an ihre Hose gebracht hat.

Sie steigt die Stufen zum Privatkontor hinauf. Es sind unbequeme, steinerne Stufen, und es scheint ihr, als wollten sie nicht aufhören. Die Beine sind ihr schwer, jeder Schritt kostet Anstrengung.

Endlich ist sie oben.

Sie holt den Schlüssel aus ihrer Tasche. Es ist der Schlüssel zu der Tür, vor der sie steht, der Schlüssel zu Onkel Prospers Privatkontor. Er pflegt ihn mit nach Hause zu nehmen, dort verwahrt er ihn in seinem Schlafzimmer. Von dort hat sie ihn genommen.

Sie schließt auf. Die dumpfe, eingesperrte Luft, die schwere Hitze, die Stille des kleinen Zimmers bedrängen sie. Das Verbotene, Abenteuerliche ihrer Situation fällt auf einmal geradezu leibhaft über sie her. Da steht sie inmitten dieses Raumes, in dem Onkel Prosper die Briefe und die Dinge aufzubewahren pflegt, die andere nicht sehen sollen, sie hat sich auf verbotene Art Eintritt verschafft. Eine kleine Weile steht sie gelähmt.

Dann, rasch, schüttelt sie die Anwandlung ab. Sie ist hier, um einen andern Schlüssel zu suchen, den Schlüssel zum Tank. Sie weiß, wo er verwahrt ist. Sehr oft hat ihn der Onkel ihr gegeben, sehr oft ihn wieder weggesperrt, wenn sie ihn zurückgab. Der Schlüssel ist im Schreibtisch in der zweiten Schublade oben rechts. Das weiß sie genau. Was aber, wenn er nun doch nicht da ist? Der winzige Moment, in dem sie die Lade aufzieht, scheint ihr eine Ewigkeit marternder Spannung.

Da hat sie die Lade offen. Und da ist der Schlüssel.

Sie nimmt ihn. Er fühlt sich kalt an, sie empfindet wohlig die Kälte des Metalls in ihrer schwitzenden Hand.

Dann aber hebt sie unbehaglich die Schulter. Ihr ist, als spürte sie auf sich die harten, kleinen, bösen Augen Madames und als hörte sie ihre leise, hohe, harte Stimme: »Ich habe in den Wind gesprochen. Es ist mir nicht gelungen, deinen Vorwitz zu dämpfen und dich auf den rechten Weg zu bringen.« Nein, sie tut es nicht aus Vorwitz. Sie tut es, weil sie Simone Planchard ist, die Tochter Pierre Planchards.

Alles Weitere ist leicht. Sie geht hinunter in den Keller der Garage, sie verteilt, vorsichtig und genau, mit Öl getränkte Lappen, verteilt sie im Keller, auf der Treppe, in der Garage. Es wird eine Weile dauern, bis sich das Feuer so weit vorgefressen hat, daß es nicht mehr gelöscht werden kann, aber es hat seinen vorgeschriebenen Weg, und es ist ausgeschlossen, daß man es im Sonnenglast rechtzeitig entdeckt.

Dann geht sie hinüber zu dem Tank. Sie öffnet den Verschluß, hebt den kleinen Deckel heraus, dann den zweiten. Die Lippen fest verschlossen, die Flügel der Nase gebläht, atmet sie den leichten Benzingeruch.

Jetzt hat sie alles getan. Es ist viel gewesen, und sie hat es mit gespanntester Aufmerksamkeit getan, sie ist erschöpft. Sie muß eine endlose Zeit gebraucht haben, sicher mehr als eine Stunde. Sie schaut nach der Uhr. Sie hat vier Minuten gebraucht.

Jetzt muß sie nur mehr den ersten Lappen anzünden. Sie geht wieder in den Keller. Sie steht da, das Feuerzeug in der Hand. Noch ist es Zeit, noch braucht sie einfach zurückzufahren, und es ist nichts geschehen. Doch, dann ist etwas geschehen. Dann kommen die Boches, und dann hat sie den Fuhrpark und das Benzin den Boches in die Hände gespielt.

Wer, wenn nicht du? Und wann, wenn nicht jetzt? Das Feuerzeug flammt auf, der ölgetränkte Lappen flammt auf.

Leicht vorgeneigt, mit ihren dunkeln, tiefliegenden Augen, fasziniert, starrt sie auf die Flamme, ihre langen, dünnen, geschwungenen Lippen sind zu einem verlorenen, gierigen Lächeln geöffnet, sie atmet den Geruch des Brandes ein. Gespannt schaut sie zu, wie die Planke zu glimmen beginnt, wie das Feuer sich vorzufressen beginnt zum nächsten Lappen.

Jetzt könnte man noch löschen, mühelos. Noch jetzt. Die Flamme kommt näher, es ist kein Glimmen mehr, es ist Feuer, und jetzt faßt das Feuer den zweiten Lappen. Aber noch immer könnte man löschen.

Simone geht dem Ausgang zu, mit kleinen, zögernden Schritten, sie geht nach rückwärts, immer auf die Flamme starrend, sie geht die Treppe hinauf, rückwärts, Stufe um Stufe, sich mit der Hand am Geländer festhaltend und immer starrend auf die Flamme, die ihren vorgeschriebenen Weg macht.

Dann plötzlich, fluchtartig, verläßt sie den Keller.

In der Garage aber macht sie noch einmal halt. Sie geht in den Waschraum. Sie wäscht die Schramme. Dann, sachverständig, prüft sie, ob der Blutfleck an der Hose getrocknet ist. Ja, er war sehr klein, und in der Hitze ist er getrocknet. Sie bürstet ihn ab. Es überkommt sie plötzlich ein unbändiges Verlangen, sich unter die Dusche zu stellen. Schade, daß sie nicht die Zeit hat.

Sie verläßt den Fuhrhof. Nimmt Etiennes Rad. Fährt zurück.

In ihr ist ein großer Jubel. Jetzt frißt das Feuer seinen vorgeschriebenen Weg. Jetzt ist Onkel Prospers Name vor Schande gerettet. Jetzt hat Maurice seine Wette verloren. Jetzt fällt kein Benzin und kein Fuhrpark den Boches in die Hände.

## 

## 6

## Ein Abend der Erwartung

Am Abend dieses Tages, vor dem Essen, saßen Madame und Simone im Blauen Zimmer und warteten auf Monsieur Planchard wie stets. Simone saß aufrecht auf ihrem unbequemen Stuhl. Madame, im schwarzen Seidenkleid und sorgfältig frisiert, hatte sich in ihrem Ohrenstuhl niedergelassen; steif, in fleischiger Fülle, thronte sie.

Simone war in die Villa Monrepos zurückgekommen und hatte ihre Obliegenheiten erfüllt wie jeden Tag, im Garten, in der Küche. Onkel Prosper war nicht zu Hause gewesen. Madame hatte ihr mitgeteilt, Monsieur Planchard habe zuerst die Absicht gehabt, sich nicht in Saint-Martin zu zeigen. Dann aber, als die Explosion kam, habe es ihn nicht mehr in der Villa Monrepos gelitten, er sei in den Ort gefahren.

Simone, als sie das hörte, hatte aufgeatmet, und gleichzeitig war es ihr eine Enttäuschung gewesen. Sie hätte brennend gern die Minute miterlebt, da Onkel Prosper von der Aktion erfuhr. Sie hätte sein Gesicht sehen wollen in dieser Minute. Seine Überraschung, seine Bestürzung. Und seine heimliche, nein, seine große, die Bestürzung überstrahlende Freude, daß er sich nun keine Vorwürfe zu machen braucht, daß er dem Namen Planchard nicht diese bittere Schande zugefügt hat.

Jetzt also wird er im Ort das Ereignis erfahren. Sicher wird er erraten, daß sie es war, die die Tat begangen hat. Er wird hin und her gerissen werden von streitenden Empfindungen. Sie ist voll von Erwartung, wie sein Gesicht sein wird, wenn er sie sieht. Er wird klug genug sein, sich zu stellen, als wüßte er nichts. Aber im Grunde wird er ihr dankbar sein und irgendwelche umwegigen Redensarten machen und sie tätscheln.

Das Zimmer lag dämmerig, kühl und still. Madame saß gelassen in ihrem Ohrenstuhl. Doch Simone war sich klar darüber, daß diese Ruhe vorgetäuscht war. Ob Madame wohl weiß von ihrem Ausflug in den Ort? Möglich ist es. Die Straßen sind passierbar, eine der beiden Freundinnen Madames kann herübergekommen sein und sie unterrichtet haben. Madame weiß immer mehr, als man annimmt.

»Denke dir«, sagte unvermittelt Madame, »mein Sohn hat heute den Schlüssel zum Privatkontor nicht finden können. Das ist das erste Mal in fünfundzwanzig Jahren. Es kann sein, daß er ihn im Geschäft vergessen hat in der Aufregung über das Gespräch mit Philippe. Aber er glaubte bestimmt, er habe ihn mit nach Hause genommen, und ihm war, als hätte er ihn noch heute morgen gesehen.«

Simone rührte sich nicht und antwortete nicht. Sie bemühte sich, ihr Gesicht ruhig zu halten und sich nicht durch ein Zucken zu verraten; sie war froh, daß das Zimmer so dämmerig war.

»Stell das Radio an«, verlangte nach einer Weile Madame. Das Radio funktionierte. Es war die Stadt Dijon, und sie war offenbar in der Hand der Deutschen. Das Radio teilte die Fortschritte der deutschen Armeen mit. Es teilte weiter mit die Vernichtung englischer Truppen, die nach England zurückzufliehen versucht hätten. Dann kamen Weisungen, betreffend die von den Deutschen neu besetzten Gebiete von Burgund. Alle öffentlichen Dienste hätten binnen vierundzwanzig Stunden zu funktionieren, desgleichen alles, was mit der Erzeugung und dem Verkauf von Lebensmitteln zu tun habe. Von Eintritt der Dunkelheit an bis sechs Uhr morgens sei es der Bevölkerung verboten, sich außerhalb der Häuser zu zeigen. Dann folgten Lokalnachrichten. Aus Saint-Martin wurde gemeldet, das Transportunternehmen Planchard sei mit dem gesamten Fuhrpark niedergebrannt, die Besatzungsbehörden hätten gemeinsam mit den französischen Behörden eine Untersuchung eingeleitet.

Simone, überwältigt von dieser Fülle von Nachrichten, war aufgesprungen. Ihre Aktion war also gründlich gewesen. Und genau zur rechten Zeit hatte sie gehandelt. Sie vergaß, daß sie nicht allein im Zimmer war. Das Gesicht verzerrt, mit beiden Händen die Lehne ihres Stuhles umpressend, stand sie. Ein finsterer Ernst war in ihr und eine große, erhöhende Freude.

Madame saß schlaff da, nicht mehr bemüht, Haltung zu bewahren. »Also das war es«, sagte sie. »Mein Gott, mein Gott. So ist es. Das war es. Das ist es.« Sie schnaufte so, daß Simone angst wurde. Sie trat näher an Madame heran. Wollte helfen, wagte es nicht.

Nur langsam beruhigte sich Madame. Simone wagte nichts zu fragen, nichts zu sagen.

Nach drei Minuten indes hatte Madame ihre Haltung halbwegs wiedergewonnen. »Mein Sohn hat das rechte Gefühl gehabt«, sagte sie. »Unter diesen Umständen war es das einzig Mögliche, daß er in die Stadt gegangen ist und sich gezeigt hat.«

Nach fünf Minuten war sie wieder ganz die beherrschte Dame, als die Simone sie kannte. »Vielleicht funktioniert das Telefon wirklich«, sagte sie mit einer kleinen, grimmigen Ironie, »die Deutschen scheinen Leute zu sein, die auf Ordnung halten. Versuche es. Ruf Monsieur Peyroux an.«

Simone versuchte, die Verbindung herzustellen. Das Telefon funktionierte nicht. Madame schien nicht weiter ungeduldig. »Laß die Läden herunter«, befahl sie, »und mach Licht.« Simone tat, wie ihr geheißen. Dann überlegte Madame laut: »Die Deutschen haben verboten, daß man sich nachts auf der Straße sehen lasse. Mein Sohn wird klug genug sein, sich an das Verbot zu halten. Wir können ihn für heute nicht mehr erwarten. Wir beginnen zu essen«, bestimmte sie.

Simone trug auf. Man aß. Simone wußte, daß Madame ausgefüllt war von der Sorge um ihren Sohn. Auch ihre eigenen Gedanken kreisten um Onkel Prosper. Hatten die Deutschen ihn festgenommen? Wie immer, lange kann es nicht dauern, bis sich seine Unschuld herausgestellt. Er kann beweisen, wie heftig er sich gegen die Order des Unterpräfekten gewehrt hat. Und wenn die Boches ihm nicht glauben, ist sie bereit, ihm zu bezeugen, daß sie es unabhängig getan hat, ohne Mitwisserschaft. Sie hat es getan, sie hat dafür einzustehen, nicht er.

Durchaus möglich war es, daß sie Onkel Prosper festgenommen haben. Dann haben sie ihn wohl eingesperrt in das Gefängnis Saint-Michel, nahe dem Justizgebäude. In ihrer Kindheit hat dieses Gefängnis eine große Rolle gespielt. Es lag in der Nähe der Schule; nur mit Scheu und gleichzeitig geheimnisvoll angezogen sind sie daran vorbeigegangen, sie und die andern. Gefährliche, abenteuerliche Menschen saßen hinter diesen Mauern. Besondern Schrecken hat ihnen der Raubmörder Guitriaux eingejagt, der dort verwahrt wurde, bevor man ihn nach Francheville brachte, in die Hauptstadt des Départements. Unzählige Male hat sie mit Henriette über das Gefängnis Saint-Michel gesprochen; Henriette hat der alte Bau noch mehr beschäftigt als sie. Oft sind sie um das Gefängnis herumgestrichen, hoffend, sie würden vielleicht doch einmal einen großen Verbrecher zu Gesicht bekommen. Es ist eine üble Vorstellung, sich Onkel Prosper in diesem Gefängnis eingesperrt zu denken. Er, der die guten Dinge des Lebens liebt und gewohnt ist, mit Achtung behandelt zu werden, würde es schwer ertragen.

Madame saß bei Tische, als wäre nichts vorgefallen. Sie sprach nicht von den Ereignissen und nicht von Onkel Prosper. Sie aß wenig, aber sie aß.

Dann, während Simone den Salat anmachte, nahm sie ihr Lorgnon, schaute ihr zu, und, beiläufig, fragte sie: »Du bist doch heut in der Stadt gewesen, Simone, nicht?« Jetzt mußte Simone vorsichtig sein, sie durfte nicht zuviel sagen und nicht zuwenig. »Ja«, sagte sie. »Was war in der Stadt?« fragte Madame. Simone beschäftigte sich mit dem Mengen des Salats. »Die Stadt war ganz leer«, sagte sie, »alle Häuser waren geschlossen, ich habe niemand gesehen, es waren nur Soldaten da, die Stadt war noch nie so leer. Ich bin auf der Unterpräfektur gewesen. Dort erwarteten sie die Boches. Alle hatten ihre Sonntagskleider an. Auch der Châtelain war da. Er war en grand tralala mit Auto und Chauffeur.« Sie erzählte, um nicht erzählen zu müssen. Der Salat war fertig, Simone stellte die Holzschüssel auf den Tisch. »Warst du in der Stadt, als die Explosion erfolgte?« fragte geradezu Madame. Simone wurde nicht rot. Simone sagte, und ihre Stimme klang durchaus natürlich: »Ich war schon auf dem Weg zurück.« Einen winzigen Augenblick schwieg Madame. Dann fragte sie: »Hast du das Grüngestreifte angehabt?« – »Nein«, sagte Simone. Sie schaute Madame voll an, und, mit Entschluß, setzte sie hinzu: »Ich habe die Hosen angehabt.«

Madame führte die Gabel zum Mund. Dann sagte sie: »Wenn du es schon nicht lassen konntest, in die Stadt zu gehen, ohne um Erlaubnis zu fragen, dann hättest du dich wenigstens anständig anziehen können. Du selber hast bemerkt, daß die Herren in der Unterpräfektur sonntäglich angezogen waren. Es wirkt vorwitzig, an einem solchen Tage Hosen zu tragen.« Simone erwiderte nichts. »Hast du gehört?« fragte Madame, immer leise und ohne Ton. »Ja, Madame«, antwortete Simone.

Sie gab sich unterwürfig, doch in ihrem Innern war Triumph. All die Zeit her war ein heimlicher Kampf gewesen zwischen ihr und Madame um Onkel Prosper. Madame wollte in ihrem Sohn alles unterdrücken und verstecken, was an Pierre Planchard erinnerte. Jetzt, durch ihre Aktion, hat Simone eine eindeutige Entscheidung erzwungen. Jetzt wird sich Onkel Prosper als der Bruder Pierre Planchards bewähren, und alle Welt wird sehen, daß Onkel Prosper ein Planchard ist.

Das Telefon schrillte. Beide fuhren zusammen. »Geh du hin«, befahl Madame.

Am Apparat war Monsieur Cordelier. Er wünschte Madame zu sprechen. Madame überlegte. Alles zog sie zu dem Apparat, doch sie fürchtete wohl, sie könnte etwas Unkluges äußern. Sie beherrschte sich. »Sag ihm«, befahl sie Simone, »ich sei schon zu Bett. Sprich du mit ihm.«

Simone bat den Unterpräfekten, ihr mitzuteilen, was er Madame zu bestellen habe. Monsieur Cordelier zögerte. »Sage Madame«, kam endlich eine hohe, hohle, brüchige Stimme, »sie möge sich nicht ängstigen. Es ist nur wegen des allgemeinen Verbots, sich auf der Straße zu zeigen, daß Monsieur Planchard nicht nach Hause kommen kann.« – »Danke, Monsieur le Sous-Préfet«, sagte Simone. Sie spürte die Angst, mit welcher Madame wartete, und, mit Entschluß, fragte sie weiter: »Darf ich fragen, wo Monsieur Planchard jetzt ist?« – »Monsieur Planchard ist in meinem Hause«, antwortete der Unterpräfekt, und, immer zaudernd, die Worte wählend, fügte er hinzu: »Sage Madame, man hat allgemein die höchste Teilnahme für ihn.« – »Danke, Monsieur le Sous-Préfet«, sagte wieder Simone. »Und sonst soll ich Madame nichts sagen?« – »Monsieur Planchard wird morgen mit dem frühesten zurückkommen«, sagte der Unterpräfekt.

Madame stand in der Halle, sie hatte es drinnen nicht ausgehalten. Simone sah, wie es in ihr kämpfte, ob sie nicht doch aller Klugheit entgegen selber an den Apparat kommen sollte.

Simone, am Telefon, fragte: »Kann nicht vielleicht Monsieur Planchard persönlich an den Apparat kommen?« Wieder zögerte der Unterpräfekt. Dann, amtlich, sagte er: »Das ist nicht ratsam«, und, wie um diese Herbheit wiedergutzumachen, fuhr er rasch fort: »Gute Nacht, meine Kleine« und hängte ein.

Madame neigte das ungeheure, fleischige Gesicht vor; nie hatte Simone sie so unbeherrscht gesehen, alles an ihr war bebende, angstvolle Erwartung. Simone beeilte sich, ihr den Inhalt des Telefongesprächs zu berichten. Sie mußte genau berichten, jedes Wort. Madame fragte sie immer von neuem: »Wie hat er gesagt? ›Man hat allgemein die höchste Teilnahme für ihn‹, hat er so gesagt? Wörtlich?« Simone hatte gut aufgepaßt, sie hatte jedes Wort im Gedächtnis, und Madame wog jedes Wort. Simone, so widerwärtig ihr Madame war, hatte Mitleid mit der Frau, die sich um ihren Sohn ängstigte, und wäre es nicht gar zu unklug gewesen, hätte sie ihr am liebsten gesagt: Haben Sie keine Angst. Es kann ihm nichts passieren. Ich hab es getan, und ich lasse keinen andern dafür büßen.

Madame grübelte über die Botschaft Monsieur Cordeliers. Nein, sie legte kein Gewicht mehr darauf, sich ruhig und überlegen zu zeigen; sie war eine alte Frau, die tiefe Angst hatte um das, was der Sinn ihres Lebens war. Plötzlich, auf umwegige Art, brach ihre Sorge und Wut aus ihr heraus. »Dieser Philippe, dieser Trottel«, sagte sie leise, doch trotz unverstellten Zornes. »Ich begreife, daß er vorsichtig ist, er ist ein Feigling von Geburt. Aber etwas mehr hätte er doch sagen können. Etwas deutlicher hätte er sich ausdrücken können. ›Man hat allgemein die höchste Teilnahme für ihn.‹ Was bedeutet das? Das kann alles bedeuten und gar nichts. Um mir das zu sagen, dazu hätte er nicht anzuläuten brauchen.« Und: »Alle hassen sie meinen Sohn«, fuhr sie fort, leise, jammervoll, grimmig. »Alle freuen sie sich, wenn ihm etwas zustößt. Alle sind sie ihm neidisch, die kleinen, gemeinen Menschen, mit denen er zu tun hat. Von jeher haben sie darauf gelauert, es ihm zu besorgen. Wahrscheinlich war es einer der Chauffeure, der ihm das angetan hat. Sie werden sagen, sie hätten es aus Politik getan, sie hätten es fürs Vaterland getan. Aber ich kenne sie. Es ist einfach ihr Haß und ihr Neid. Es ist der Haß des Pöbels, weil mein Sohn größer ist als sie, weil er es zu etwas gebracht hat. Sie gönnen es ihm nicht. Darum haben sie die erste Gelegenheit benutzt, ihn ins Unglück zu stoßen.« Sie sprach jetzt fast unhörbar, doch mit immer steigender Erbitterung: »Und wie heimtückisch sie es ausgekocht und ausgerechnet haben. Denn jetzt ist es klar: sie waren es, die ihm den Schlüssel gestohlen haben.« Sie starrte vor sich hin, wütend, hilflos.

Sie riß sich zusammen. »Ich denke«, sagte sie in der gewohnten, kalten, höflichen Art zu Simone, »du tätest besser, das Geschirr zu spülen und zu Bett zu gehen. Aber vorher gib mir noch eine Zigarette.«

Simone gab ihr Feuer. Dann ging sie. In der Tür, mit halbem Blick, schaute sie zurück auf Madame. Die saß da, im sehr starken Licht der Birnen, allein, dick, schwarz, und rauchte.

## 

## 7

## Die ersten Folgen

Von dem Augenblick an, da es dämmerte, wartete Simone in höchster Ungeduld auf Onkel Prospers Heimkehr. »Mit dem frühesten wird er heimkommen«, hatte der Unterpräfekt gesagt. Der Morgen rückte vor. Zehnmal lief sie hinaus in den Garten an die Stelle, von der aus sie ein Stück der Straße übersehen konnte. Zehnmal kam sie enttäuscht zurück.

Auch sie wog jetzt, wie Madame das gestern getan hatte und wohl heute noch tat, die Worte des Unterpräfekten immer von neuem. Aber sie hatte nicht wie Madame Sorge um das äußere Schicksal Onkel Prospers, sie war überzeugt, daß die Mitteilung Monsieur Cordeliers keine leere Tröstung gewesen war. Was sie viel mehr beschäftigte, waren ihre unterdrückten Zweifel, wie wohl Onkel Prosper ihre Aktion aufgenommen haben mochte. Sie gestand sich diese Zweifel nicht ein. Sie war sicher, daß ihm die Aktion aufs höchste willkommen war; die ganze Stadt – die Andeutung Monsieur Cordeliers bewies es – schätzte das Ereignis richtig ein und verstand die Motive. Aber die Villa Monrepos dachte anders als die Stadt. Simone konnte die leisen, bösen Worte Madames nicht aus ihrem Kopf bringen, die grimmig überzeugte, falsche Anklage, nur der Haß gegen Onkel Prosper könne die Garage in Brand gesetzt haben, und Madames Reden krochen wie Spinnen über Simones Glauben.

Endlich schrillte das Telefon. Im Nu war Simone dort. Ja, Onkel Prosper war am Apparat. Er sagte guten Morgen, er fragte, wie man sich in der Villa Monrepos befinde, er sprach wie immer. Das war Simone leid; sie hatte erwartet, er werde ihr etwas Besonderes sagen. Aber wahrscheinlich hielt er es nicht für ratsam, an dem von den Deutschen überhörten Apparat offen zu sprechen. Er begnügte sich mit einigen allgemeinen Redensarten und verlangte dann nach Madame.

Simone rief Madame, sie war schon da. In den Winkel der Halle gedrückt, lauschte Simone auf ihre Antworten. Madame war einsilbig, es war ihren Sätzen wenig zu entnehmen, auch dauerte das Gespräch nur kurz. Simone hoffte, Madame werde ihr den Inhalt mitteilen. »Geht es dem Onkel gut?« fragte sie schließlich selber, da Madame schwieg. »Es geht ihm gut«, antwortete Madame.

Nach dem Mittagessen, da der Onkel noch immer nicht zurück war, rüstete sich Simone zu ihrem Einholegang in die Stadt. Sie wußte genau, daß das nicht Madames Wünschen entsprach, doch sie kehrte sich nicht daran. Sie zog ihr grüngestreiftes Kleid an, sie nahm den Korb und das Rad.

Am Eingang des Ortes war quer über den Weg ein Sperrbalken errichtet, und deutsche Soldaten hielten Wache davor. Der Anblick erschütterte Simone. Sie hatte gewußt, daß die Boches da waren, sie hatte sich’s unzählige Male vorgestellt, wie das sein werde; aber als sie die Boches nun leibhaft sah, erschrak sie, als wäre es etwas Neues, Unerwartetes. Dabei waren es ganz junge Burschen mit harmlosen, gleichgültigen Gesichtern. Sie beachteten Simone kaum; es war freier Einlaß ausgespart für die Fußgänger, sie ließen sie ohne weiteres passieren.

Simone ging durch die Stadt wie benommen. Überall waren deutsche Soldaten. Ihr Verstand wußte, daß sie leibhafte Wirklichkeit waren, aber ihr ganzes Wesen weigerte sich, es zu glauben. Das schreckhafte Befremden wollte nicht von ihr weichen. Es konnte nicht sein, daß sie wirklich dasaßen, standen, laut redeten in ihrer unverständlichen, barbarischen Sprache.

Simone hatte keine klare Vorstellung gehabt, welcher Art die einrückenden Sieger sein würden; nur so viel hatte sie zu wissen geglaubt, daß das Böse, das da kommen werde, auch rein äußerlich als böse erscheinen müsse, sie hatte geglaubt, die Sieger würden sich durch harte, grausame Gesichter und wüstes Gewese von den Einwohnern unterscheiden. Dem war nun keineswegs so. Die Soldaten der Boches waren jung, laut und vergnügt, und das war alles. Simone, mit ihrem guten Verstand, nahm es wahr, und trotzdem fand sie die fremden Soldaten unerträglich frech. Ihre bloße Gegenwart war eine Schamlosigkeit, die Simone von ihrem Innersten bis zur Haut mit Schmerz und Wut füllte.

Die Boches ließen sich’s wohl sein. Sie hockten herum vor den Hotels, auf den Plätzen, auf den Perrons der Cafés, sie hatten sich’s bequem gemacht, sie hatten die Hemden aufgeknöpft in der Hitze, sie lachten und sprachen laut, sie spritzten sich an mit dem Wasser der Fontäne auf der Place Sauvigny. Und die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich zu Hause fühlten, diese Gemütlichkeit schien Simone schlimmer als die schlimmste Roheit, die sie sich hätten ausdenken können.

Es waren mehr Läden auf als bisher. Allein die Einwohner von Saint-Martin, soweit sie sichtbar wurden, drückten sich scheu an den Mauern entlang, sie sprachen gedämpft, sie hasteten über die Straße, um wieder in ihre Häuser zu kommen, sie schienen Fremde in ihrer eigenen Stadt. Simone, wie sie jetzt durch die vertrauten, winkeligen, hügeligen Gassen ging, kam sich doppelt fremd vor, fremd vor den Boches und fremd vor den Leuten von Saint-Martin durch ihre Aktion, durch ihr Geheimnis; ja, ihr schien, als schauten auch die Einwohner sie an wie etwas Fremdes, Merkwürdiges.

Sie kam an Etiennes Haus vorbei. Sie hatte seit ihrer Tat niemand gesprochen, der ihr vertraut gewesen wäre. Sie mußte Etienne sehen. Sie pfiff das vereinbarte Signal. Hoffentlich war er geblieben, hoffentlich war er da. Wie auf eine lebenswichtige Entscheidung wartete sie darauf, ob er kommen werde. Er kam.

Auf seinem ehrlichen, breitstirnigen, spitz zulaufenden Gesicht malte sich jede Regung unverkennbar, und Simone sah sogleich, daß er alles wußte. Das war schwerlich anders möglich, nachdem sie ihm so voreilig von ihrem Traum erzählt hatte. Sie bereute ihre Erzählung, doch sie war froh, daß sie jetzt offen mit ihm reden konnte.

Genau wie gestern, ohne darüber ein Wort zu verlieren, gingen sie zum Parc des Capucins. Auf dem Spielplatz waren heute Kinder, auch zwei deutsche Soldaten waren da und schauten den Kindern lachend zu. Das hinderte Simone und Etienne nicht, sich auf eine der niedrigen Bänke zu setzen.

Etienne schaute Simone bewundernd an. »Ich hab es ja gewußt«, sagte er, und seine Stimme war heiser vor ehrfürchtiger Bewegung, »ich hab es ja gewußt, daß du einmal etwas ganz Großes tun wirst.« Simone war rot, sie schwitzte, sie wußte nicht, wo sie hinschauen sollte vor Verlegenheit, sie beschäftigte sich mit ihrem Rad, das an der Bank lehnte. Aber in ihrem Innern war Stolz und Glück. »Du findest also, daß es richtig war?« sagte sie etwas täppisch. »Richtig?« fragte er eifrig und entrüstet zurück. »Großartig war es, fabelhaft. Ich bin so stolz, daß ich dein Freund bin. Das war ein wunderbarer Traum, den du gehabt hast.« Simone errötete noch tiefer. Sie schwieg. Sie wußte nichts zu erwidern. Er, nach einer Weile, schlau und gutmütig lächelnd, sprach weiter: »Und alle wissen, daß du es warst.« Sie erschrak. »Woher denn? Wieso denn?« fragte sie bestürzt. »Aber das ist doch klar«, antwortete er, »du bist doch die Tochter Pierre Planchards.« – »Und denkt denn niemand«, fragte sie, »daß Onkel Prosper es getan haben könnte?« – »Monsieur Planchard?« sagte verwundert Etienne. »Nein, daran denkt wohl niemand.«

Er sah, wie betreten sie war. »Ja, sollen sie es denn nicht wissen?« fragte er. »Ich denke mir, sie sollen es wissen, und nur vor den Boches sollen sie es nicht wissen.«

Simone dachte eine Weile nach. Die Kinder lärmten. Die Soldaten waren weggegangen. So hatte sie es ja auch gewollt. »Höre, Etienne«, sagte sie, »du hast ganz recht, sie sollen es wissen, aber es ist wichtig, daß sie es nicht wissen. Ich bin es nicht gewesen. Ich kann es gar nicht gewesen sein. Ich war die ganze Zeit über im Ort, alle haben mich gesehen. Ich war auf der Unterpräfektur, ich habe mein Rad auf der Unterpräfektur eingestellt. Verstehst du?« – »Du hast wirklich an alles gedacht«, bewunderte Etienne sie.

Sie gingen zurück in das Innere der Stadt. Simone spürte, wie alle ihr nachschauten; es war peinlich, es war, als kribbelten sie Ameisen, doch beglückend war es auch. Sie war froh, daß sie nicht allein war, sie schwatzte angelegentlich mit Etienne.

Sie gingen über die Place Saint-Lazare. Auf einer der Bänke unter den Ulmen saß Maurice, wieder war er mit der aufgeputzten Louison. »Guten Tag, Simone«, rief er sie an. »Wie ist es? Willst du heute nicht herkommen? Ich denke, es ist allerlei Ursache zu einem kleinen Schwatz.« – »Ich weiß nicht«, meinte sie zögernd. »Aber ich weiß«, erwiderte er. »Schick ruhig deinen jungen Herrn nach Hause. Wenn er will, kann er mit meiner Louison spazierengehen. Ich habe wirklich mit dir zu reden.« – »Monsieur«, sagte Etienne und bemühte sich, Drohung in das Wort zu legen. »Keine Aufregung, junger Herr«, sagte Maurice. »Es geschieht Ihrer Simone nichts. Sie braucht einen Rat, glauben Sie es mir.« Simone ärgerte sich, daß Maurice schon wieder so herumkommandierte; andernteils tat es ihr wohl, daß da ein Mann war, der was verstand und sich ihrer etwas verzwickten Sache annehmen wollte. »Laß mich schon mit ihm reden, Etienne«, bat sie.

Louison war aufgestanden und beschaute sie mit einem kleinen, amüsierten, frechen Lächeln. Simone kümmerte sich nicht darum. Sie setzte sich zu Maurice. »Na endlich«, sagte der und wartete, bis sie allein waren.

»Da hast du mir ja etwas Schönes eingebrockt, meine Liebe«, begann er. »Mit deiner Jungmädchen-Romantik«, setzte er hämisch hinzu. Simone errötete tief. »Auszubaden habe deine patriotischen Anwandlungen zunächst ich«, fuhr er fort. »Zuerst einmal haben sie mich verdächtigt.« – »Wieso?« fragte Simone. »Wer sie?« – »Das ist nicht ganz klar«, antwortete Maurice. »Man hat mich auf die Unterpräfektur geladen«, berichtete er, »und da waren der Staatsanwalt Lefèbre aus Francheville, Monsieur Xavier und ein deutscher Offizier. Der Deutsche hat höllisch aufgepaßt, aber er hat den Mund nicht aufgemacht.« – »Sie hat man verdächtigt, Sie?« fragte Simone. Es bekümmerte sie, daß sie also auch noch Maurice gefährdet hatte; dabei war es ihr beinahe lieb, daß dadurch auch er an der Aktion beteiligt war. »Scheint dir das so unfaßbar?« fragte Maurice. »Eigentlich ist es doch naheliegend.« – »Ich hätte Sie bestimmt nicht sitzenlassen«, sagte eifrig und entschieden Simone, »wenn man Ihnen etwas getan hätte.« – »Das ist freundlich von dir«, meinte Maurice. Simone nahm ihm seinen Spott nicht übel. »Wie war es denn?« fragte sie. »Eine Brautnacht war es nicht«, erwiderte Maurice. »Ich wußte nicht, worauf sie ausgingen, und hineinreiten wollte ich auch niemand. Es hat eine Weile gedauert, ehe ich herausfand, wie der Hase lief. Die Boches wollten zwei Dinge wissen. Einmal: wann die Geschichte stattfand. Wenn es nämlich war, bevor sie einrückten und Strafen auf die Zerstörung kriegswichtigen Materials setzten, dann geht sie die Geschichte nichts mehr an, dann ist es formal nicht strafbar. Vor allem aber wollten sie herausbekommen, wie die ganze Sache zusammenhängt, wo hier die Patrioten sitzen, wo sie ihre Feinde zu suchen haben. Die Fragen waren umwegig und verzwickt, ich habe zuerst viel herumdrucksen müssen. Dann hat mir Monsieur Xavier auf den Weg geholfen.« – »War das Verhör sehr arg, Maurice?« fragte fast schuldbewußt Simone. »Man möchte schließlich keinen in die Bredouille bringen durch ein unvorsichtiges Wort«, entgegnete Maurice. »Meine eigene Unschuld nachzuweisen war nicht sehr schwer.« – »Ich bin froh, daß sie Ihnen nichts haben machen können, Maurice«, sagte aufrichtig Simone. »Aber sehen Sie«, sagte sie stolz, »Ihre Wette haben Sie nun doch verloren.« – »Welche Wette?« fragte verwundert Maurice. »Ach so«, sagte er dann. »Ich zahle natürlich. Du kannst deinen Schnaps und deine Zigaretten jederzeit bei mir beheben. Aber ich zahle nur, weil ich ein Gentleman bin. Denn im Grunde habe natürlich ich recht behalten.« – »Wieso?« begehrte Simone auf. »Sie haben behauptet, Onkel Prosper werde niemals den Fuhrpark opfern.« – »Hat er ihn geopfert?« wunderte sich Maurice. »Hast du seine Erlaubnis eingeholt?« Sein ganzes, breites, gescheites Gesicht grinste.

Simone war zornig. »Wer sagt Ihnen denn«, erklärte sie streitbar und töricht, »daß überhaupt ich es getan habe?« Maurice lachte hell heraus, gutmütig. »Mein süßer Weihnachtsengel«, sagte er, »so kindisch hast das auf der ganzen Welt doch nur du anstellen können. Es gibt da nämlich andere, weniger auffällige Mittel. Man kann zum Beispiel Zucker in das Benzin tun; das ist recht wirksam auf eine gute Weile. Aber ich verstehe nicht, wozu du es überhaupt gemacht hast, wenn du es jetzt nicht wahrhaben willst. Wozu das Ganze, wenn es nicht ein Signal sein soll? Oder hast du vielleicht angenommen, du hältst die deutsche Armee auf durch die Zerstörung von Monsieur Planchards Benzin?«

Simone saß still und nachdenklich da. »War es falsch, Maurice?« fragte sie schüchtern, kindlich.

Maurice schaute sie von der Seite her an. Ein bißchen hölzern saß sie da, bescheiden, wie eine eifrige Schülerin, bemüht, es recht zu machen. Maurice war entwaffnet. Es kam etwas wie Wärme in seine Stimme. »Falsch, meine Kleine«, antwortete er, »falsch war es auch gerade nicht. Aber die Gefahr steht in keinem rechten Verhältnis zum Nutzen.«

Es war das erste Mal, daß Maurice herzlich zu ihr sprach, wie ein rechter Freund. Simone war beseligt. Es störte sie weiter nicht, daß er sie behandelte wie ein Kind. Sie glaubte an sein besseres Wissen, an sein besseres Urteil. Und wenn er auch vielleicht ihre Aktion nicht ganz billigte, mehr Verständnis dafür hatte keiner. Sie fühlte sich geborgen, nun sie wußte, daß er sich um sie kümmerte.

Nach einer Weile nahm sie das Gespräch wieder auf. »Und Sie glauben wirklich«, fragte sie, »alle, auch die Deutschen, wissen, daß ich es getan habe?« – »Gewiß«, erwiderte Maurice. »Aber«, überlegte Simone, »nachdem die Deutschen festgestellt haben, daß es geschah, bevor sie kamen, ist doch alles gut, nicht wahr? Das sagten Sie doch.« – »Das hab ich nicht gesagt, Simone«, erwiderte Maurice. »Erstens können die Boches, wenn es in ihre Pläne paßt, den Fall jederzeit wieder hervorholen. Und zweitens kommt ja die Hauptgefahr nicht von den Boches.«

Simone schaute ihn mit großen Augen an. »Heilige Einfalt«, höhnte, jetzt wieder mit seiner quäkenden Stimme, Maurice. »Begreifst du denn gar nicht, daß diese Brandstiftung unsere eigenen Faschisten viel tiefer aufbringen muß als die Boches? Die verzeihen es dir nie, der Châtelain und Quasselfriedrich, daß du ihnen das angetan hast. Darauf kannst du Gift nehmen. Wozu haben denn diese Herren die Boches ins Land gelassen? Doch dazu, daß endlich gründlich aufgeräumt wird mit dem, was sie subversiv nennen. Und da gehst du hin und steckst ihnen ihre Bude über dem Kopf an. Patriotismus? Das ist doch Aufruhr. Und noch dazu, wenn es von dir kommt, der Tochter Pierre Planchards. Das riecht nach Commune, das riecht nach Revolution. Jetzt geht der Krieg erst an, meine Liebe. Du wirst es von jetzt an nicht rosig haben in der Villa Monrepos.«

Simone spürte hinter seinem leichten, spöttischen Ton die schneidende Schärfe. Sie dachte an Madame, wie die allein gesessen war im grellen Licht, schwarz, rauchend, und es fröstelte sie. In ihrem Tiefsten sagte sie sich: Maurice hat recht, erst jetzt ist Krieg. Aber sie wollte es nicht wahrhaben. Er redete so aus purem Vorurteil, sein Haß riß ihn hin, er hatte Onkel Prosper immer unrecht getan. »Das ist alles falsch, was Sie sagen«, erklärte sie leidenschaftlich. »Sie haben Onkel Prosper auf der Latte, das hat sogar der alte Georges gemerkt. Es ist völlig ausgeschlossen, daß Onkel Prosper mir etwas antun würde.« Maurice schaute sie nur an, lächelnd. »Wenn Sie meinen, Mademoiselle«, sagte er und zuckte die Achseln.

Simone schlug plötzlich um. »Wenn man versucht, mir etwas anzuhaben«, fragte sie, vertrauensvoll, »würden Sie mir dann helfen, Maurice?« – »Komische Frage«, entgegnete Maurice. »Wie soll ein kleiner Chauffeur dir helfen können, wenn die deutsche Wehrmacht gegen dich anrückt?« – »Sie meinen ja«, sagte Simone leise, »es müßten nicht gerade die Deutschen sein.« – »Ach so«, sagte Maurice und schmunzelte. »Du bist also doch nicht so dumm, wie du dich stellst. Natürlich würden wir dir helfen«, sagte er, er sprach sehr alltäglich, doch es klang vertrauenerweckend. »Wir sind alle mit dir solidarisch.« – »Danke, Maurice«, sagte Simone, sie fühlte sich sehr erleichtert.

»Aber du mußt jetzt gehen«, sagte er. »Wieso?« fragte sie zurück; es war noch früh. Wollte er sie los sein? »Hast du es nicht bemerkt?« antwortete er. »Es ist eine Stunde später. Die Deutschen haben, sowie sie kamen, ihre Zeit eingeführt. Es wird jetzt eine Stunde früher Nacht bei uns.«

Simone schluckte. Man hatte also jetzt deutsche Zeit in Saint-Martin.

Sie trennte sich von Maurice. Wie sie ihr Rad durch den Ort zurückschob, spürte sie noch deutlicher, daß alle hinter ihr herschauten und hinter ihr herschwatzten. Es machte ihr keine Freude mehr, es machte sie befangen, es war ihr zuwider.

Sie fuhr nach Hause. Sie war sehr froh, daß Maurice ihr Freund war. Aber leicht war es nicht mit ihm. Mit welcher Bitterkeit und Verachtung hatte er über Onkel Prosper geredet. Er hatte nicht recht. Er durfte nicht recht haben.

Als sie in der Villa Monrepos ankam, sah sie, daß Onkel Prospers Hut da war. Er war also nach Hause gekommen. Jetzt, gleich, wird sie es wissen, wird sie es sehen, daß Maurice ihm unrecht getan hat. Allein sie hörte, daß Onkel Prosper in einem Gespräch mit Madame war, und sie wollte ihn nicht sehen in Gegenwart Madames, sie mußte ihn zuerst allein sprechen.

Sie zog sich um. Sie bereitete das Abendessen vor wie immer. Sie wartete auf die Gelegenheit, mit Onkel Prosper zu reden.

Madame kam in die Küche. Sie überprüfte, was Simone vorbereitet hatte, und wies sie an, Brotwürfel für die Suppe zu rösten. Dann, kalt und höflich wie immer, sagte sie: »Infolge der letzten Ereignisse muß ich dir einige Verhaltungsmaßregeln geben, Simone. Mein Sohn wünscht nicht, daß du dich in den nächsten Tagen im Ort zeigst. Du wirst also das Haus vorläufig nicht verlassen. Und dann, mein Sohn und ich werden in der nächsten Zeit auch bei Tische Fragen vertraulicher Art zu besprechen haben. Es ist also besser, wenn du bis auf weiteres deine Mahlzeiten nicht mit uns einnimmst, sondern hier.«

Dritter Teil

Erkenntnis

## 1

## Onkel Prospers Gesicht

Simone arbeitete im Garten. Sie trug einen derben, verwaschenen Overall und einen großen Strohhut. Es war gegen Abend, aber noch sehr heiß.

Seitdem Madame sie vom Tisch des Onkels verwiesen und zur Gefangenen erklärt hatte, war nun eine kleine Woche vergangen, eine Woche, leer an äußern Ereignissen. Man hatte Simone nichts gefragt, man hatte sie nicht zur Rede gestellt, man erlaubte ihr nicht, irgend etwas zu erklären, man sperrte sie einfach ein und schaltete sie aus. Madame beschränkte sich auf die nötigsten Weisungen; den Onkel bekam sie nur in Anwesenheit Madames zu Gesicht, sie hatte keine Gelegenheit, mit ihm allein zu sprechen.

Man ließ sie nicht erfahren, was in der Stadt, nicht, was im Lande vorging, und nicht, was man in Saint-Martin über sie und ihre Aktion dachte. Sie wußte nichts, nichts. Was war mit der Untersuchung über die Zerstörung des Fuhrparks? Hat diese Untersuchung Ergebnisse gehabt? Haben die Boches etwas gegen Onkel Prosper unternommen? Haben sie das Geschäft beschlagnahmt?

Es war schwer erträglich, über alles das im Dunkel zu sein. Sie plagte sich ab auszudenken, was mit ihr geschehen sollte, aber sie konnte sich nichts vorstellen.

Madame war ihre Feindin, soviel war gewiß. Daß Madame ihr nichts vorwarf, daß sie in kalter, böser Stummheit verharrte, das war nur ein Beweis dafür, daß sie trübe, verwickelte Pläne gegen sie spann. Aber Onkel Prosper, wie war es mit ihm? Er liebte es nicht, seine Gefühle in seiner Brust zu verschließen, er liebte es, sich auszusprechen, seinem Zorne Luft zu machen. Daß auch er stumm an ihr vorbeiging und nur zuweilen einen finstern, verlegenen Blick auf sie warf, geschah sicher nicht aus eigenem Antrieb, es war sicher der Wunsch Madames. Es war hart, daß sich Onkel Prosper für Madame entschieden hatte, ohne Simone auch nur anzuhören.

In dieser Woche der Einsamkeit, des Schweigens und der Gefangenschaft war Simone härter geworden, erwachsener. Sie hatte Musterung gehalten unter ihren Freunden, und sie hatte erkannt, wie sehr sie auf sich allein gestellt war. Père Bastide, Monsieur Xavier, Etienne waren nicht verschlagen genug, ihr zu helfen; so herzlich sie ihr zugetan waren und sosehr sie sich bestimmt abmühten, sie konnten es einfach nicht. Maurice ist ihr viel loser verknüpft, aber wenn einer helfen kann, dann er. Er weiß, was er will, er ist Débrouillard, er ist ein Mann. Das Herz geht ihr auf, wenn sie an jenes Gespräch denkt, auf der Bank unter den Ulmen. Es ist bitter, daß sie ein einziges Mal vertraut mit ihm hat reden können.

Simone arbeitete jetzt an der Mauer im westlichen Winkel des Gartens. Der Garten war auf hügeligem Gelände angelegt, aber er war trotz seiner Weitläufigkeit in allen seinen Teilen vom Haus aus zu übersehen; nur dieses Stück an der westlichen Mauer konnte vom Haus nicht eingesehen werden. Wo immer sonst in Haus oder Garten Simone arbeitete, wußte sie Madames Augen auf sich; doch dieser Teil des Gartens gab ihr Schutz vor der Überwachung, und den ganzen Tag sehnte sie sich nach der Stunde, die sie hier unbehütet verbringen durfte.

Die Mauer war hoch. Aber wenn sich Simone auf den großen Stein stellte, konnte sie darüber hinaus auf die Straße sehen, sie konnte dann eine weite Strecke überblicken. Es war die schmale, verwahrloste Straße nach dem Bergnest Noiret, und selten sah man jemand auf ihr. Trotzdem stellte sich Simone immer wieder auf den Stein, klammerte sich an die Mauer, bis die Hände ihr weh taten, und schaute hinaus und schaute über die Straße.

Da stand sie also auf ihrem Stein, festgeklammert an die Mauer mit beiden Händen, und spähte. Ihr ernstes, nachdenkliches Antlitz war hart von Verlangen. Bitter sehnte sie sich, ein bekanntes Gesicht zu erblicken, einen ihrer Freunde. Sie hatte damit gerechnet, daß sie ihre Aktion mit Leiden werde bezahlen müssen, und sie trug ihre Gefangenschaft mit Geduld; doch nicht vorgestellt hatte sie sich, daß sie alles so ganz allein werde zu tragen haben. Jeden Tag, wenn sie so an der Mauer hing, hoffte sie, einer ihrer Freunde werde den Weg zu ihr finden. Aber keiner kam. Madame ließ keinen heran. Madame bewachte sie gut.

Madame war es auch, die Onkel Prosper verwehrte, mit ihr zu reden. Im Grunde war das ein Trost für Simone und gab ihr Hoffnung. Denn wenn sich Madame Onkel Prospers sicher gefühlt hätte, dann hätte sie zugelassen, daß sie sich mit ihm aussprach. Aber Madame fürchtete offenbar, Onkel Prosper werde trotz allem ihre Aktion verstehen, vielleicht sogar sie billigen. Nein, mochte Maurice sagen, was er wollte, Onkel Prosper war nicht ihr Feind.

Onkel Prosper machte ein verlegenes, wütendes Gesicht, wenn er sie sah, er wich ihr aus. Aber das konnte er nur, weil sie, Simone, es zuließ. Sie war zu stolz, sie machte es ihm zu leicht. Sie müßte ihn stellen, sie müßte ihn zwingen, mit ihr zu reden.

Lang und dünn stand Simone auf ihrem Stein. Sie sah verloren aus in ihrem verwaschenen, zu weiten Overall, ihre großen, tiefliegenden Augen schauten heftig, traurig, finster auf die Straße, die leer und weiß vor ihr lag.

Sie wird es nicht länger dulden, daß Onkel Prosper so töricht und schmollend um sie herumgeht. Er soll ihr Red und Antwort stehen.

Sie wußte, jetzt war Madame oben, und der Onkel hockte im Blauen Zimmer, verdrossen, und fingerte am Radio. Simone hatte Anweisung, sich, wenn sie keine Arbeit hatte, in ihrer Kammer aufzuhalten und nirgends sonst. Sie kümmerte sich nicht darum. So wie sie war, in ihrem Overall, voll von Spuren der Gartenarbeit, ging sie zu ihm.

Er schaute erstaunt auf, als sie eintrat. »Ich habe mit Ihnen zu reden, Onkel Prosper«, sagte sie kühn. Er schaute sie finster an. »Ich aber nicht mit dir, du –«, antwortete er, er unterdrückte das Schimpfwort, das er offenbar sagen wollte. »Sie müssen mit mir reden«, bestand sie. »Eher gehe ich zu den Deutschen und sage ihnen, daß ich es war, als daß ich hier im Hause so weiterlebe.«

Er saß in seinem Sessel und schaute sie an, von der Seite her. Ihr Gesicht war voll finsterer Tapferkeit, sie war zu allem fähig. »Was willst du eigentlich«, murrte er. »Sei zufrieden, daß sie dich nicht geholt haben. Sei zufrieden, daß du so davonkommst.« Und, sich in immer stärkere Empörung steigernd, brach er aus: »Mir den Schlüssel zu stehlen, den Schlüssel zu meinem Privatkontor. Eine solche Hinterhältigkeit. Eine Diebin. Eine Hausdiebin. Die Tochter meines Bruders.«

Nun hatte es sie damals Überwindung gekostet, den Schlüssel zu nehmen. Sie war ordentlich ihrem Wesen nach, und man hatte ihr beigebracht, daß unter allen Verbrechen Diebstahl das schlimmste sei. Daß aber jetzt Onkel Prosper aus allem, was mit ihrer Aktion zusammenhing, nur diese winzige Einzelheit hervorholte, erfüllte sie mit zorniger Verachtung. Sie antwortete nicht, sie wandte auch nicht, wie er es wohl erwartet hatte, den Blick ab, vielmehr schaute sie ihn an, lange, unverwandt, und ihr war, als sähe sie ihn zum ersten Mal.

Er war ihr bis jetzt immer, auch in den seltenen Minuten, da sie sich gegen ihn auflehnte, als ein Mann erschienen, höchster Schätzung wert, und sein kräftiges, männliches Gesicht hatte ihr Respekt eingeflößt. Jetzt erkannte sie ihn anders. Nein, dieses große Gesicht mit den starken Zügen hatte nichts gemein mit dem Gesicht ihres Vaters. Da war der schöne, kräftige, geschwungene Mund, da waren die hellen, graublauen Augen unter den gewaltigen, rotblonden Brauen. Und dennoch war es kein männliches Gesicht. Dieser ihr Onkel Prosper ist keiner großen Tat fähig, er kann große Empfindungen nicht begreifen, er will von ihrer Aktion nichts sehen, als daß sie den Schlüssel gestohlen hat. Ohne daß sie es in Gedanken gekleidet hätte, spürte Simone, was für ein erbärmliches Versteckspiel der Mann mit sich selber trieb. Er hat Gutes an ihr getan, er hat sie gern, er hat auch andern geholfen, er ist ein tatkräftiger Mann mit Ideen, er hat das große Geschäft aufgebaut. Aber als es darauf ankam, hat er sich nicht bewährt. Sein Gesicht ist eine Maske, und nun sieht sie hinter die Maske, und er ist kein Mann.

»Warum schaust du mich so an?« fragte er. Noch immer erwiderte sie nichts, aber er mußte wohl spüren, daß sie sich keineswegs schuldig fühlte, sondern daß sie gekommen war, anzuklagen und Forderungen zu stellen. Er ging nicht weiter ein auf die Sache mit dem Schlüssel. »Du scheinst dir immer noch nicht klar zu sein«, sagte er, »über das Unglück, das du angerichtet hast. Du hast nicht ein paar Wagen in die Luft gesprengt, du hast alles zerstört, was ich im Laufe eines mühevollen Lebens aufgebaut habe.«

Er deklamierte nicht, er sprach sachlich und ohne Gesten. Doch Simone, noch ruhiger und die Augen immer auf ihm, stellte fest: »Sie wußten ganz genau, daß das Benzin und der Fuhrpark den Deutschen nicht in die Hände fallen durfte. Monsieur Cordelier hat es Ihnen immer wieder gesagt. Sie selber haben erklärt, daß Sie es zur rechten Zeit tun würden.«

Onkel Prosper lachte einfach. »Zur rechten Zeit«, höhnte er. »Zwei Minuten vor der Kapitulation, das war wohl die ›rechte Zeit‹? Du dachtest wohl, den Waffenstillstand zu verhindern, indem du mein Geschäft in die Luft sprengtest?« – »Kapitulation? Waffenstillstand?« fragte Simone, erblaßt. »Das mußte doch jeder Blinde sehen«, fuhr er fort, »daß der Waffenstillstand eine Frage von Tagen war. Was Philippe daherredete, das war doch nur eine Wiederholung der sinnlosen Phrasen, die ihm seine Vorgesetzten, die Paperassiers, in den Mund legten. Das Zeug hat er doch selber nicht ernst genommen. Aber Maman hat recht. Es ist eine schlimme Zeit. Die noch nicht trocken hinter den Ohren sind, wollen die Gescheiten sein und zünden einem das Haus überm Kopf an.«

Simone hörte nicht zu. Kapitulation, Waffenstillstand. Es war also alles eingestürzt.

Onkel Prosper mittlerweile war aufgestanden, mit seinen schweren Schritten ging er hin und her. »Du hast ja nicht für eine Unze Verstand«, zürnte er. »Du kannst es mir schon glauben, du hast die Firma Planchard zugrunde gerichtet, für immer.« Er schwieg eine kleine Weile; dann, böse, klagte er: »Dabei hätte alles gut gehen können. Der Waffenstillstand ist schlimm, gewiß, aber der Marschall ist ein großer Mann, die Deutschen haben Respekt vor ihm, er hält Ordnung. ›Arbeit, Vaterland, Familie‹, das ist eine Parole, unter der sich leben läßt. Solange der Marschall an der Regierung bleibt, wird man mit den Deutschen auskommen können.«

Er pflanzte sich vor Simone auf. »Man, aber nicht ich«, fuhr er fort, erläuternd, grimmig, ihr ins Gesicht. »Mit mir werden sie nicht auskommen, die Boches. Auch wenn sie bereit sind, Zugeständnisse zu machen, so weit gehen sie doch nicht, dem Manne die Konzession zu belassen, der ihnen alles vor der Nase verbrannt hat. Warum sollten sie auch?« fragte er voll stillen, wütenden Hohnes. »Sie übertragen eben alles, was ich aufgebaut habe, meiner Konkurrenz. Fouginet Frères in Dijon haben sich schon darum beworben, natürlich steckt der Châtelain dahinter. Wenn ich ihm seine Weine nicht transportiere, dann transportiert er sie eben selber, und alles andere dazu. Er braucht nur ernstlich zu wollen, dann geben ihm die Deutschen die Konzession. Dann fahren meine Chauffeure für ihn, dann fahren seine Wagen auf den Straßen, die ich gebaut habe. Glaubst du, du hast die Deutschen geschädigt? Mich hast du hereingelegt, mir hast du den Boden unter den Füßen weggezogen. Dem Châtelain hast du einen bequemen Vorwand geliefert, mir mein Geschäft zu stehlen. Das ist alles, was du erreicht hast.«

Simone hatte sich von dem Schrecken erholt, den ihr das Wort »Kapitulation« eingeflößt hatte. Aufmerksam hörte sie an, was ihr der Onkel über das Schicksal der Firma vorklagte. Sie nahm es auf. Es war ein harter Schlag für ihn, das begriff sie. Aber es war dennoch gut, was sie getan hatte. Es war dennoch gut, daß die Boches die Wagen nicht hatten. Es war dennoch gut, daß die Aktion getan worden war. Sie sagte: »Ich habe etwas erreicht. Das wissen Sie ganz genau.«

»Ja, natürlich«, höhnte er. »Du hast ein Signal gegeben, ein Fanal angezündet. Wirkt es, dein Fanal? Mich hast du in die Luft gesprengt, nichts weiter. Maman hat recht. Warum war ich so hirnverbrannt, dich in mein Haus zu nehmen?«

Simone folgte ihm still mit den Augen. »Ich denke, Sie haben es wegen meines Vaters getan«, sagte sie.

Er wollte etwas Heftiges erwidern, doch er schluckte es hinunter. »Mit dir ist nicht zu reden«, antwortete er, böse. Aber, da sie schwieg, redete er weiter. »Begreifst du denn nicht«, sagte er, »daß ich nicht leben kann ohne mein Geschäft? Ich bin Geschäftsmann. Ich bin es nun einmal.« Er redete sich in Eifer. »Einige sind zu Künstlern geboren, andere zu Ingenieuren, ich zum Geschäftsmann, zum Unternehmer. Ich bin dafür gemacht, ich bin dafür eingesetzt, ich bin Geschäftsmann von Kopf zu Fuß. Ich kann mir ein Leben nicht vorstellen ohne mein Geschäft.«

Das war nicht Gerede, das war ein Bekenntnis, und als solches erkannte es Simone. Sie erkannte, wie unlöslich Onkel Prosper verknüpft war mit seinem Geschäft. Der Fuhrhof, sein Privatkontor, sein Bankkonto, Monsieur Laroche vom Crédit Lyonnais, der Buchhalter Monsieur Peyroux, das gehörte zu Onkel Prosper, das war nicht von ihm wegzudenken, das war sein Innen und sein Außen, es war nicht von ihm zu trennen, er konnte nicht leben ohne das. Er hatte seine innerste Wahrheit ausgesprochen: er konnte nicht leben ohne sein Geschäft.

Wahrgenommen hatte das Simone schon früher, aber richtig bedacht hatte sie es nie, mit ihrem innern Auge sah sie es heute zum ersten Mal. Sie schwieg, sie überlegte. »Einmal werden die Boches wieder weggehen«, sagte sie. »Vielleicht sehr bald. Und dann wird man Ihnen Ihr Geschäft zurückgeben, Onkel Prosper. Und dann wird es gut sein, wenn die Planchards ihre Pflicht getan und sich gegen die Boches gestellt haben.« – »›Einmal werden die Boches wieder weggehen‹«, spottete Onkel Prosper. »Wann? In zwei Jahren? In drei? In fünf? Jedenfalls doch erst, wenn die Firma Planchard in andern Händen ist. Und wie soll ich dann wieder aufbauen? Für ein Unternehmen wie das meine braucht man Verbindungen nach allen Seiten. Da muß man seinen Löffel in vielen Töpfen haben. Mit einem guten patriotischen Namen allein kann man keine Autobuslinien aufziehen.«

»Haben Sie mit den Deutschen Geschäfte machen wollen?« fragte Simone. »Hätten Sie den Deutschen Ihre Wagen gegeben für den Transport ihres Kriegsmaterials und Ihr Benzin für ihre Tanks?« Und da er grimmig stumm blieb, sagte sie: »Sehen Sie. Sie sind ein großer Geschäftsmann, aber Sie sind Franzose.« Und still fügte sie hinzu: »Ich weiß nicht, wie ich es ausgehalten hätte, wenn die Deutschen ihre Munition mit unsern Wagen gefahren hätten und ihre Tanks gefüllt mit unserm Benzin. Ich hätte das Bild meines Vaters von der Wand nehmen müssen.«

Onkel Prosper schluckte. »Mit dir ist nicht zu reden«, wiederholte er und verließ das Zimmer.

## 

## 2

## Das bittere Warten

Des Nachts, in der Einsamkeit ihrer Kammer, im Bett, überdachte Simone dieses Gespräch.

Sie war Siegerin geblieben. Onkel Prosper hatte das Blaue Zimmer verlassen wie in die Flucht geschlagen. Aber es war ein trauriger Sieg. Sie hatte sein Gesicht wahrgenommen. Sie hatte erkennen müssen, daß es ihr nicht geglückt war, ihn durch ihre Tat hinaufzureißen dahin, wo er stehen müßte als der Bruder Pierre Planchards.

Wahrscheinlich wird er sich jetzt selber mit schönen Worten trösten, Quasselfriedrich, der er ist. Wahrscheinlich ist Madame Mimerelles zurückgekehrt, und er wird sich bei ihr Trost holen. Verächtlich stellte sie sich vor, wie sie zusammenstaken, Onkel Prosper und die blonde, füllige, weißhäutige Madame Mimerelles.

Und trotzdem war der stumme, harte Krieg noch lange nicht zu Ende, der zwischen Simone und Madame um Onkel Prosper geführt wurde. Madame hatte sie eingesperrt, Madame hatte versucht, die Aussprache zwischen ihr und Onkel Prosper zu verhindern, Madame hatte Onkel Prosper mit bösem Vorurteil gegen sie erfüllt. Aber Madame hatte ihre Aktion doch nicht um ihren Sinn reden können. So erbittert Onkel Prosper über die äußern Folgen war, er hatte, wie sie die wahren Zwecke zur Sprache brachte, nichts erwidert. Er hatte das Schimpfwort hinuntergeschluckt, das er ihr hatte zuwerfen wollen. Er war vielleicht nicht der große Mann, für den Simone ihn bisher gehalten hatte, aber noch lange nicht der schlechte Mensch, den Maurice in ihm sah.

Madame hielt Onkel Prosper an vielen Stricken. Das Geschäft, die gesellschaftliche Geltung, das Bankkonto, Madame hatte alles in der Hand, und Simone hatte dagegen nichts einzusetzen als den Namen und das Andenken ihres Vaters. Aber Madame hatte einen Fehler gemacht, sie hatte den Bogen überspannt. Gerade weil Madame sie hielt wie ein Aschenputtel und auf ihr herumtrat, blieb Simones bloße Gegenwart ein Vorwurf für Onkel Prosper. Simone dachte gar nicht daran, den Kampf aufzugeben.

Sie lag im Dunkeln, die Grillen zirpten, und die Frösche quakten, sie sagte sich, es sei unnütz, immer die gleichen Gedanken zu wälzen, sie müsse schlafen. Vernünftig sagte sie sich, harte Tage lägen vor ihr und sie brauche Ruhe. Doch immer weiter quälte sie sich ab mit dem Versuch, ihr zerrissenes Vertrauen in Onkel Prosper zusammenzuflicken, und sie fand keinen Schlaf.

Schließlich machte sie wieder Licht, und, entschlossen, nahm sie ihre Bücher über Jeanne d’Arc zur Hand, das rote, spannende mit den vielen Bildern, das schwarze, große, wissenschaftliche, das goldene, abgegriffene, altmodische mit den schönen Legenden und Anekdoten. Ihre Freunde hatte man ihr nehmen können, aber durch die Bücher fühlte sie sich mit ihnen verbunden. Oft in diesen schweren Tagen hatte sie in ihren Büchern gelesen, sie waren ihr Mahnung und Vorbild geworden, Ansporn, Tröstung, Quelle der Erkenntnis.

Da also lag sie wieder, bäuchlings, und las, und um sie waren der tote Napoleon und seine Grenadiere und der Heilige Martin und ihr Vater.

Simone las über jenes kurze Jahr, über jene zehn Monate, die Jeannes höchstem Triumph, der Krönung ihres Dauphins in Reims, folgten und die beendet wurden mit ihrer Gefangennahme vor Compiègne. Es war ein Jahr der Untätigkeit, der halben Erfolge, der halben Mißerfolge, ein Jahr, da sie umgeben war von lauter Feinden, die sich als Freunde gaben, und von Freunden, die entweder nicht genügend willens waren oder nicht genügend mächtig, es war ein Jahr des Zwielichts und der verlorenen Mühe.

Da war man in Reims, man hatte den ersten, ungeheuern Erfolg errungen. Er war König geworden, der Dauphin Karl. Jetzt aber wollte er Ruhe haben, seinen Erfolg genießen. Wozu war er König, wenn er nicht einmal das Recht haben sollte, müßig zu sein, wann es ihm paßte? Allein Jeanne wollte weiter, gleich wollte sie weiter, gleich wollte sie Paris nehmen. Er sagte nicht geradezu nein, aber er sabotierte, er fand Ausreden, er wollte nicht länger Krieg führen.

Ja, so war der Mann, dem Jeanne die Krone verschafft hatte, der Mann, der ihr alles verdankte. Er war keineswegs ihr Feind, doch ihr Freund auch nicht, er war ein Mann der Halbheiten, der halben Entschlüsse und der halben Taten. Wie unbequem, ja, wie widerwärtig mußte einem solchen Manne Jeanne werden, wenn sie immer weiter in ihn drängte, er müsse sich endlich entscheiden, müsse Befehl zum Angriff geben. Er wich aus, erklärte dies, erklärte das, erklärte, es sei die rechte Zeit noch nicht, und zur rechten Zeit werde er handeln. Ach ja, sie kannte das, Simone.

Sie beschaute das Bild des Dauphins. Da war ein langes, weiches Gesicht unter einem flachen, prunkvollen Federhut, die Nase war groß, dick und knollig, sonderbar abwesende, fliehende, versponnene Augen unter sehr hohen, törichten Brauen starrten nach innen, der Mund war weit, lang, schmekkerisch, sinnlich, die großen Ohren liefen oben spitz zu. Simone las, daß Karl von klein auf verwöhnt und verzärtelt worden war. Drei Vorhänge hatten seine Wiege vor Zug geschützt, seine Kinderstube war mit viel Filz ausgelegt gewesen, mit Harfen und allerlei tönendem Spielzeug hatte man die schlechten Launen schon des Säuglings zu vertreiben gesucht. Karl der Siebente, berichteten die Zeitgenossen, schaute klein und jämmerlich aus. Er liebte es, in einem kurzen, grünen Tuchrock herumzulaufen, und die Männer, die ihn nur in seinem stolzen Krönungsornat gesehen hatten, waren erstaunt, wie dünn und kläglich er sich ohne diesen Mantel präsentierte, mit seinen schwachen, krummen Beinen und seinen dicken, unförmigen Knien.

Simone las, wie dieser König zu Jeannes Kummer und Empörung unmittelbar nach seiner Krönung mit den Feinden Verhandlungen einleitete. Er wünschte Frieden, einen Verhandlungsfrieden. Er verhandelte mit seinem erbittertsten Gegner, dem Herzog von Burgund. Jeanne bat und mahnte, Karl verhandelte. Der Burgunder bezeigte ihm Verachtung, Karl verhandelte. Und viele große französische Herren eiferten ihrem König nach, sie verhandelten mit dem Feind. So aussichtsreich der Krieg war, die Zweihundert Familien zogen einen Verhandlungsfrieden dem Siege vor. Jeanne, und Simone mit ihr, begriff nicht, daß diese Franzosen nicht Frankreichs Wohl anstrebten, sondern nur ihr eigenes.

Und Simone las, wie es Jeanne am Ende doch durchsetzte, daß Vorbereitungen zu einem Angriff auf Paris getroffen wurden. Allein man hatte die Hauptmacht ihrer Truppen aufgelöst, man traf die Vorbereitungen halben Herzens, man sabotierte den Angriff, noch ehe er recht begonnen hatte. Und trotzdem gelang es Jeanne, vor Paris zu rücken und die Belagerung zu beginnen. Der König indes, während dieser Belagerung, verhandelte weiter mit dem Feind und schloß mit ihm seltsame Verträge. Er gestand dem Herzog von Burgund das Recht zu, den Engländern in dem belagerten Paris Hilfstruppen zu schicken; ja, König Karl ging so weit, die Stadt Compiègne, welche Jeanne für ihn erobert hatte, dem Burgunder als Pfand anzubieten. Und als Jeanne trotz dieser Quertreibereien die Eroberung von Paris nicht aufgab, berief der König sie ab. Und als sie immer noch nicht aufgab, nahm er seine Zuflucht zu einem besonders tückischen Mittel. Jeanne und die Ihren hatten eine Brücke über die Seine schlagen lassen, und nur über diese Brücke konnte der Sturm auf Paris vorgetragen werden. König Karl gab, über Jeannes Kopf weg, Order, die Brücke heimlich, des Nachts, zu zerstören.

Simone ließ ihr Buch sinken. War dieser König von Frankreich so wenig Franzose? »Sie sind ein großer Geschäftsmann, aber Sie sind Franzose«, hatte sie zu Onkel Prosper gesagt. Hätte Onkel Prosper an König Karls Stelle die Brücke zerstört? Nein, das war unmöglich. Zwar hat er’s versäumt, für Frankreich die Tat zu vollbringen, die ihn Opfer gekostet hätte: aber ausgeschlossen war es, daß er eine Tat gegen Frankreich beging.

Sie nahm ihre Bücher wieder auf. Sie las, wie Jeanne am Hofe des Königs gehalten wurde, hoch geehrt als Retterin des Landes, betraut mit der Fortführung des Krieges und in Wahrheit eine Gefangene.

Wie mußte ein Mensch, der immer aus vollem Herzen handelte, leiden unter einem solchen Leben erzwungenen Zögerns, erzwungener Halbheiten. Mit Schmerz las Simone, wie Jeanne eine große Spanne der kurzen Zeit, die ihr zugemessen war, verbringen mußte in widerwilligem Müßiggang und ihre Kraft verzetteln in kleinen, läppischen Beschäftigungen.

Da gab sie sich etwa damit ab, die Hellseherin Cathérine de Rochelle zu entlarven, die auf Grund ihrer angeblichen Visionen zu einem Vertragsfrieden mit dem Herzog von Burgund riet. Cathérine erhielt ihre Botschaft von einer weiß und goldenen Dame, die ihr in den Nächten erschien. Jeanne wachte mit ihr, um der Erscheinung teilhaftig zu werden. Doch nach Mitternacht schlief sie ein, und die Weiß und Goldene erschien natürlich erst, als Jeanne schlief. Das nächste Mal machte es Jeanne klüger, sie schlief den Tag durch, um die Nacht darauf die Weiß und Goldene wachend erwarten zu können. Da erschien denn die Weiß und Goldene nicht. Worauf Cathérine, die Prophetin des Vertragsfriedens, mit Schande nach Hause geschickt wurde.

Einen weitern Teil der Zeit, welche Jeanne so gern darauf verwandt hätte, den Feind aus dem Lande zu treiben, vertrödelte sie, da ihr nichts Besseres zu tun blieb, damit, einer Freundin eine Mitgift zu verschaffen. Mit Beschämung beinahe las Simone, wie heftig Jeanne bemüht war, von der Stadt Tours, die sie befreit hatte, eine Ehrengabe zu erreichen für eine gewisse Héliote Power anläßlich deren Heirat; diese Héliote war die Tochter jenes schottischen Malers Hamish Power, der Jeannes Fahne gemalt hatte. Lange Sitzungen der Räte von Tours fanden statt in dieser Angelegenheit, doch führten sie zu keinem rechten Ergebnis. Die Stadt bewilligte nicht die Mitgift, wohl aber beschloß sie, der Jungfrau zu Lieb und Ehren am Tage der Trauung Gebete für ihre Freundin zu veranstalten und ihr feierlich Brot und Wein zu überreichen. Simone seufzte ein wenig. Es ist schwer, von den Menschen etwas zu erlangen über Lieb und Ehrung hinaus.

Jeanne war sehr allein in diesen Monaten der Stumpfheit und des Stillstandes. Ihre Freunde waren in der Ferne und ließen nichts von sich sehen und hören. Da war Jolanthe von Anjou, Königin von Sizilien, ihre mächtige Gönnerin und nach Ansicht des schwarzen, großen, wissenschaftlichen Buches diejenige, die Jeannes Handlungen ohne ihr Wissen von Anfang an heimlich gelenkt hatte; Jeannes ihr selber nicht bewußte Rolle in den Plänen Jolanthes war gewesen, als Botin des Himmels den zweifelnden Dauphin und sein Volk zu stärken in dem Glauben an seine Legitimität. Die Königin hatte Jeanne, solange sie dem Dauphin die Krone noch nicht verschafft hatte, auf manchen Wegen manche freundliche Botschaft gesandt; jetzt, da sie das begnadete Mädchen nicht mehr benötigte, ließ sie nichts mehr von sich hören. Andere Freunde Jeannes, Gilles de Rais und einige weitere unter den jungen Generälen, hatten Kommandostellen fern von ihr erhalten. An ihrer Statt beigegeben war ihr jetzt ein Sire d’Albret, er begleitete und beaufsichtigte sie, wo immer sie war; er aber war ein Halbbruder jenes La Trémoille, ihres hartnäckigen Feindes.

Sie hatte viele Feinde, Jeanne. Gierig las Simone, was ihre Bücher ihr zu berichten wußten über Isabeau, die Mutter des Königs, seine und Jeannes grimmigste Gegnerin. Da war sie abgebildet, wie sie sich zeigte auf ihrem Grabdenkmal in der Kathedrale von Saint-Denis. So also sah sie aus, Isabeau, Prinzessin von Bayern, Königin von Frankreich, diese höchst lebendige, begabte und gefährliche Frau, Mutter vieler Kinder, Geliebte vieler Männer, zeitlebens Jägerin nach mehr Macht, mehr Lust, mehr Geld. Es war ein breites Gesicht, eine glatte Stirn, weit auseinanderstehende Augen, ein langer Mund, eine starke, gerade Nase, ein kräftiges Kinn. Simone las, wie diese Frau ihren Gatten, den Vater von Jeannes Dauphin, liebte und ihm viele Kinder gebar, und wie sie, als er verrückt wurde, bei ihm aushielt und alles tat, um ihn zu pflegen. Und wie sie sich entzündete für seinen Bruder, dem alle Frauen zuflogen. Und wie sie nicht leben konnte ohne höchsten Luxus und allen Reichtum der Welt. Und wie sie überging zu den Feinden ihres Mannes und ihres Liebhabers, aus Habsucht. Und wie sie, als sie ihren Sohn zurückverlangte aus der Obhut, in welche eine Gegnerin, eben jene Jolanthe von Anjou, ihn genommen hatte, von dieser folgende Antwort erhielt: »Wir haben Euern Sohn nicht dazu mit Liebe aufgezogen, daß Ihr ihn tot macht wie seine Brüder oder verrückt wie seinen Vater oder im besten Falle englisch wie Euch selber. Ich behalte ihn. Eine Frau, die einen Liebhaber hat, braucht keinen Sohn. Kommt und holt ihn, wenn Ihr den Mut habt.« Und wie sie später in einem Staatsdokument mit großartiger Schamlosigkeit erklärte, daß ihr Sohn, der sogenannte Dauphin, nicht ehelich gezeugt sei. Und wie sie zeitlebens gegen diesen ihren Sohn, den Dauphin, kämpfte gleich einer Furie. Und wie sie mit zunehmendem Alter immer habgieriger wurde und immer mehr besessen von dem Haß gegen ihren Sohn. Und wie sie, die ehemals strahlend schöne Frau, immer dicker wurde und aufschwoll im Fleische. Und Simone konnte nicht umhin, zu denken an Madame, thronend in ihrem Ohrenstuhl, wiederkäuend das Leben ihres Mannes und ihres Stiefsohnes, leidend an dem Vorwitz dieser beiden, die sie nicht hatte zähmen können.

Aber weniger an der Kraft und Bosheit ihrer erklärten Feinde ging Jeanne zugrunde als an den heimlichen Machenschaften von Männern aus dem eigenen Lager und an der Lauheit und Halbherzigkeit ihrer Freunde. Simone wurde finster, wenn sie sich klarmachte, wie herzensträg diese Freunde waren, wie sie gestoßen werden mußten und immer wieder gestoßen, ehe sie die kleinste Aktion unternahmen, und wie sie schließlich froh waren, als sie die Lästige los wurden, die sie stieß.

Da war der Erzbischof von Reims, vom König beauftragt, Jeanne zu schützen und zu geleiten, hinter ihrem Rücken aber gegen sie hetzend, wo er konnte. Da war der vom König eingesetzte Kommandant der Stadt Soissons, der Jeanne den Eintritt in die Stadt verwehrte; er hatte nämlich die Stadt heimlich an den Herzog von Burgund verkauft und einen Vorschuß von viertausend Goldstücken auch schon erhalten.

Und da war vor allem der Kommandant der Stadt Compiègne.

Über ihn las Simone in ihren Anekdoten. Und es erfuhr die Jungfrau, las sie, daß der Herzog von Burgund die Stadt Compiègne bedrängte, und sie machte sich mit einer Abteilung von Kriegern daran, dieser Stadt zu helfen. Unter den Nasen der Belagerer drang sie ein zur großen Freude der Leute von Compiègne, und sie machten der Jungfrau ein Geschenk von vier Fäßchen Weines.

Eingesetzt aber vom König von Frankreich als Kommandant der Stadt Compiègne war der Sire Guillaume de Flavy. Das war ein tapferer Kriegsmann, aber der härteste und grausamste Mensch dieser wohl grausamen Zeit. Ohne Erbarmen ließ er Leute umbringen, Tag für Tag.

Und die Jungfrau hörte Messe in der Kirche Saint Jacques, und sie wurde befallen von einer großen Betrübnis, und es waren um sie die Leute von Compiègne und sehr viele Kinder, und sie lehnte an einem Pfeiler der Kirche und sprach: »Lieben Freunde, liebe Kinder, ich sage euch, daß man mich verkauft und verraten hat. Über ein kleines werden sie mich zu Tode bringen. Betet für mich zu Gott, ich bitte euch. Denn ich kann nicht länger dem gnädigen König Karl dienen und dem holden Frankreich.«

Und Simone las, wie denn auch am gleichen Tage Jeanne gefangen wurde. Es war keine wirkliche Schlacht, in der das geschah, es war ein läppisches, belangloses Scharmützel, wie Jeanne ihrer viele mit Glück bestanden hatte.

Simone las genaue Einzelheiten. Es war der 23. März 1430, nachmittags fünf Uhr. Jeanne war mit einer kleinen Truppe ausgezogen, um eine gemeldete burgundische Abteilung zu überfallen; sie ritt ihren Apfelschimmel, sie war angetan mit einem rot und goldenen Mantel. Die Burgunder wurden überrascht, wie der Plan es vorsah, und es sah aus, als sollte der Überfall glücken. Dann aber kamen den Burgundern größere Streitkräfte zu Hilfe, und Jeanne und die Ihren waren in der Minderzahl.

Jeannes Leute zogen sich zurück, doch Jeanne wollte das Unternehmen nicht aufgeben. »Vorwärts«, schrie sie. »Rette sich, wer kann«, schrien ihre Leute und flohen. Es trennte aber ein Fluß die Stadt Compiègne vom Schauplatz des Scharmützels, der Fluß Oise, und eine Brücke führte über diesen Fluß in die Stadt. Der größere Teil der Fliehenden erreichte die Brücke, ein anderer warf sich bewaffnet in den Fluß, den weitaus meisten gelang es, sich zurück in die Mauern der Stadt zu retten. Als sie innen waren, ließ der Kommandant Guillaume de Flavy die Zugbrücke hochziehen und die Tore schließen. Jeanne aber war noch außerhalb der Mauern. Sie war so gut wie allein. Sie war abgeschnitten.

Simone bedachte, was sie da gelesen hatte. »Vorwärts«, schrie Jeanne, »rette sich, wer kann«, schrien die andern. Simone zog die Schultern ein wenig höher, wie fröstelnd. Was nutzt es, wenn einer das Rechte weiß und das Rechte tut, was nutzt es, wenn er schreit: »Vorwärts«, wenn er vorwärts stürmt, aber keiner folgt ihm? »Rette sich, wer kann«, schrien sie und zogen die Brücke hoch und sperrten das Tor zu und ließen Jeanne allein.

Simone las in ihren drei Büchern drei verschiedene Meinungen über die Gründe, aus denen der Kommandant de Flavy die Tore mochte haben schließen und die Brücke hochziehen lassen. Durchaus sei es möglich, hieß es in dem einen Buch, daß de Flavy es aus sachlichen, militärischen Gründen tat, weil er nämlich sah, daß die Seinen hart verfolgt wurden und daß Gefahr bestand, der Feind könnte in die Stadt eindringen. In dem zweiten Buch hieß es, das Wahrscheinlichere sei, daß de Flavy seine Order gab, gerade um die Jungfrau zu verderben, und sehr nahe liege der Verdacht, daß eine höhere Stelle ihn angewiesen hatte, sich der Jungfrau bei der ersten Gelegenheit zu entledigen. In dem altmodischen, abgegriffenen, goldenen Anekdotenbuch aber hieß es schlicht: »Dank ihrer Tapferkeit erreichte die Jungfrau die Brücke. Der grausame Hauptmann Guillaume de Flavy aber, eifersüchtig auf ihren Ruhm, ließ die Brücke hochziehen.«

Wie immer, Jeanne war außerhalb der Mauern, sie hatte ein kleines Dutzend ihrer Leute um sich, und von allen Seiten drängten Engländer und Burgunder heran und umringten sie. Einer packte sie am Mantel, ein anderer zog sie vom Pferd. Es war keine Hoffnung mehr, doch sie kämpfte zu Fuß weiter, bis sie überwältigt und gefangen wurde.

## 

## 3

## Der Ruf der Freiheit

Simone, verschmutzt von der Gartenarbeit, in ihrem vertragenen Overall, mit dem großen Strohhut, stand auf dem Stein an der Mauer und spähte hinaus auf die Straße. In diesen letzten Tagen tat sie das nur, um nichts zu versäumen, wie aus Pflichtgefühl; sie hatte wenig Hoffnung mehr, es könnte einer ihrer Freunde kommen.

Fernher, von der Stadt her, bewegte sich etwas heran, ein Radfahrer, wie es schien. Sogleich wieder war ihre kleine Hoffnung ganz groß. Heiß wünschte sie, es möge endlich, endlich einer der Ihren sein. Der Radfahrer kam näher, noch konnte sie nichts unterscheiden, aber schon wußte sie, ganz genau wußte sie, es war ein Freund, sie hatte es so stark gewollt, es konnte gar nicht anders sein.

Der Radfahrer kommt rasch näher, der Weg und die Zeit verschwinden vor seiner schnellen Fahrt, er trägt eine Windjacke, in der Nähe der Mauer springt er vom Rad, er kommt über die Straße, sie schräg überquerend, er grinst über das ganze, massige Gesicht, mit der einen Hand hält er das Rad, die andere stemmt er in die Hüfte. Er sagt: »Da wäre ich.«

Simone, beinahe von Sinnen vor Freude und Erregung, möchte erwidern, aber es kommt nur etwas Heiseres, Undeutliches heraus. Sie steht auf ihrem Stein, die Arme hält sie hoch, um sich am Rande der Mauer festzuklammern. Es ist eine hohe Mauer, nur ihr Gesicht schaut darüber hinaus. Es ist ein lebendiges Gesicht, es zeigt, wie ergriffen sie ist.

Er blickt zu ihr hinauf. Dann meint er: »Das ist unbehaglich so, nicht? Soll ich nicht zu dir hinüberkommen? Oder kannst du herüberklettern? Ist es sehr gefährlich, wenn man uns hier zusammen überrascht?«

Sie zögert. Natürlich ist es gefährlich, aber sie muß mit ihm reden, und sie hat so wenig Zeit, sonst werden sie wirklich überrascht, und sie hat ihn schrecklich viel zu fragen, und was soll sie zuerst fragen? Und sie muß ihm auch sagen, wie dankbar sie ihm ist und wie froh darüber, daß er kam. Und auf diese Art, so von der Mauer herunter, mit kaum dem Gesicht über der Mauer, kann sie wirklich nicht mit ihm reden, und es ist auf die Dauer auch sehr schwer, sich festzuhalten, schon sind ihr die Hände ganz klamm.

Da, noch ehe sie mit diesen Erwägungen zu Ende ist, klettert er die Mauer herauf. Und jetzt sitzt er auf der Mauer, seine Beine baumeln nach der Außenseite, so daß er jeden Augenblick herunterspringen und sich davonmachen kann, und jetzt ist sein lachendes Gesicht höher als das ihre, und so wird man reden können.

Sie ist sich bewußt, daß ihr der weit um sie herumhängende Overall und der Strohhut nicht stehen und daß sie dreckig ausschaut, verschwitzt und unschön. Wie sie ihn zuletzt gesehen hat, in Saint-Martin, unmittelbar vor ihrer Aktion und gleich hernach, da hat sie hübscher ausgeschaut, lebendiger, und da hat sie auch die dunkelgrünen Hosen angehabt. Wenn sie sich jetzt im Spiegel erblickt, erschrickt sie, wie hart und vergrämt ihr Gesicht geworden ist, viel erwachsener, aber viel häßlicher.

Er lächelt. Er sitzt auf seiner Mauer, lächelnd, und schaut auf sie herunter, und sie, unbequem auf ihrem Stein stehend, schaut zu ihm hinauf, und es ist alles recht sonderbar.

»Na ja, du dumme Pute«, begann er, aber es klang eher freundlich, »hab ich dir’s nicht gleich gesagt, daß du dir was Schönes eingebrockt hast? Jetzt sitzt du in der Bredouille, und wer soll dich herausholen? Immer mal wieder Maurice.« Und dann erzählte er. Es werde brenzlig für ihn in Saint-Martin, die Boches richteten sich für einen langen Aufenthalt ein, Friede werde so bald keiner gemacht werden. »Leider habe ich wieder einmal recht gehabt«, meinte er und grinste freundlich. »Die Heilige Allianz zwischen den Nazi und unsern Faschisten ist sehr fest, die Wölfe haben sich nicht gefressen, sondern heulen gemeinsam, und ich bin bereit, drei weitere Flaschen Pernod zu wetten, daß dieser niederträchtige Waffenstillstand noch Jahre dauern wird. Für mich jedenfalls ist die Sache entschieden«, faßte er zusammen in seinem scharfen, sachlichen Ton. »Ich habe hier nichts mehr zu suchen, ich haue ab. Ich gehe ins unbesetzte Gebiet und von da nach Algier. Dort sehe ich noch Möglichkeiten, den Kampf fortzusetzen.«

Sie hörte auf seine Stimme, und wiewohl es eine unschöne Stimme war, hob ihr Klang ihr das Herz. Was er freilich sagte, war ein Schlag für sie. Er geht fort, er geht nach Algier, er geht in den Kampf, und sie bleibt ganz allein. Es war ihr so schwach, daß sie sich noch fester an die Mauer klammern mußte, um nicht von ihrem Stein zu fallen.

Maurice sah es. Er sagte forsch: »Machen Sie sich’s doch bequemer, Mademoiselle. Was können Ihnen die da drinnen noch viel mehr antun, als sie schon getan haben?«, und er wies auf das Haus. Er schwang sich hinunter in den Garten und hockte sich auf einen Baumstumpf. »Allez hopp«, sagte er, »herunter mit dir, setz dich her. Ich hab mit dir zu reden.« Gehorsam löste sie ihre Hände von der Mauer, stieg herunter und setzte sich auf den Stein.

Er nahm ihr den Strohhut ab, so daß ihre breite, kräftige Stirn sichtbar wurde. »So«, sagte er lachend. »Warum wollen Sie denn jetzt auf einmal kämpfen«, fragte sie, und ihre Stimme klang nicht so fest und sicher wie sonst, »wo alles doch entschieden ist? Erst habt ihr nicht mitmachen wollen, und jetzt auf einmal sind Sie so erpicht darauf.« – »Das ist doch glasklar«, erklärte er etwas ungeduldig. »Erst war es nicht unser Krieg. Wir wußten ganz genau, unsere Faschisten hatten es nur darauf abgesehen, uns und unser Material den Nazi auszuliefern. Jetzt hat sich alles geändert. Jetzt sind die Fronten klar, jetzt weiß der Dümmste in Frankreich, wo der Feind steht. Arbeit, Familie, Vaterland, die Nazi, Pétain, der Defätist von Verdun, und die ganzen französischen Faschisten auf der einen Seite; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und die Antifaschisten der ganzen Welt auf der andern.«

Sie hörte, was er sagte, sie faßte es auf, aber sie spürte es nicht. Sie spürte nur: er geht fort. »Wann gehen Sie denn fort, Maurice?« fragte sie, sie sprach sehr leise. »Morgen«, erwiderte er, »morgen nacht. Darum bin ich hier. Ich möchte deine Sache gern in Ordnung bringen, bevor ich abhaue.«

Morgen. Das ist furchtbar. Ihr ist ganz wirr. Morgen. Und dann wird sie vollends allein sein. »Haben Sie die andern gesehen?« fragt sie mit Anstrengung.

»Du meinst deinen Kleinen, den Etienne?« erwidert er, freundlich feixend. »Er ist wieder in Chatillon, sie haben ihn dorthin zurückbeordert. Es ist jetzt strenge Zucht im Lande. Die Herren Sklavenhalter schwingen wieder mächtig die Peitsche, die Tanks der Boches haben sie sicher gemacht. Ja, und dann ist da natürlich noch dein Verehrer, der Buchbinder, das verrückte, alte Huhn. Der hat natürlich versucht, Verbindung mit dir zu bekommen. Er ist hier herausgekommen in ganzer Größe, er hat es sich schlau ausgedacht, er hat nach dir verlangt, um ein paar Bücher zurückzuholen, die er dir geliehen haben will. Aber sie haben bedauert, sie haben gesagt, du seiest nicht da, und haben ihn nicht zu dir gelassen. Auch deinem Freund auf der Unterpräfektur ist es nicht geglückt. Na, da mußte wohl ich einspringen. Ich habe mir ausgerechnet, um die Zeit, da Mademoiselle Nichte im Garten beschäftigt ist, kann man sie am ehesten treffen, ohne von Quasselfriedrich angequasselt zu werden.«

Simone lachte glücklich. So ein Débrouillard. Er fand immer das Richtige. Sie war tief erregt. Es erregte sie, daß sie Freunde hatte, die sich den Kopf zerbrachen, wie sie ihr helfen könnten, und am meisten erregte sie, daß Maurice nicht fortgehen wollte, ohne ihr zu helfen.

Er zündete sich eine Zigarette an. »Ich sag es dir, wie es ist«, erklärte er ihr. »Ich finde auch deine Situation ein bißchen brenzlig; dein Freund auf der Unterpräfektur ist übrigens der gleichen Meinung.« In seiner kühlen, sachlichen Art, weit ausholend, setzte er ihr auseinander, wie er die Dinge sah. Das zivile Transportwesen des Départements stocke so gut wie völlig. Saint-Martin werde im ganzen von zwei Autobussen bedient, einen fahre er, Maurice. Nun kämpfe die Unterpräfektur darum, die Firma Planchard mit der Neuordnung des Verkehrswesens zu beauftragen. Die Boches seien überzeugt, daß Monsieur Planchard befähigt sei, die Sache in Schwung zu bringen, aber sie mißtrauten ihm, und sie hielten die Beschlagnahmung der Firma aufrecht. Wenn etwas für Monsieur Planchard geschehen könne, dann nur auf dem Weg über den Châtelain. Der sei der einzige, der bei den Boches Einfluß habe. Das alles wisse er, Maurice, von Monsieur Xavier.

Simone hörte aufmerksam zu. Nun habe er sich überlegt, fuhr Maurice fort, wie sich unter solchen Umständen Quasselfriedrich zu Simone verhalten werde, und er denke sich, es werde folgendermaßen gehen. Vorläufig sei der Châtelain der einzige, der sich offen mit den Boches eingelassen habe, und auf die Dauer werde ihm diese Isolation nicht angenehm sein. Schlauer Bursche, der er sei, werde er also versuchen, auch andere zu zwingen, sich entscheidend zu kompromittieren. Das heißt, er werde zum Beispiel Quasselfriedrich nicht wieder ins Geschäft lassen, bevor auch der allen sichtbar seine Bereitwilligkeit zur Kollaboration mit den Boches bewiesen habe. »Begreifst du das«, fragte Maurice, »oder bin ich zu hoch für dich?« Simone nickte. »Wie kann nun«, erörterte Maurice weiter, »Quasselfriedrich diese seine Bereitwilligkeit beweisen? Am besten dadurch, daß er ostentativ abrückt von der Tochter Pierre Planchards, der kleinen, närrischen Petroleuse, der Patriotin. Wenn er sie unschädlich macht, wenn er sie den Faschisten ans Messer liefert, dann hat er seine gute kollaboristische Gesinnung hinlänglich bewiesen. Also wird er dich ans Messer liefern.«

Solange Maurice die Situation der Firma und des Marquis theoretisch erörterte, hatte Simone ruhig zugehört, seine Argumente sachlich wägend. Nun er aber eine so niederträchtige Schlußfolgerung zog, warf ihre Empörung ihre Logik über den Haufen, sie vergaß, daß sie selber an Onkel Prosper gezweifelt hatte. Onkel Prosper verwandelte sich ihr zurück in den Mann, der er gewesen war, in den Bruder Pierre Planchards, und Maurice wurde wieder zu dem Maurice des Fuhrhofs, zu dem bösen, höhnischen Menschen, der an niemand und an nichts etwas Gutes ließ. Was er sich da zusammenspintisiert hatte, um gegen Onkel Prosper zu stänkern, war barer, giftiger Unsinn.

»Onkel Prosper«, erwiderte sie, bestrebt sich zu mäßigen, »hat den Schein gegen sich, weil er den Fuhrpark nicht selber zerstört hat. Vielleicht hat er wirklich versagt. Aber deshalb darf man ihm doch noch lange nicht eine Schufterei zutrauen, eine so abgründige Schufterei.« Und nun brach ihre Leidenhaft durch. »Niemals«, ereiferte sie sich, »niemals wird er sich dazu hergeben, etwas gegen mich zu tun. Niemals«, wiederholte sie stürmisch mit ihrer schönen, dunklen Stimme.

Maurice erwiderte nichts, sondern rauchte weiter, sie mit einem kleinen, ironischen Lächeln musternd. »Lächeln Sie nicht so gemein«, fuhr sie ihn an, störrisch und gereizt. »Sie sind sonst so gescheit, Maurice, aber was Sie über Onkel Prosper sagen, ist einfach idiotisch. Sie haben ihn nur im Geschäft gesehen. Sie haben keine Ahnung, wie er wirklich ist. Ich hab es erfahren in diesen zehn Jahren. Immer hat er sich den Kopf zerbrochen, was er mir für Aufmerksamkeiten erweisen kann. Von jeder Reise bringt er mir was mit, kein ›Souvenir‹, sondern was für mich, was er sich überlegt hat. Nach Paris hat er mich mitgenommen, das muß sehr störend gewesen sein für einen Mann wie ihn. Und wie ich Scharlach hatte, ist sein Gesicht ganz mager geworden vor Sorge. Was Sie sagen, ist Unsinn, Maurice. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er mir was antut.«

»Mag sein, daß er dich gern hat«, antwortete, immer rauchend, Maurice. »Aber sein Geschäft hat er auch gern. An seinem Geschäft hängt er wie der Hund am Knochen. Das läßt er sich nicht nehmen. Die Zweihundert Familien haben ihre Söhne an die Front gehen lassen, in diesem Krieg und im vorigen. Ihre Söhne haben sie geopfert, aber nicht ihre Sous.« Er konstatierte das mit grimmiger Sachlichkeit.

Sein Geschäft hält er fest wie der Hund den Knochen, klang es in Simone nach. Und auf standen in ihr die Worte Onkel Prospers: »Ich bin ein Geschäftsmann, ich bin dafür gemacht, ich bin dafür eingesetzt, ich kann mir mein Leben nicht vorstellen ohne mein Geschäft.«

Maurice indes hatte weitergesprochen. »Wenn er nichts gegen dich vorhat«, sagte er, »wozu sperren sie dich dann hier ein?« Er sprach nicht laut, aber jetzt tat ihr seine schrille, schneidend scharfe Stimme weh. »Wozu halten sie alle Welt von dir fern? Du mußt doch selber merken: das riecht nach verreckter Ratte.«

Simone dachte einen Augenblick nach. »Madame hat sich blau geärgert über mich«, gab sie zu. »Madame kann mich nicht leiden. Aber das beweist noch lange nicht, daß Onkel Prosper eine Schufterei gegen mich vorhat. Haben Sie nicht selber gesagt«, fuhr sie fort, unlogisch und triumphierend, »daß von den Boches gar keine Gefahr droht, weil ich es getan habe, wie sie noch nicht da waren? Haben Sie das gesagt oder nicht?«

»Mach dich nicht dümmer, als du bist«, sagte, sich zur Ruhe zwingend, Maurice. »Du weißt ganz genau, daß das nichts mit der Sache zu tun hat. Wir haben keine Zeit«, schnitt er jede weitere Erörterung ab. »Ich weiß nicht, wie lange sie dich noch unbehelligt lassen. Vielleicht schlagen sie schon heute zu, und ich kann auch kein zweites Mal kommen, bevor ich abhaue. Du mußt es mir schon glauben: die Geschichte hier ist mulmig für dich, es braut sich etwas zusammen. Wir müssen zu einem Entschluß kommen, heute, sofort. Ich mache dir einen Vorschlag: ich nehme dich mit ins unbesetzte Gebiet.« Er sprach möglichst gleichgültig, er schaute sie nicht an.

Eine Welle von Stolz und Glück schwemmte Simone hoch. Keine Louison nimmt er mit, keines von den Mädchen, die mit ihm gegangen sind. Sicher wird alles für ihn viel schwerer, wenn er sich mit ihr belastet. Aber sie hat ihn überzeugt, daß sie Mühe und Gefahr wert ist.

»Das ist großartig, daß Sie das für mich tun wollen«, sagt sie. Sie sitzt auf ihrem Stein und schaut vor sich hin, ein ganz kleines Lächeln ist um ihre Lippen. Sie stellt sich vor, wie sie mit ihm durch Frankreich fährt, vertrauend, durch die Nacht. Wahrscheinlich werden sie, um ins unbesetzte Gebiet zu gelangen, irgendwo über die Loire müssen. Sie stellt sich vor, wie sie auf einem Boot über den Fluß fährt, mit ihm, heimlich, und man schießt auf sie, aber es ist keine Gefahr, wenn sie mit ihm ist. Oder vielleicht auch schwimmen sie durch den Fluß; es ist gut, daß sie gut schwimmen kann. Ach, wird das alles schön sein.

Aber dann, wenn sie fort ist, wie wird das dann hier werden? Maurice selber hat gesagt, daß der Châtelain und die andern Faschisten Onkel Prosper mit allen Mitteln unterkriegen wollen. Wenn sie durchgeht, dann werden sie bestimmt sagen, Onkel Prosper habe sie angestiftet und ihr dann davongeholfen. Und bestimmt werden sie ihm was antun, im besten Falle richten sie ihm sein Geschäft für immer zugrunde. Nein, sie kann nicht einen andern büßen lassen für das, was sie getan hat. Sie muß selber den Kopf hinhalten. Es wäre niederträchtiger Undank, wenn sie davonliefe und Onkel Prosper in Verdacht brächte. Ganz deutlich im Geist hört sie die leise, verachtungsvolle Stimme Madames: »Sie ist also entflohen, sie ist ausgerissen, ich hab es ja gewußt.«

Maurice, inzwischen, spricht weiter. Er werde sie morgen nacht abholen mit dem Motorrad der Unterpräfektur. Den Ausweis für das Motorrad habe er schon. Sie hätten dann gute vierundzwanzig Stunden Vorsprung, da könnten sie es leicht schaffen. Jenseits der Loire werde er sie zuverlässigen Freunden übergeben. Und dann werde er selber zusehen, übers Meer zu kommen.

Simone hört nur mit halbem Ohr hin. Mit dem Motorrad. Er wird die Lederjacke anhaben, und sie wird sich fest an ihn klammern, und so fahren sie durch die Nacht, und sie wird keine Furcht haben. Das ist alles ungeheuer verlockend. Aber sie kann nicht mit. Sie darf nicht. Sie darf nicht Onkel Prosper für einen Schuft halten, bloß weil es ihr in den Kram paßt, bloß weil es so schön wäre, mit Maurice loszuziehen. Sie darf nicht Onkel Prosper zahlen machen für das, was sie getan hat.

Sie muß Maurice nein sagen. Aber noch nicht jetzt. Noch zwei Minuten, noch eine Minute will sie sich wiegen in dem Glück seines Angebotes, in dem Traum, wie sie mit ihm fährt durch die Nacht hinein in eine große Freiheit.

»Warum liegt Ihnen eigentlich daran, mich zu retten, Maurice?« fragte sie. Sie sprach vor sich hin, ganz leise, lächelnd, aus ihrem Geträume heraus, so leise, daß er fragen mußte: »Was? Wie?« Sie schaute ihn an, immer lächelnd. »Warum liegt Ihnen daran, mich zu retten?« fragte sie, lauter. »Sie halten das, was ich getan habe, doch für Unsinn und ganz falsch.« – »Natürlich war es falsch«, antwortete prompt Maurice. »Aber du bist noch zu erziehen. Du hast jetzt Gelegenheit gehabt, Erkenntnisse zu sammeln. Aus dir kann noch was werden.« Er stand auf. »Also, ich erwarte dich morgen nacht um halb eins, hier vor der Mauer. Mitnehmen kannst du nur das Allernotwendigste. In einem Rucksack oder in einem sehr kleinen Handkoffer. Verstanden?«

Jetzt muß sie antworten, jetzt kann sie nicht länger zögern, jetzt muß sie es ihm sagen. »Sie haben mir doch erklärt«, vergewisserte sie sich nochmals und blieb sitzen, während er schon stand, »Sie haben mir doch erklärt, der Châtelain und die andern Faschisten fallen über Onkel Prosper her, wenn er mich auskommen läßt?« – »Das hab ich natürlich nicht gesagt«, erwiderte, leicht verärgert, Maurice. »Hast du denn gar nichts begriffen?« Seine höhnische Frage erbitterte Simone, gerade weil es sie so schwere Überwindung kostete, ihm nein zu sagen. »Doch«, wiederholte sie hartnäckig, »das haben Sie erklärt.« – »Käu doch nicht immerzu den gleichen Unsinn wieder«, antwortete ungeduldig Maurice. Sogleich indes bezwang er sich. »Wir haben keine Zeit zu streiten«, sagte er, »und dazu bin ich auch nicht hergekommen. Also morgen, hier, um halb eins«, wiederholte er, geradezu bittend. Aber: »Ich darf Onkel Prosper nicht büßen lassen für das, was ich getan habe«, beharrte sie. Und, entschlossen, verkündete sie: »Es ist großartig von Ihnen, Maurice, daß Sie hierhergekommen sind und daß Sie das für mich tun wollen. Ich danke Ihnen wie noch keinem Menschen. Aber ich komme nicht mit. Ich kann nicht. Ich darf nicht.«

Sie war, während sie so sprach, zerrissen von Schmerz, daß sie ihn allein sollte gehen lassen, und gleichzeitig war sie glücklich; sie hatte Maurice, der ihr Feind gewesen war, dahin gebracht, daß er darauf drängte, ihr zu helfen.

Maurice zuckte die Achseln. »Schön«, sagte er. »Wenn du dich durchaus zugrunde richten willst mit deinem treuherzigen Glauben an den Herrn Onkel, jeder nach seinem Geschmack. Bei dir hat Quasselfriedrich Erfolg gehabt, das muß man sagen. Entschuldigen Sie schon, Mademoiselle«, schloß er mit grimmiger Höflichkeit, »daß ich Sie behelligt habe.« Aber gleich wieder, dringlich, fügte er hinzu: »Ein letztes Mal frag ich dich. Soll ich morgen nacht um halb eins hier sein und dich erwarten? Ja oder nein?«

Es riß Simone bitter hin und her. Sie wußte, daß sie jetzt, in diesem Augenblick, über ihr ganzes künftiges Leben entschied und daß das, was auszuschlagen sie im Begriffe stand, das große Glück war. Aber es wäre der Höhepunkt der Feigheit und des Verrats gewesen, wenn sie gerade jetzt dem Bruder ihres Vaters Mißtrauen bezeigt und ihn in Gefahr gebracht hätte.

Sie stand auf. Groß, hager, brav und entschlossen, stand sie da in ihrem vertragenen, beschmutzten Overall. »Nein, Maurice«, sagte sie.

Welch ungeheure Anstrengung es sie kostete, dieses Nein. Wie es ihr weh tat. Es schnitt und brannte sie, sie fühlte sich zerschlagen.

Sie mußte Maurice etwas sagen. Er war bereit, ein großes Risiko auf sich zu nehmen ihrethalb. Sicher fand er es überspannt und erbärmlich, wie sie sich benahm. »Danke, Maurice. Danke, lieber Maurice«, sagte sie, leise, sie nahm sich zusammen, nicht loszuflennen.

Er machte zwei Schritte der Mauer zu, etwas schwerfällig. »Na ja«, sagte er und zuckte die Achseln. »Dann nicht.« Er kehrte wieder um und trat ganz nahe an sie heran, mit beiden Händen faßte er sie an der Schulter. »Kommst du wirklich nicht mit, du Gans?« fragte er und schüttelte sie, er schüttelte sie ziemlich stark, aber es tat nicht weh. »Es geht nicht, Maurice«, sagte sie, und jetzt, verflucht, mußte sie doch schlucken und konnte ihre Augen nicht trocken halten. Und: »Alles, alles Gute«, sagte sie.

Er stieg auf den Stein und schwang sich auf die Mauer. Da saß er, rittlings. »Auf Wiedersehen, du Närrin«, sagte er. »Da kann man nichts machen«, fügte er hinzu, nach einer winzigen Weile, forsch, und dann wiederholte er, doch diesmal trüb und unerwartet sanft: »Auf Wiedersehen, Simone«, und er sprang hinunter auf die Straße.

Sie stand wieder auf dem Stein, sie wußte nicht, wie sie hinaufgekommen war. Jetzt steigt er auf sein Rad, jetzt fährt er fort. Sie schaute ihm nach, sie sah seinen breiten Rücken in der Windjacke. Natürlich muß sie mit, es ist das einzig Mögliche, er hat recht, er hat hundertmal recht. Maurice, will sie rufen, es ist alles Unsinn, natürlich komme ich mit. Wenn sie jetzt ruft, hört er sie noch. Auch jetzt noch. Und noch jetzt. Jetzt freilich kaum mehr. Aber dort, wo er anfangen muß, das Rad zu schieben, wird er sich bestimmt noch einmal umdrehen, und wenn sie auf die Mauer klettert und ihm Zeichen gibt und dann hinunterspringt, dann wird er sicherlich warten, und dann kann sie ihm noch sagen, daß sie mit möchte.

Jetzt ist er an der kleinen Höhe, jetzt steigt er ab, um das Rad zu schieben. Jetzt dreht er sich um. Jetzt müßte sie über die Mauer klettern. Diesen Augenblick hat sie noch die Wahl, noch diesen. Er winkt, er wartet. Jetzt ist es der letzte Augenblick. Sie muß ihm nach. Aber sie klettert nicht auf die Mauer, sie bleibt stehen, sich festklammernd mit Händen, in denen kein Gefühl mehr ist. Sie kann kein Glied rühren.

Jetzt kehrt er sich ab. Da geht er hin, sein Rad schiebend, da geht er fort, und alles, was ihr auf der Welt glückbringend scheint, geht mit ihm. Jetzt wird er gleich auf der kleinen Höhe sein, und dann jenseits der kleinen Höhe, und dann wird sie nichts mehr von ihm sehen, nie mehr, nicht einmal seinen Rücken.

Es dauert ewig, wie er da die Höhe hinaufgeht, das Rad zu seiner Rechten. Es dauert so furchtbar kurz. Jetzt ist er oben. Und jetzt ist er fort, und jetzt ist es entschieden, und jetzt ist alles aus, und jetzt ist sie eine Heldin, und jetzt ist sie die größte Närrin in Frankreich.

Sie steigt herunter von ihrem Stein, sehr langsam. Die Mauer ist hinter ihr, die Mauer sperrt sie für immer ab von Maurice und von der Welt. Sie hätte sie überklettern können, sie hätte ins Freie können, sie hat nein gesagt. Da steht sie, schlaff, leeren Gesichtes. So traurig kann kein Mensch sein, wie sie ist. Sie hat alles falsch und dumm gemacht. Sie ist eine sehr arme Heldin.

Sie nimmt den großen Strohhut auf, den Maurice ihr abgenommen hat, und hängt ihn über den Arm. Sie trägt ihre Gartengeräte in den kleinen Schuppen, mechanisch, ordentlich. Sie geht ins Haus, sie geht in ihre Kammer, sie wäscht sich und zieht sich um, alles ordentlich, mechanisch. Sie geht in die Küche, das Abendessen vorzubereiten.

Madame kommt in die Küche. »Es ist heute Essen nur für uns beide vorzubereiten«, sagt sie mit ihrer leisen, kalten Stimme. »Auch für morgen. Mein Sohn ist nach Francheville gefahren. Deinethalb.«

## 

## 4

## Der große Verrat

Und es kam die Nacht, und es kam der nächste Tag, und es kam die nächste Nacht.

Diese ganze Zeit über dachte Simone immer wieder das gleiche, Widerspruchsvolle. Was bedeutete Onkel Prospers Reise nach Francheville? Es war doch wohl so, daß die Boches Anstalten machten, gegen sie vorzugehen, und Onkel Prosper war zur Präfektur gefahren und ins Hauptquartier der Boches, um für sie einzutreten. Es konnte gar nicht anders sein. Mit aller Kraft wehrte sie sich gegen den Verdacht, daß es anders sein könnte.

Doch der Zweifel stak in ihrem Hirn wie ein Splitter.

Wenn sie in Gefahr war, was konnte dann Onkel Prosper für sie tun? Wenn er für sie eintrat, dann vergrößerte er nur die Gefahr, für sie und für sich selber. Hätte sie nicht besser getan, Maurice zu folgen? Wenn sie aber Maurice gefolgt wäre, dann hätte sie gerade dadurch Onkel Prosper in Gefahr gebracht.

Sie lag im Bett, in ihrer dunklen Kammer, in der zweiten Nacht, und es war immer der gleiche, schmerzhafte Kreis, in dem sich ihre Gedanken drehten.

Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie Maurice ja gesagt hätte. Jetzt mochte es etwa halb zwölf sein. Jetzt wäre es an dem. Jetzt stünde sie auf, ganz leise, und machte ihre Sachen zurecht. Sie nähme den kleinen Sack, den sie manchmal benutzt, um Vorräte zu holen.

Wozu ist Onkel Prosper nach Francheville gefahren? Hätte sie vielleicht Maurice doch ja sagen sollen?

Ihr ist, als würde die Nacht immer dunkler und immer heißer. Sie erträgt es nicht mehr, die Hitze nicht, und die Dunkelheit nicht.

Und die Reue nicht. Denn zu welchem Zweck immer Onkel Prosper weggefahren ist, sie bereut es, sie bereut es bitter, daß sie Maurice hat gehen lassen.

Es muß jetzt um Mitternacht sein. Der Wecker tickt, ihr ist, als wäre das Uhrwerk in ihr selber. Eine ungeheure, kaum erträgliche Erregung faßt sie. Sie macht Licht. Ja, es ist zwölf Uhr drei. Jetzt ist es soweit. Jetzt fährt Maurice fort. Ins unbesetzte Gebiet. Und dann ins Unbekannte.

Vielleicht hat er ihrem Nein nicht geglaubt. Vielleicht fährt er hierher und hält unten an der Mauer und vergewissert sich, ob sie nicht vielleicht doch da ist.

Leise steht sie auf. Zieht sich an, schnell, die dunkelgrünen Hosen, eine Bluse. Rafft ein bißchen Wäsche zusammen, das Allernötigste. Nimmt feste Schuhe, doch die zieht sie nicht an. Stiehlt sich die Treppe hinunter, barfuß; ihr Herz klopft so laut, daß sie fürchtet, Madame könnte es hören. Sie nimmt aus dem Raum neben der Küche den kleinen Einholesack und stopft das Zeug hinein, das sie zusammengerafft hat. Behutsam schleicht sie zur Tür; sie hätte sie ölen sollen, aber das geht nur mit Hilfe Onkel Prospers. Vorsichtig drückt sie die Klinke herunter, öffnet; die Tür knarrt nur ganz leise.

Jetzt ist sie im Garten. Es ist kühl und sehr dunkel. Sie muß den ganzen, großen Garten durchqueren, um zu der Mauer zu gelangen. Die Erde und das Gras, über das sie geht, fühlt sich feucht an und tut den Füßen wohl. Schnell, auf leisen, kühlen Sohlen, geht sie durch den Garten. Jetzt ist sie an der Mauer.

Sie steigt über die Mauer, setzt sich an den Rand der Straße, zieht die Socken an, die festen Schuhe. Wenn er kommt, darf keine Minute versäumt werden. Wie schön wird es sein, wenn sie hinter ihm sitzt, die Hände fest um seine Schultern, und mit ihm durch die dunkle, kühle Nacht fährt.

Da kauert sie, am Rand der Straße, ihr Bündel neben sich, und wartet. Jetzt, jeden Augenblick kann Maurice kommen. Wird Maurice kommen. Sie horcht in die Nacht hinaus, damit ihr das erste Rattern seines Motorrads nicht entgehe. Sie sitzt und horcht und wartet.

Eine lange Minute vergeht, eine zweite, eine dritte. Die Grillen zirpen, und die Frösche quaken. Die Nacht ist sehr dunkel, die Sterne flirren und geben kaum Licht, nur ganz leise sieht man die Spur der weißen Straße, aber es ist sehr still, man wird ihn von fernher hören, wenn er kommt.

Er wäre ein Narr, wenn er käme. Er hat es ihr so dringlich angeboten, und sie hat es so entschieden zurückgewiesen. Sie sitzt und wartet.

Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe Stunde, sie beginnt zu frösteln, ein maßloses Elend überkommt sie. Sie ist selber schuld, ihre Dummheit und ihr Stolz sind an allem schuld. Und jetzt ist Maurice in die Freiheit gefahren und hat sie mitnehmen wollen, und Onkel Prosper ist nach Francheville gefahren, um sie zu verderben, und sie hat alles geschehen lassen, wiewohl sie gewarnt war, und sie hätte sich retten können, und sie hat es nicht getan, aus Stolz und aus Dummheit.

Reglos sitzt sie, starr, sie weiß nicht, wie lange, in der kühlen, dunklen Nacht, unter den sehr fernen, flirrenden, lichtlosen Sternen.

Dann geht sie leise ins Haus zurück, langsam, ihre Sohlen spüren nicht den Tau, ihre Hände nicht die Sträucher und Bäume, durch die sie sich tastet. Mechanisch, behutsam, öffnet und schließt sie die Tür. Geht über die leise knarrende Treppe hinauf in ihre Kammer, zieht sich aus, legt sich wieder ins Bett.

Jetzt ist es also entschieden. Jetzt kann sie nichts tun als warten, bis Onkel Prosper zurückkehrt von seiner zweideutigen Reise und ihr Schicksal mit sich bringt. Jetzt kann sie nichts tun als über sich ergehen lassen, was da kommt.

Sie ist todmüde, aber ihr Kopf schmerzt, ihre Augen schmerzen, ihre Glieder schmerzen, sie kann nicht schlafen. Sie versucht, Schlaf herbeizulocken, herbeizuzwingen. Sie legt sich auf die Seite und zieht die Beine ganz hoch, das hilft manchmal, und sie befiehlt sich zu schlafen, und sie zählt bis neunhundert, das ist eine Viertelstunde.

Kein Schlaf kommt, nur bittere Gedanken kommen.

Sie machte Licht; jetzt war es schon gleichgültig, auch wenn Madame es merkte. Sie griff zu ihren Büchern.

Erst las sie ohne Aufmerksamkeit. Dann aber begannen die Bücher ihr den Dienst zu tun, den sie von ihnen erwartete, sie lenkten sie ab. Immer mehr nahmen die Berichte sie hin und rissen sie hinein in das Leben der Jungfrau.

Sie las über die Gefangenschaft Jeannes. Sie las, wie ein scharfer Handel begann, wem nun eigentlich die Gefangene gehören sollte. Fünf Stellen machten Anspruch auf sie. Da war der Soldat, der sie gefangen hatte. Da war sein Hauptmann, der Hauptmann von Vendôme. Da war dessen Lehnsherr, der Graf Johann von Luxemburg. Da war der König von England, der Anspruch hatte auf alle französischen Gefangenen. Da war der Bischof von Beauvais, der, da Jeanne in seiner Diözese gefangen worden war, im Namen der Kirche Anspruch darauf erhob, ihr den Prozeß zu machen.

Simone las, wie Jeannes Feinde hin und her feilschten. Es ging um Geld, es ging, wie es Simone schien, nicht einmal um sehr viel Geld, um sechstausend Livres Goldes für den Grafen von Luxemburg und dreihundert Livres für den Hauptmann von Vendôme. Simone versuchte auszurechnen, wieviel das gewesen sein mochte. Sie kam auf etwa zwanzig Millionen Francs, das war kaum mehr als das Vermögen des Châtelains. Aber den englischen Herren, die es zahlen sollten, schien es viel, und sie legten den französischen Städten eine Sondersteuer auf zum Ankauf der Jeanne d’Arc, genannt die Jungfrau.

In ihrem altmodischen, blaßgoldenen Anekdotenbuch las Simone, wie sich der Handel um die Gefangene in den Augen des Volkes darstellte.

Es kam, las sie, in das Schloß von Beaurevoir, wo Jeanne in der Obhut der Damen von Luxemburg, der alten Gräfin und des Fräuleins, gehalten wurde, der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, und er hatte Auftrag, die Jungfrau für die Engländer zu kaufen. Es warf sich aber die alte Gräfin von Luxemburg ihrem Sohne zu Füßen und bat ihn, Jeanne nicht zu verkaufen. Aber der Graf hatte kein Geld, und der Bischof wußte, daß er kein Geld hatte, und er kam immer wieder. Und er handelte mit ihm, und er bot ihm zuerst 37000 Francs, aber Johann von Luxemburg sagte: »Das ist nicht genug für eine solche Jungfrau.« Und der Bischof bot ihm mehr, und er bot ihm 61000 Francs. Und da sagte Johann von Luxemburg: »Topp, Gevatter.«

Simone wunderte sich, daß es nur Jeannes Feinde waren, die versuchten, sie zu kaufen. Sie las, daß nach dem Brauch Gefangene von ihren Freunden ausgelöst wurden. Simone stellte sich vor, wie Jeanne in ihrer Gefangenschaft saß und darauf wartete, daß man sie befreie. Wo blieben alle ihre Freunde? Machte der König, den Jeanne gekrönt hatte, gar keinen Versuch, sie auszulösen? Er hätte Geld für sie bieten können, Städte, englische Gefangene, er hatte große englische Herren unter seinen Gefangenen, den General Talbot zum Beispiel. Vielleicht hätten die Engländer Jeanne nicht hergegeben. Aber machte er nicht wenigstens einen Versuch? Nein, er machte keinen Versuch. Niemand von Jeannes Freunden machte einen Versuch.

Was war dieser Karl der Siebente für ein Mensch? Simone begriff ihn nicht. Konnte man so gemein sein? Konnte dieser König die Luft des Landes atmen, das ihm Jeanne zurückerobert hatte, und sie in ihrem Gefängnis sitzenlassen und sich nicht rühren und so gemein sein?

Und Simone las, wie Jeanne geschleppt wurde von Gefängnis zu Gefängnis. Mit angehaltenem Atem las sie, wie Jeannes Haft immer bitterer wurde, schmerzhafter, schmählicher. Sie war gefesselt an den Beinen, und des Nachts, wenn sie schlief, wurde sie ans Bett gefesselt. Sie hatte zu Wächtern fünf englische Landsknechte, ausgesucht rohe Männer, und sie machten sich manchen Spaß mit ihr. Sie weckten sie des Nachts und sagten ihr: »Du kannst gehen, du bist frei«, oder sie sagten ihr: »Steh auf, Hexe, jetzt ist es soweit, jetzt wirst du verbrannt«, und sie lachten schallend, wenn sie es glaubte.

Für den Verlauf des Prozesses, für seine Einzelheiten, hatte sich Simone bisher nicht recht interessiert. Sie wußte nur, es waren die Erbfeinde, es waren die Engländer, die Jeanne den Prozeß gemacht und sie verurteilt hatten. Jetzt nahm sie mit Betroffenheit wahr, daß es gar nicht die Engländer waren. Das Geistliche Gericht, vor dem Jeanne stand, setzte sich aus lauter Franzosen zusammen. Es waren 72 Richter, die auf den Bänken saßen, sehr gelehrte Herren zumeist mit großen Titeln, unter ihnen die Autoritäten der Universität Paris so gut wie vollzählig. Es wirkten mit an dem Prozeß 1 Kardinal, 6 Bischöfe, 32 Doktoren der Theologie, 16 Baccalaurei der Theologie, 7 Doktoren der Medizin und 103 Assistenten. In dem schwarzen, wissenschaftlichen Buch waren die Namen und Titel der Mitwirkenden allesamt aufgezählt. Mit Ausnahme von sechs oder sieben waren es lauter französische Namen.

Inquisition und Universität, Kirche und Wissenschaft, die Vertreter Gottes und die Vertreter des Staates taten sich zusammen, um immer neue, papierne Verbrechen auszuklügeln, welche Jeanne begangen haben sollte. Mit steigender Anteilnahme las Simone von der großartigen, raffinierten Maschinerie, welche die prunkvollen, furchteinflößenden Richter aufzogen, um das noch nicht zwanzigjährige Bauernmädchen einzuschüchtern und zu überführen. Mit Grimm stellte sich Simone vor, wie den ausgeruhten, wohlpräparierten Herren das Bauernmädchen Jeanne gegenüberstand, allein, noch nicht zwanzig Jahre alt, nicht wissend, was man von ihr wollte, erschöpft von langer, qualvoller Gefangenschaft, in schäbiger, vertragener Männerkleidung, mit kurzgeschnittenem, verwahrlostem Haar, in Fesseln.

Und mit Grimm las Simone, was für tückische Mittel die Schar der Richter anwandte, die wehrlose Gefangene unterzukriegen. Sie dehnten die Verhöre über Gebühr aus, um die Angeklagte zu ermüden. Sie überstürmten sie mit Fragen, deren Inhalt Jeanne unmöglich verstehen konnte. Sie sprangen von einem Punkt auf den andern, ihre Fragen überschnitten sich, sie fielen einer dem andern ins Wort. So wirr und schnell sprachen sie auf Jeanne ein, daß sie bitten mußte: »Lieben Herren, sprecht einer nach dem andern.«

Ängstlich wurde der politische Sinn und Zweck des Prozesses versteckt. Keine Rede war von dem Krieg zwischen Frankreich und England, keine Rede von dem Streit über die Legitimität König Karls. Es war ein unparteiisches, geistliches Gericht, man sprach lediglich von geistlichen Dingen, von Jeannes Glauben und Unglauben, von ihrer Ketzerei.

Es kam darauf an, aus Jeanne Aussagen über ihre Heiligen herauszulocken; solchen Aussagen ließ sich leicht ein verfänglicher Sinn unterlegen. Allein Jeanne schwieg sich über ihre Heiligen aus. So versuchte man, sie mittels List zu fangen. In ihrem Anekdotenbuch las Simone: Es gingen aber auf Anordnung des Bischofs von Beauvais in den Kerker der Jungfrau einige der Richter, als Laien verkleidet. Sie sagten Jeanne: »Wir sind Kriegsgefangene, wir gehören zu deiner Partei, wir stammen aus deiner Gegend.« Und sie sagten ihr mehr dergleichen und schlichen sich in ihr Vertrauen und erzählten ihr und baten sie, daß auch sie ihnen erzähle. Und fragten sie nach ihren Stimmen. In die Mauer aber hatte man ein Loch gebohrt, und in dem Raum nebenan hörten zwei Notare zu. Und es sprach die Jungfrau mit diesen Judassen offen und ehrlich, und die Notare schrieben alles auf, und die Richter versuchten, sie zu fangen.

Es waren lauter Juristen, denen Jeanne gegenüberstand, geschulte, mit allen Wassern gewaschene Advokaten, und sie boten auf alle juristische und theologische Rabulisterei der Welt. Es war ausgeschlossen, daß Jeanne in diesem Kampf bestehen konnte; aber mit Freude und Bewunderung las Simone, wie kühn, klug und zuweilen schlagend witzig Jeanne sich wehrte.

Alle Fragen waren schlau und verzwickt, alle waren Fußangeln.

Da wurde Jeanne gefragt, ob sie glaube, in der Gnade Gottes zu sein. Sagte sie ja, so war das Sünde und Überhebung. Sagte sie nein, dann hatte sie ihre Taten aus Vermessenheit vollbracht, nicht im Auftrag Gottes. Gespannt warteten die Richter auf Jeannes Antwort, gespannt Simone mit ihnen. Und froh, mit einem kleinen Schmunzeln, las Simone, mit welch naiver Klugheit sich Jeanne den advokatischen Finessen ihrer Bedränger entwand. »Wenn ich nicht in der Gnade Gottes bin«, antwortete sie, »dann möge Gott sie mir verleihen; wenn ich es bin, dann möge mich Gott darin erhalten. Ich wäre das betrübteste Geschöpf der Welt, wenn ich hörte, ich sei nicht in der Gnade Gottes.«

Da waren die Fragen über Jeannes Visionen, scheinbar läppische, doch höchst gefährliche Fragen, und für beinahe jede Frage hatte Jeanne eine kluge, tapfere Antwort.

»War der Heilige Michael nackt?« fragten die Richter. Und: »Glaubt ihr, unser Herr hat nichts, um seine Engel anzuziehen?« antwortete sie.

»Hast du Mesdames Sainte Cathérine und Sainte Marguérite umarmt?« fragten sie, und: »Wie haben die Heiligen gerochen?«, und: »Wenn deine Heiligen keinen richtigen Körper haben, wie können sie dann sprechen?« Und: »Das muß ich Gottes Sorge sein lassen«, erwiderte Jeanne.

»Spricht die Heilige Marguérite englisch?« fragten sie. Und: »Warum sollte sie englisch sprechen«, erwiderte Jeanne, »da sie nicht von der Partei der Engländer ist?«

»Haßt Gott die Engländer?« fragten sie. Jeanne antwortete: »Ob er sie liebt oder haßt oder was er mit ihren Seelen tun will, darüber weiß ich nichts. Aber das weiß ich, daß es ihnen bestimmt ist, aus Frankreich hinausgejagt zu werden mit Ausnahme derer, die wir hier erschlagen.«

Sie fragten: »Warum wurde bei der Krönung nur deine Fahne in die Kathedrale von Reims gebracht und nicht die Fahnen der andern Feldhauptleute?« Und stolz antwortete Jeanne: »Meine Fahne hat gute Arbeit getan. Es war nur gerecht, daß man sie ehrte.«

Sie fragten: »Welchen Zauber und welche Hexerei hast du angewandt, um die Soldaten in der Schlacht anzufeuern?« Jeanne antwortete: »Ich sagte ihnen: Drauflos, verhaut die Engländer, und ich machte es ihnen vor.«

Und sie fragten sie: »Warum hast du erlaubt, daß die armen Leute zu dir kamen und dich verehrten wie eine Heilige?« Und sie antwortete: »Die kleinen Leute kamen zu mir von allein, weil ich freundlich zu ihnen war und ihnen half, so gut ich konnte.«

Aber was immer sie antwortete, ihr Urteil stand fest.

Es erklärten ihre Ankläger: Indem sie ihren Erscheinungen gehorsam gewesen sei, habe sie sich von bösen und teuflischen Geistern leiten lassen. Indem sie Männerkleidung trage, verstoße sie gegen die Gebote der Schrift und das kanonische Recht. Indem sie erklärt habe, Mesdames Sainte Cathérine und Sainte Marguérite hätten aus Gründen der Parteinahme französisch gesprochen und nicht englisch, habe sie diese Heiligen gelästert und sich vergangen gegen das Gebot der Nächstenliebe. Indem sie den Engländern den Tod angedroht, habe sie sich grausam und blutdürstig gezeigt. Indem sie ihre Eltern verlassen habe, um zu dem falschen Dauphin zu gehen, habe sie verstoßen gegen das göttliche Gebot, Vater und Mutter zu ehren. Indem sie sich unmittelbar auf Gott berufe, leugne sie die Autorität der Kirche und erweise sich als Ketzerin.

Simone dachte nach. Es war offenbar so, daß Jeanne das Urteil ihrer eigenen Brust, das Urteil ihrer Stimmen höher achtete als das Urteil der Kirche, als das Urteil derer, die als Repräsentanten Gottes auf Erden eingesetzt waren. Offenbar fanden Jeannes Richter sie schuldig des schlimmsten, teuflischsten aller Verbrechen: des Vorwitzes.

Und Simone las von dem großen, erbärmlichen Schauspiel, in welchem das Gericht die Urteilsverkündigung zelebrierte.

Auf einem Schinderkarren wurde Jeanne hinausgeführt auf den weiten, ummauerten Friedhof der Abtei von Saint-Ouen. Zwei Bühnen waren dort errichtet; auf der einen saßen die Richter und Würdenträger, auf der andern standen allein Jeanne, in ihrer Männerkleidung und in Ketten, und ein Prediger namens Guillaume Erard. Rings um beide Bühnen war der Raum schwarz von Menschen, auf den Mauern hockten dichtgedrängt Zuschauer. Und es hielt der Prediger Guillaume Erard der Ketzerin Jeanne ihre Sünden vor und schmähte sie. »Es war aber«, berichtete das Anekdotenbuch, »die Jungfrau, nachdem sie so lang in dem muffigen Kerker gewesen war, wie benommen von der freien Luft; auch hatte man ihr dreimal die Folterwerkzeuge vorgeführt und sie bedroht. Und sie stand da und hörte mit Geduld, schweigend und betend, die Schmährede des Predigers. Und er schmähte sie und ihren König, den König Karl. Er wies auf Jeanne mit seinem Finger und sagte: ›Ich spreche von dir, Jeanne, und ich heiße dich eine Ketzerin, und ich sage dir, auch dein König ist ein Ketzer und Abtrünniger.‹ Da aber, inmitten der feindlichen Menge und in Gegenwart all der großen Herren und Prälaten, unterbrach ihn die Jungfrau und rief laut: ›Jetzt ist es genug. Ich sage Euch, Herr, und ich schwör es, und wenn ich dafür sterben müßte: Mein König Karl ist der edelste Christ der ganzen Christenheit und der gläubigste. Und er ist keineswegs das, was Ihr ihn heißt‹, und nur mit Mühe brachten sie sie zum Schweigen.«

Simone ließ das Buch sinken. Seit Monaten war diese Jeanne gequält worden und von Kerker zu Kerker geschleppt und von feindseligen Richtern bedrängt, und ihr König, der Mann, der ihr alles verdankte, hatte keinen Finger für sie gerührt; er hatte ihr keine Botschaft gesandt, er war verschwunden, er und alle seine Herren, er hatte sie einfach verlassen und preisgegeben. Sie aber glaubte an ihn, auch jetzt noch, in ihrer höchsten Not und Gefahr, und sie tat ihren Mund auf und verteidigte ihn, da man ihn schmähte, auch jetzt noch.

Und Simone las, was sich weiter ereignete auf dem ummauerten Friedhof der Abtei.

Der Bischof von Beauvais hatte zwei Fassungen des Urteils parat. Die eine Fassung war bestimmt für die Ketzerin, die in ihrer Ketzerei beharrte, und verurteilte sie zum Tode durch das Feuer. Die andere Fassung war bestimmt für die Ketzerin, die bereute; dieses Urteil begnadigte sie und schenkte ihr das Leben.

Dreimal in aller Form forderten die Prälaten die Jungfrau auf, zu bereuen und ihre Stimmen und ihren König abzuschwören. Dreimal weigerte sich die Jungfrau.

Nachdem sie sich das dritte Mal geweigert hatte, begann der Bischof, den Spruch zu verlesen, welcher die Ketzerin, die beharrte, aus der Gemeinschaft der Kirche ausstieß und ihr den Tod bestimmte.

Während aber der Bischof las, waren noch mehr Geistliche auf die Bühne der Jeanne hinaufgestiegen, und sie drängten weiter in sie, sie möge bereuen. Sie lasen ihr ein Dokument vor, die Erklärung eines Widerrufs, und sie redeten ihr zu: »Schwör ab, unterzeichne, oder du wirst verbrannt«, und sie wiesen auf den Henker und den Schinderkarren, der bereitstand, sie zum Scheiterhaufen zu führen.

Unten die Menge sah, daß man mit Jeanne verhandelte, und es entstand Unruhe. Die englischen Soldaten murrten laut, sie ließen sich nicht betrügen um das Schauspiel der Verbrennung der Ketzerin, und auch einige von den großen englischen Herren, die auf der Tribüne saßen, brummten, wenn die Jungfrau nicht einmal hingerichtet werde, wozu dann habe man soviel Geld für sie bezahlt? Die Leute wurden immer lauter und bedrohlicher, so laut, daß sie die laute Stimme des Bischofs, der das Todesurteil verlas, übertönten.

Im Geiste sah Simone, wie Jeanne auf ihrer Bühne stand. Vor ihr war der Henkerkarren, auf der Bühne ihr gegenüber verlas der feindselige Mann das schreckliche Urteil, unter ihr waren tausend wutverzerrte Gesichter und schreiende Münder, die ihren Tod verlangten, und um sie waren einige, Freunde scheinbar, die auf sie einredeten, sie brauche nur zu unterzeichnen, dann sei sie ihrer englischen Wächter ledig und für immer in der milden Hand und Gefangenschaft der Kirche.

Simone verstand es, daß Jeanne schwach wurde. Der Bischof war in seiner Verlesung des Urteils gerade bis zu der Stelle gelangt: »Aus diesen Gründen erklären wir dich für exkommuniziert und für eine Ketzerin und bestimmen, daß du der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben werden sollst als Glied des Satans, getrennt von der Kirche –«, da unterbrach ihn Jeanne und erklärte, sie sei bereit zu widerrufen, sie beharre nicht länger in dem Glauben an ihre Erscheinungen und Visionen, und sie sei willens, fortan in allem und jedem ihren Richtern und der Kirche zu gehorchen. Sie gaben ihr das Schriftstück, und sie gaben ihr eine Feder, und sie unterzeichnete mit einem großen Kringel, und sie sagten, das genüge nicht, und sie unterzeichnete mit einem Kreuz.

Simone stellte sich vor, in welcher Scham und Verzweiflung Jeanne hernach in ihrer Zelle gehockt haben mochte. Nach den Reden der Priester hatte sie erwartet, sie werde in ein mildes Gefängnis der Kirche überführt werden. Statt dessen wurde sie in ihr Loch zurückgebracht, man kettete sie an wie vorher, ihre groben, englischen Landsknechte waren weiter um sie, auch des Nachts, zwei immer im gleichen Raum mit ihr, drei vor ihrer Tür. Der einzige Unterschied war, daß sie jetzt Frauenkleidung trug. Das hatten ihre geistlichen Richter von ihr verlangt und erreicht unter Berufung auf die Erklärung, die sie unterzeichnet hatte. Auch hatten sie ihr eingeschärft, der kleinste Verstoß gegen ein kirchliches Gebot mache sie zur rückfälligen Ketzerin und habe ihre sofortige Exekution zur Folge.

Mit bitterer Freude las Simone, was sich weiter ereignete. An einem Donnerstag hatte Jeanne widerrufen und sich verpflichtet, fortan streng den Geboten der Kirche zu gehorchen. Nur drei Tage vergingen, da legte sie ihre männliche Tracht von neuem an und nahm ihren Widerruf zurück.

Es geschah dies folgendermaßen. Am Morgen des Sonntags, als sie aufwachte, bat Jeanne ihre Wächter, ihr die Ketten abzunehmen, damit sie aufstehen und ihre Notdurft verrichten könne. Die Landsknechte aber gaben ihr nicht ihre Frauenkleidung, sondern warfen ihr ihre männliche Tracht hin; das Frauenkleid aber brachten sie weg, so daß es ihr nicht zugänglich war. Jeanne sagte: »Messieurs, ihr wißt, daß mir das verboten ist. Ich falle in Sünde, wenn ich es tue. Gebt mir mein Frauenkleid.« Sie lachten und verweigerten es ihr. Es dauerte aber dieses Bitten und Verweigern bis Mittag. Endlich, infolge der Notdurft ihres Körpers, mußte Jeanne von ihrem Bett aufstehen und das Mannshabit nehmen. Die Soldaten in der Zelle aber schrien denen draußen zu: »Hurra, jetzt haben wir sie.«

Simone las, wie am Tage darauf, am Montag, dem 28. Mai 1431, der Bischof von Beauvais selber in Jeannes Kerker kam, begleitet von zwei geistlichen Sekretären. Er fragte Jeanne ohne Umschweife, warum sie wieder Mannskleidung angelegt habe. Jeanne aber – und das machte Simones Herz höher schlagen – verteidigte sich nicht, sie erzählte nichts von dem kläglichen Hergang, sondern erklärte: »Ich zog sie an aus eigenem, freiem Willen. Ich tat es, weil Ihr nicht Euer Wort gehalten habt, daß ich Messe hören dürfe und nicht mehr in Ketten sein müsse. Wenn Ihr mich zur Messe gehen laßt und mir die Ketten abnehmt und mir weibliche Wächter gebt, wie Ihr es versprochen habt, dann will ich tun, was Ihr wünscht.«

Der Bischof ging darauf nicht ein, vielmehr fragte er, da er wohl merkte, daß Jeanne in einer aufsässigen, herausfordernden Stimmung war, sogleich weiter: »Hast du seit Donnerstag, dem Tage deines Widerrufs, die Stimmen der Heiligen Cathérine und Marguérite gehört?« Darauf zu antworten war gefährlich; denn Jeanne hatte erklärt und unterschrieben, sie beharre nicht länger in dem Glauben an ihre Erscheinungen und Stimmen. Sie aber scheute nicht die Gefahr. Ohne Rücksicht auf ihren Widerruf antwortete sie: »Ja. Ich habe meine Stimmen gehört.«

Da freute sich wohl der Bischof. Aber auch Simone freute sich. Und mit Stolz und Freude las sie, wie Jeanne, als der Bischof fragte: »Was sagten sie dir, deine Stimmen?«, weiter tapfer antwortete: »Sie sagten mir, es sei Gott leid, daß ich, um mein Leben zu retten, mich habe überreden lassen, abzuschwören und zu widerrufen. Sie sagten mir, daß ich, indem ich mein Leben rettete, Gott verleugnet und mich selbst verdammt habe. Sie sagten mir, ich hätte, als ich auf der Bühne stand, dem Prediger kühn antworten sollen; denn er ist ein lügnerischer Prediger, und was er mir vorwarf, war lügenhaft. Wenn ich sagte, nicht Gott habe mich gesandt, dann habe ich mich selber verdammt. Denn Wahrheit ist, daß Gott mich gesandt hat. Meine Stimmen haben mir gesagt, daß ich unrecht getan habe, als ich abschwor. Es war die Furcht vor dem Feuer, die mich sagen machte, was ich sagte.«

Und der Priester, der diese ihre Antwort protokollierte, vermerkte am Rand: »Responsio mortifera, die todbringende Antwort.«

Die Geschehnisse, die nun folgten, hatte Simone oft beschrieben gelesen. Doch in dieser Nacht war ihr, als läse sie davon zum ersten Mal.

Am Mittwochmorgen wurde Jeanne exkommuniziert, zur rückfälligen Ketzerin erklärt und der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben. Auf dem Schinderkarren wurde sie zum alten Markt der Stadt Rouen geführt, der schwarz war von Menschen. Auf einer Tribüne saßen die Richter, auf einer andern die übrigen Prälaten. In der Mitte war der Scheiterhaufen, auf ihm ein großes Schild mit der Inschrift: »Jeanne, die sich selbst die Jungfrau nannte, Betrügerin des Volkes, Hexe, freche Lästerin Gottes, Blutsäuferin, Teufelsanbeterin, Ketzerin«.

Sie wurde auf den Scheiterhaufen gebracht; man hatte die Scheiter sehr hoch geschichtet und auf einem hohen Sockel von Gips, damit alle Jeanne sehen könnten. Ein Priester hielt eine lange Predigt, sie kniete und betete. Der Bischof von Beauvais verlas das Urteil. Die Formalitäten dauerten lange, und die englischen Soldaten schrien: »Pfaff, sollen wir hier zu Abend essen?« Sie verlangte nach einem Kruzifix, und einer der Soldaten hatte Mitleid und gab ihr ein rohes, kleines Kreuz aus zwei Holzstückchen, und sie küßte es und steckte es in den Busen, zwischen Haut und Kleid. Dann setzten sie ihr eine hohe Mütze aus Papier auf mit der Inschrift: »Rückfällige Ketzerin, Renegatin, Götzendienerin«. Dann banden sie sie an den Pfahl, und der Henker entzündete den Scheiterhaufen. Sie rief: »Jesus«, und nochmals: »Jesus«, und als sie das siebente Mal »Jesus« rief, neigte sie den Kopf und starb.

Es fürchteten aber die Engländer, man könnte sagen, sie sei entkommen. Deshalb mußte auf ihr Geheiß der Henker die brennenden Scheiter zurückschieben und der Menge den Körper der Hexe, noch ehe er ganz verbrannt war, zeigen, wie er tot am Pfahl hing. Ein Bürger von Paris, welcher der Exekution beiwohnte, beschrieb den Vorgang folgendermaßen: »Sie war gebunden an einen Pfahl, und der Pfahl stand auf einem Schafott aus Gips, und darauf war das Feuer. Es verbrannte aber ihr Kleid sehr rasch, und dann wurden die Scheiter nach hinten gezogen, damit das Volk keinen Zweifel habe. Und so sah sie alles Volk tot und ganz nackt, und sie sahen alle ihre weiblichen, heimlichen Teile. Und nachdem sie sie nach Belieben lange angeschaut hatten, wie sie tot an dem Pfahl hing, zog der Henker das Feuer und die Scheiter wieder über ihre Überbleibsel, so daß diese ganz verbrannten und Bein und Fleisch zu Asche wurden.«

In ihrem goldenen Anekdotenbuch aber las Simone: »Trotz des Öls, des Schwefels und der Kohle, die man auf Weisung der Engländer anwandte, um den Körper der Jungfrau zu verbrennen, fand der Henker das Herz dieser Jeanne ganz und glänzend. Und vergebens versuchte er, es zu zerstören. Und immer glühte es und schlug in der Asche. Der Kardinal von England aber, beunruhigt über dieses Wunder und fürchtend die Erregung des Volkes, gab Befehl, es sollten die Knochen, das Herz und die Asche in die Seine geworfen werden. Und es sagte der Henker: ›Ich habe große Angst, in die Hölle zu fahren, denn ich habe eine Heilige verbrannt.‹ Und viele Engländer sagten: ›Das war eine gute Frau.‹ Und ein Domherr von Rouen schlug sich die Brust und brach in Tränen aus und sagte: ›Möge meine Seele an den Ort gelangen, an dem jetzt die Seele dieser Jungfrau ist.‹ Ein anderer von den geistlichen Richtern blieb verstört einen ganzen Monat und konnte seine Reue nicht beruhigen und nahm einen Teil des Geldes, das er für seine Mitwirkung an dem Prozeß erhalten hatte, und kaufte ein Gebetbuch und betete daraus für die Jungfrau.

Der Sekretär des Königs von England war voll Stolz und Freude zu der Exekution gegangen. Als er aber zurückkehrte, war er voll Schmerz und Trauer, und er klagte: ›Wir sind alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt.‹«

## 

## 5

## Der schnöde Lohn

Simone steht auf ihrem Stein an der Gartenmauer und hält Ausschau über die Straße. Sie wartet auf das Lösegeld. Es ist verständlich, daß sie eine Weile wird warten müssen; denn man verlangt viel Lösegeld. Aber sie hat nicht den geringsten Zweifel, daß ihre Freunde das Lösegeld aufbringen werden. Jeden Augenblick muß Monsieur Reynault kommen, der Briefträger, mit dem großen Scheck.

Vielleicht geht sie besser in die Küche. Die Verhandlungen über das Lösegeld finden im Blauen Zimmer statt, und in der Küche kann sie hören, was dort gesprochen wird, auch wenn die Türen geschlossen sind. Es soll heute sowieso Bohnen geben als Beilage zu der Kalbsmilch, und sie muß die Bohnen noch putzen. Da ist es nicht weiter auffällig, wenn sie in der Küche ist, und Madame kann nichts dagegen sagen.

Sie sitzt auf ihrem Hocker, die Schüssel mit den Bohnen auf ihrem Schoß. Eine Zeitlang hört sie nichts. Dann kommt ganz deutlich die hohe, brüchige Stimme Monsieur Cordeliers: »Natürlich möchte ich von Herzen gerne die Jungfrau aus der Gefangenschaft Madames und der Zweihundert Familien auslösen. Mein ganzes Volk murrt, daß das nicht schon lange geschehen ist. Sie sammeln für sie, so wie sie seinerzeit für Spanien gesammelt haben. Aber das fleckt nicht. Das sind lauter arme Teufel, die können pro Stück nur ein paar Franken geben, weil sie von den Zweihundert Familien so geschunden werden. Was meinen Sie, das wir tun sollen, meine Herren?« Der Unterpräfekt spricht lateinisch, aber Simone versteht jedes Wort.

Sie hört die helle, quäkende Stimme des Gilles de Rais: »Ich zeichne glatt zehntausend Francs. Das ist schäbig genug, wo doch Madame zwanzig Millionen verlangt. Aber meine Frauen und meine Schauspieler fressen mein ganzes Vermögen auf, besonders die dicke, freche Louison. Auch muß ich noch ein Kriegsschiff beisteuern für unsere Flotte für Algier, weil uns doch der Defätist von Verdun und die Generäle verraten haben. Ich habe in den Taschen aller meiner Kleider herumgestöbert, ich habe keinen blanken Franc mehr gefunden.« Und König Karl sagt traurig: »Auch meine Taschen sind leer. Aber Sie, Monsieur Planchard, Sie sind ein reicher Mann mit Ihrem Transportunternehmen, und es geht um Ihre Nichte, Sie müßten doch einen großen Betrag zeichnen, mindestens eine halbe Million.«

Simone hört auf, ihre Bohnen zu putzen; erregt wartet sie auf die Antwort Onkel Prospers. Er räuspert sich, er sagt: »Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, Sire, wie mir das Herz blutet, meine liebe Nichte, die Tochter meines Bruders Pierre, in Gefangenschaft zu wissen. Sie ist ein braves Mädchen und eine große Patriotin, auch wenn sie hundsmager ist. Aber mir als einem nahen Verwandten steht es nicht an, einzugreifen. Das würde mir verdacht werden und meine geschäftlichen Beziehungen stören. Und ich bin Geschäftsmann von Kopf zu Fuß. Es ist ein Jammer, daß diese Rücksicht und die Bande des Blutes mich hindern. Sonst würde ich die zwanzig Millionen mit dem kleinen Finger spendieren.« – »Quasselfriedrich«, sagt verächtlich Gilles de Rais. »Da kann nur mehr unser Châtelain helfen«, meint seufzend der König Karl der Siebente, und: »Wie ist das, Monsieur le Marquis de la Trémoille?« fragt er. Eine kleine Stille, dann hört Simone den Châtelain antworten: »Die Banque de France ist dagegen. Bei dem schlechten Zustand unserer Finanzen scheint es der Banque de France leichtsinnig, ja, geradezu verbrecherisch, für die Befreiung vorwitziger junger Mädchen Gelder zu verwenden.«

Madame kommt in die Küche. »Du hast natürlich gelauscht«, sagt sie, »das hab ich mir gedacht. Aber jetzt hast du es. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand. Keinen Sou für vorwitzige junge Mädchen. Und nachdem du nicht nur eine Hausdiebin bist, sondern mich hier auch noch ausspionierst, habe ich meinem Sohne eröffnet, daß ich es satt habe, Tisch und Dach länger mit dir zu teilen. Ich habe mich lange genug mit dir herumgeärgert. Die Zweihundert Familien sollen sich gefälligst ein anderes Gefängnis für dich aussuchen.«

Simone sitzt in einem geschlossenen Wagen. Sie ist an Händen und Füßen gefesselt und hat große Angst. Im Innern des Wagens ist es ganz finster, der Wagen rattert, und der Motor dröhnt, es geht auf und ab über Kopfpflaster. Wohin wird man sie bringen? Wahrscheinlich in das Gefängnis von Saint-Michel, wo der Mörder Guitriaux gesessen hat.

Die Gendarmen – einer ist Monsieur Grandlouis – öffnen die vergitterte Wagentür und heißen sie aussteigen; das ist schwer mit den Fesseln. Monsieur Grandlouis führt sie an der Kette, und sie gehen durch eine große Tür ins Innere. Da stehen die Gefangenen an langen Tischen, und jeder ißt aus einem Blechteller, der am Tisch angeschmiedet ist, und jeder hat eine Ballonmütze auf, auf der stehen die Nummer und der Name und das Verbrechen. Sie schaut gleich, ob der Mörder Guitriaux da ist. Er ist auch da. »No. 617, Théophile Guitriaux, rückfälliger Raubmörder.«

Alle sehen hoch, wie sie hereingeführt wird, und einer sagt bösartig: »Wir sind ordentliche, gewöhnliche Verbrecher, die fürs tägliche Brot arbeiten. Aber die hat Frankreich angezündet zum bloßen Vergnügen, nur weil sie die Zweihundert Familien unglücklich machen will.« Und ein Alter mit einem zerfressenen Gesicht sagt zahnlos: »Die Kost ist vor allem deshalb so schlecht, weil sie den Roblechon veruntreut hat.« Und der Mörder Guitriaux sagt: »Da bin ich ein Engel, verglichen mit so einer.« Und alle stecken die Köpfe zusammen und beraten sich und beschließen giftig: »Mit der essen wir nicht an einem Tisch. Da streiken wir.«

Simone schämt sich sehr. Sie sagt zu dem Gendarm, der sie an den Handschellen hält, ganz leise: »Ich möchte lieber nicht essen, Monsieur Grandlouis.« Monsieur Grandlouis nickt und führt sie wieder hinaus.

Sie geht auf dem Hof herum, es ist der Fuhrhof, und es ist Spaziergang. Die andern sind zu zweien, aber sie ist allein, und sie geht in einem Abstand von den andern. Sie gehen immer rund um den Hof, sie kann nur ganz kleine Schritte machen mit den gefesselten Füßen; der sie jetzt an der Kette hält, ist Arsène, der Concierge des Fuhrhofs. Die andern murren wieder, daß sie da ist, und der Alte mit dem zerfressenen Gesicht spuckt aus, sooft sie vorbeikommt.

In einer Ecke stehen die Angestellten der Firma und schauen sie musternd an. Der alte Chauffeur Richard sagt: »Es ist sehr schlimm, sie hat alle Chauffeure um ihr Brot gebracht.« Und Monsieur Peyroux sagt: »Sie hat den Schlüssel gestohlen und die Schublade erbrochen. Sie ist eine Hausdiebin. Denken Sie, die eigene Nichte der Firma.«

Auf der Mauer sitzt der Marschall Gilles de Rais mit seinem blauen Schnurrbart und seiner Lederjacke. Wie Simone in die Nähe kommt, beugt er sich vor und wispert ihr zu: »Da wäre ich, und ich werde dich retten. Heute nacht um halb ein Uhr halte ich hier vor der Mauer mit meinem Pferde Windsbraut, und du kannst hinten aufsitzen und dich festhalten.« Dann wendet er sich wieder ab, zwirbelt seinen blauen Schnurrbart, tut, als wäre nichts gewesen, springt von der Mauer und ist verschwunden. Das ist ein Débrouillard.

Der Spaziergang geht weiter, der Hof ist sehr staubig, es ist furchtbar heiß, sie ist durstig. Sie muß immer im Kreise gehen, die Zunge hängt ihr heraus, und wenn sie stehenbleiben will, zerrt sie der Concierge Arsène, der sie nie hat leiden können, an der Kette.

Dann steht sie an der roten Pumpe, und der Hof ist voll von Menschen, und alle schauen sie an. Und auf dem Dach des Bürogebäudes sitzen wieder die Advokaten mit ihren Vogelköpfen und wispern und schreiben, und auf einmal weiß Simone: das ist das Gericht.

Aber was für ein Gericht es ist, davon hat sie keine Ahnung, und wie soll sie sich verteidigen, wenn sie nicht weiß, vor was für einem Gericht sie steht? »Was ist das für ein Gericht?« fragt sie ängstlich. Und Mademoiselle Rousseil, die Lehrerin, erwidert: »Das ist das höchste Gericht, das es überhaupt gibt. Wenn du besser aufgemerkt hättest und es nicht am nötigen Ernst hättest fehlen lassen, dann wüßtest du, daß dieses Gericht eingesetzt ist von Arbeit, Vaterland, Familie. Vor diesem Gericht gibt es nur Tod oder Freispruch, und Freispruch bisher noch niemals. Die Herren von Arbeit, Vaterland, Familie kennen keinen Spaß. Da gibt es nur Erschießen bei lebendigem Leibe. Du mußt was Schönes angestellt haben«, schließt sie bekümmert.

»Damit hab ich gerechnet«, antwortet trotzig Simone, »daß die Boches mich erschießen.« – »Ja«, anerkennt der Unterpräfekt, »du bist ein tapferes Mädchen, das wissen wir alle.« »Es ist doch ein Gericht der Boches?« fragt nochmals, vorsichtshalber, Simone. »Ja«, gibt Monsieur Cordelier Bescheid, »es ist ein feindliches Gericht gewissermaßen, sozusagen«, und er hat seine ausweichenden, hilflosen Augen. Doch Simone muß eine richtige Auskunft haben; ihr ganzes Verhalten vor Gericht hängt davon ab. »Die Richter sind also lauter Boches?« vergewissert sie sich nochmals. Der Unterpräfekt fingert an seiner Rosette. »Wahrscheinlich«, erwidert er, »vielleicht, vermutlich, ich möchte es annehmen, eigentlich bin ich überfragt.«

Da öffnet sich die Tür, aus der die Richter kommen. Gereckten Halses schaut ihnen Simone entgegen. Jetzt wird sie also gleich wissen, was es für Richter sind.

Aber nein, sie erfährt es nicht. Sie haben alle Kapuzen über den Gesichtern, man sieht nur die Augen. Das sind sicher die Kapuzenmänner, die Cagoulards, von denen Maurice immer gesprochen hat. Es sind ihrer sehr viele, sie tragen alle rote Roben, und auf den Kapuzen haben sie weiße Hakenkreuze. Sie sitzen auf vielen Bänken hintereinander, die amphitheatralisch aufsteigen. Es muß wirklich ein ganz hohes Gericht sein.

Maître Levautour steht auf, um die Anklagerede zu halten. Er hat seinen Vogelkopf abgelegt und sich als gewöhnlicher Advokat verkleidet. Er läßt seine weißen, fetten Hände durch die Luft rudern, und er deutet auf Simone mit beringtem Zeigefinger. »Das ist der Geist der Unbotmäßigkeit«, erklärt er, »der unser Vaterland Frankreich zugrunde gerichtet hat. Das ist der Geist der Streiks und der Gier, jener Geist, der sich der Weisheit erfahrener Geschäftsleute nicht fügen will. Sie hat es ererbt von ihrem Vater, dem Aufrührer. Und sie hat auch ihren Onkel mit hineingezogen, Monsieur Planchard, Chef der Firma gleichen Namens, der ursprünglich gar nicht so war. Aber sie hat ihn verführt, sich aufzulehnen gegen Madame, diese große Frau, seine Mutter. Wahrscheinlich ist er gar nicht der Sohn seiner Mutter, sondern nur der Bruder Pierre Planchards, und deshalb steckt er auch mit der Angeklagten unter einer Decke, und Sie, meine ehrwürdigen Herren Richter und Faschisten, haben ihm seine Firma mit Recht weggenommen.«

Simone hat es ruhig über sich ergehen lassen, wie Maître Levautour sie beschimpft hat. Wie er aber auch Onkel Prosper hereinziehen will, empört sie sich. »Sie sind ein Lügner, Maître Levautour«, ruft sie, so laut sie kann. »Ich habe es allein gemacht. Onkel Prosper ist sicher ein guter Franzose, aber er hat nichts gewußt von meiner Aktion. Sie dürfen ihm sein Transportgeschäft nicht wegnehmen. Er ist gemacht zum Geschäftsmann, dazu ist er eingesetzt, er ist Geschäftsmann von Kopf zu Fuß. Und Sie, Maître Levautour, Sie gehören überhaupt nicht hierher. Sie haben sich nur verkleidet. Sie gehören aufs Dach von Notre-Dame zu den andern Ungeheuern.«

Die Richter in ihren roten Roben sitzen reglos, sie nehmen ihre Kapuzen nicht ab. Es ist sehr schlimm, daß Simone noch immer nicht weiß, wer nun eigentlich diese Richter sind, auch jetzt nicht, da sie das Verhör beginnen. Und sie fragen sie viele Fragen durcheinander, verwirrend.

»Warum hast du«, fragen sie, »bei deiner Aktion dem Unterpräfekten gehorcht und nicht Monsieur Planchard, wo doch Monsieur Planchard ein großer Geschäftsmann ist und dein Onkel? Hast du nicht gewußt, daß Arbeit und Familie zu bestimmen haben, was Recht ist und was Unrecht? Und hast du nicht, als du an der roten Pumpe standest, aufrührerische Gedanken im Herzen getragen und dich dagegen gesträubt, daß Monsieur Planchard verdiente an dem Benzin, das er doch mit saurer Mühe gehamstert hatte? Und hast du nicht zuviel Muskat in die Sahnensauce getan? Und bist du nicht zu Monsieur Xavier gelaufen und hast für das Pack gesprochen, wo du doch eine Nichte Monsieur Planchards bist und also gewissermaßen zu den Zweihundert Familien gehörst? Und war es nicht vorwitzig, daß du Frankreich hast retten wollen in deinen dunkelgrünen Hosen, wo dir doch Madame ausdrücklich gesagt hatte, daß es unanständig ist, Männertracht anzulegen?«

Simone sieht mit Schrecken, daß sie sogar jetzt vor Gericht die dunkelgrünen Hosen anhat. Alle schauen sie an, und die Blutflecken sind auch wieder da. Alle zischeln. Auf der Tribüne die Zweihundert Familien murren offen, vor allem die Familie 97.

Und die Richter fragen weiter. Die Fragen folgen einander sehr schnell, sie prasseln nur so auf Simone herunter. Und zum Überfluß muß sie merken, daß sie auf einmal schwerhörig ist. Sie sieht wohl, daß die Richter reden, sie sieht, wie die Münder in den Öffnungen der Kapuzen sich bewegen, wie die Lippen auseinandergehen und sich schließen, aber sie hört nur mehr einzelne Laute und dann überhaupt nichts mehr. Kein Hauch mehr dringt in ihr Ohr. Sie sieht, wie alle im Saal auf ihre Antwort warten, und ein Pendel schwingt hin und her, und wenn es eine gewisse Zeitspanne hindurch – Simone kann nicht herauskriegen, wie lange diese Spanne ist – hin und her geschwungen hat, dann konstatieren alle Anwälte im Chor: »Die Angeklagte schweigt«, und die Richter wiederholen: »Die Angeklagte schweigt.« Und das ist das einzige, was Simone hört.

Sie kommt sich klein und verlassen vor. Unzählige Menschen sind da, fast alle Einwohner von Saint-Martin, Monsieur Amiot und Monsieur Raimu und Monsieur Laroche, und alle sind gegen sie, sie recken sich die Hälse aus, sie zu sehen, sie freuen sich, daß sie nicht antworten kann. Besonders neugierig und schadenfroh schaut Monsieur Peyroux aus. Aber auch Messieurs L’Agréable et L’Utile starren auf sie mit bösen Augen, und dabei haben doch diese beiden Herren immer besonders freundlich mit ihr geschwatzt, und jetzt macht sich Monsieur L’Agréable offensichtlich lustig über ihre Stummheit, und Monsieur L’Utile nickt und grinst hämisch. Alle sind sie feindselig, und von ihren Freunden ist kein einziger da.

Es ist ihr klar, daß sie verurteilt ist. Sie ist voll von Angst und Bitterkeit. Warum hat der Auftraggeber sie ausgesucht? Vierzig Millionen Menschen hat Frankreich, und wenn von denen keiner es fertiggebracht hat, das Land zu retten, warum verlangt man es dann gerade von ihr? Der Auftrag bedeutet sicheren Untergang. Ihr Vater ist tot, Jaurès ist tot, sie bringen alle um, die ausgeschickt werden zur Tröstung der kleinen Leute. Es ist ungerecht, daß man gerade sie bestimmt hat, sie ist noch so jung.

Der Vorsitzende steht auf, mit ihm stehen alle Richter auf. Rauschend in ihren roten Roben. Den ganzen Halbkreis hinauf stehen sie, ein riesiger, roter Berg. Und alle haben ihre roten Kapuzen über den Gesichtern, und auf den Kapuzen haben sie die weißen Hakenkreuze. Und Simone steht klein, allein und schäbig dem riesigen, roten Berg gegenüber in ihren beschmierten, grünen Hosen.

Jetzt nimmt mit großer Gebärde der Vorsitzende seine Kapuze ab, und ihm nach nehmen alle andern ihre Kapuzen ab. Und da erkennt sie: es sind lauter Franzosen.

Ihr steht das Herz still. Es sind überhaupt keine Deutschen unter den Richtern, es sind lauter Franzosen.

Sie sieht es. Sie glaubt es nicht. Sie starrt auf die Gesichter, kalt vor Schrecken. Sie sieht es.

Der Vorsitzende, es ist der Châtelain, beginnt das neue Verhör. »Nun erwiesen ist«, sagt er mit seiner knarrenden Stimme, »daß Sie, Simone Planchard, diese schweren Verbrechen begangen haben, frage ich Sie: Wer hat Sie angestiftet? Wer ist Ihr Auftraggeber?«

Simone will antworten. Will die Wahrheit sagen. Will Zeugnis ablegen für sich und für das Land. Allein kein Ton kommt aus ihrem Hals, die Zunge versagt ihr. Ihr Schreck wird tiefer, lähmt sie. Wenn sie jetzt nicht spricht, dann ist ihre Aktion um ihren Sinn gebracht. Und sie kann nicht sprechen, sie ist geschlagen mit Stummheit.

Sie wendet den Kopf, hilfesuchend.

Da ist Hilfe. Da steht jemand neben ihr, Hilfe steht neben ihr: Henriette. Ganz leicht und lieblich steht sie da, kein Spott mehr ist auf ihrem Gesicht, sie neigt sich ihr zu, und mit einer zarten, süßen Stimme fordert sie sie auf: »Antworte kühn.« Simones Krampf ist gelöst, die Stummheit ist von ihr abgefallen. »Jeanne«, sagt sie zu Henriette, ergriffen. »Danke, Jeanne. Danke, meine liebe Schwester.«

Die andern haben nichts gesehen und nichts gehört. Der Vorsitzende wiederholt seine Frage: »Wer also ist es, der dir den Auftrag gegeben hat?« Schon wollen sie wieder, Richter und Anwälte, im Chor konstatieren: Die Angeklagte schweigt, da beginnt Simone zu sprechen. Strahlend lächelt sie, und, mit ihrer schönen, dunkeln Stimme, verkündet sie: »Es war mein toter Vater Pierre Planchard, der mir den Auftrag gegeben hat.«

Da wird es ganz still in der großen Kirche Notre-Dame. Simone spürt, wie die Feindschaft der Zuhörer zerschmilzt. Monsieur L’Agréable stößt Monsieur L’Utile an, beide nicken anerkennend und lächeln ihr zu. Eine hohe, warme Welle des Verstehens geht von den Zuhörern zu Simone.

Die Richter aber setzen sich steifer. Die Zweihundert Familien auf ihrer Tribüne straffen sich feindselig. Und der Marquis räuspert sich herausfordernd, und mit falscher, etwas ironischer Höflichkeit fragt er: »Wie war er denn angezogen, dein Herr Vater, der Auftraggeber?« – »Er war bescheiden angezogen«, antwortet Simone. »Er hat nicht viel Geld gehabt, weil er ein Kämpfer war. Père Bastide hat mir gesagt, mein Vater Pierre Planchard hat seine Anzüge in den Galeries Lafayette von der Stange gekauft.«

»Hat er nicht struppiges, verwahrlostes Haar gehabt?« fragen die Richter. Und Simone antwortet: »Er hat keine Zeit gehabt, sein Haar zu pflegen. Er hatte zuviel zu tun mit der Tröstung der kleinen Leute.«

Da freuen sich die Tausende von Zuhörern. »Bravo«, schreit Monsieur L’Agréable. »Bravo«, schreien die andern. Der Châtelain aber steht auf, er schaut groß aus in seiner roten Robe, obgleich er klein ist, er hat seine glänzenden Reitstiefel an, er schlägt mit der Gerte gegen die Stiefel und droht: »Ich werde den Saal räumen lassen.«

Etienne steht da, als Zeuge. »Ist sie hoffärtig gewesen?« wird er gefragt. »Hat sie sich ihrer Aktion gerühmt? Hat sie sich gefreut, wie die Leute ihr nachgeschaut haben? Hat sie Ihnen von der Jungfrau von Orléans gesprochen?« – »Wir sprechen alle gerne von der Jungfrau von Orléans«, antwortet Etienne, »sie ist ein leuchtendes Vorbild.« – »Gewiß«, sagt Maître Levautour, »vor allem deshalb, weil sie verbrannt wurde.« Und der Châtelain erläutert: »Die Opferfähigkeit, darauf kommt es an. Sie hat sich verbrennen lassen, nicht einen Fuhrpark, der andern gehört. Darum feiern sie auch die Zweihundert Familien.«

Gilles de Rais, als Zeuge, sagt aus: »Mademoiselle hätte natürlich besser daran getan, Zucker in das Benzin zu schütten. Aber woher hätte sie das wissen sollen? Ihr hat man ja alles verheimlicht. Sie ist in der Villa Monrepos groß geworden zwischen lauter Dummheit und Vorurteil.« – »Wenn Sie weiter hochachtbare Geschäftsleute auf solche Art beschimpfen, Sie unverschämter Zeuge«, verwarnt ihn der Marquis, »dann lasse ich Sie in der Seine ertränken.« – »Das probieren Sie einmal, Sie Faschist«, antwortet Maurice. »Sie werden sehen, wie prompt sämtliche Chauffeure streiken. Da können Sie sich Ihre Weine alleine fahren.«

Dann wird eine neue Zeugin aufgerufen. Simone kann ihren Namen nicht verstehen, doch wie die Zeugin antwortet: »Zur Stelle«, da überläuft es Simone. Ja, diese kalte, helle, leise Stimme, die man gleichwohl bis in den letzten Winkel der Kathedrale hört, ist Madames Stimme. Sie ist aufgestanden, die stolze Königin Isabeau, von ihrem Grabdenkmal, sie hat den mächtigen Leib in das Korsett und das schwarze Seidenkleid gepreßt, und da steht sie nun auf der Kanzel und beschaut sich Simone verächtlich durch ihr Lorgnon. »Schauen Sie sie an, meine Herren Richter«, sagt sie. »Sie ist in Wahrheit die Tochter ihres Vaters. Sie haben es gehört, der berüchtigte Pierre Planchard hat nicht einmal das Geld gehabt, zum Friseur Armand zu gehen und sich sein Haar schneiden zu lassen, und angezogen war er so schäbig, daß der Text der Rückseite durch seine Kleider durchschlug. Aber den Kopf hat er hoch getragen wie eine Giraffe. Und genau so ein Fräulein Habenichts und Hochnas ist die Angeklagte. Keinen roten Sou hat sie, verdorben und gestorben wäre sie, wenn ihr nicht mein Sohn Dach und Tisch und Bett angeboten hätte. Aber haben tut sie sich, als gehörte ihr das Transportunternehmen. Ein einziges Stück Stolz und Vorwitz ist sie. Aufsehen erregen beim gemeinen Volk, das ist alles, was diese Planchards wollen und können. Darum ist Pierre Planchard in den Urwald gegangen und hat die armen Neger aufgehetzt, die vorher so glücklich waren. Und darum hat diese da den Fuhrhof angezündet und meinem armen, guten Sohn sein Leben kaputtgeschlagen. Und darum auch hat sie die dunkelgrünen Hosen angezogen. Alles nur, damit die Leute von Saint-Martin ihr nachschauen. Und besonders der Chauffeur Maurice. Und was ist sie, wenn man sie näher untersucht? Eine Hausdiebin. Da«, und sie zieht den Schlüssel zum Privatkontor heraus und hält ihn Simone vor die Augen, und der Schlüssel wird immer größer.

»Wir danken, Madame«, sagt der Châtelain, »wir sind jetzt im Bilde«, und er und alle andern nehmen wieder die Kapuzen mit den Hakenkreuzen übers Gesicht.

»Wir schreiten zur Verurteilung«, verkündet die vorsitzende Kapuze. »Meine Herren Kollegen und Faschisten, diese Simone, welche sich die Jungfrau von Orléans nennt, hat gelästert und geschändet durch Wort und Tat die Heiligkeit gewinnbringender Arbeit. Was steht darauf?«

»Der Tod«, erwidert der rote Berg mit den Hakenkreuzen.

»Sie hat geleugnet die Autorität der Generäle, welche aus sachverständigen, vaterländischen Gründen die französische Armee den Nazi übergeben haben. Was steht darauf?«

»Der Tod«, erwidert der rote Berg.

»Sie hat innerlich und äußerlich aufbegehrt gegen die überlegene Weisheit Madames und also mißachtet die Autorität der Familie. Was steht darauf?«

»Der Tod«, erwidert der rote Berg.

»Wir erklären somit«, faßt der Marquis zusammen, »und befinden als Recht: Diese Simone Planchard, auch genannt Jeanne d’Arc, hat verräterisch festgehalten an den ausgefransten Idealen ihres schlecht gekleideten Vaters ›Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‹ und hat vorwitzig in den Wind geschlagen die Prinzipien des neuen Frankreichs, repräsentiert durch den greisen Marschall, die Prinzipien ›Arbeit, Vaterland, Familie‹. Wir verurteilen deshalb diese Vorwitzige und Verkommene zum öffentlichen Tode. Ich frage Sie, Messieurs, wie soll die Exekution vollzogen werden?«

»Sie soll verbrannt werden«, erklärt der rote Berg.

»Sie soll verbrannt werden, gestern, heute und morgen«, verkündet der Marquis und bricht den Stab, und alle Ungeheuer krächzen.

Sie hockt auf dem Schinderkarren, es ist der Peugeot, der schon lange hätte ausrangiert werden sollen, und der alte Chauffeur Richard hat vier Pferde vorgespannt, damit er auch sicher ankommt. Die Exekution findet statt auf der Place du Général Gramont. Dort steht auch bereits die Guillotine.

Zuerst wird Simone mehrmals um den großen Platz herumgeführt, damit alle sie gut sehen können. Die Flüchtlinge schauen sie genau an, das Kind hört auf, mit seiner Katze zu spielen, und betrachtet sie. Alle Fenster des Hotels sind besetzt mit Leuten. Aus dem Zimmer Napoleons schaut Madame heraus, heute ist ihr großer Tag.

Das Podium in der Mitte der Guillotine wird immer höher, Simone steht da, sehr klein, und schaut hinauf. Neben ihr, ein bißchen hinter ihr, steht Monsieur Peyroux, der Buchhalter, mit seinem Hasengesicht, und auf geheimnisvolle Art wispert er ihr zu: »Die Firma Planchard läßt keinen ihrer Angestellten sitzen. Der Chef hat es sich was kosten lassen, Sie zu retten, Mademoiselle. Jetzt brauchen Sie nur mehr ein bißchen zu widerrufen, dann können Sie nach Hause gehen und sich ausschlafen. Hier, bitte«, und er gibt ihr seinen Füllfederhalter. »Nur eine kleine, kleine werte Unterschrift.«

Sie hält den Füllfederhalter in der Hand. Sie starrt auf das Dokument, auf den weißen Fleck, wo ihre Unterschrift hin soll. Sie will nicht unterschreiben, aber den Federhalter gibt sie auch nicht zurück. Es ist schrecklich, zu sterben, so jung und auf so gräßliche Art, und nur, weil man etwas Gutes und Anständiges getan hat. Es ist eine gnadenlose, ungerechte Welt, und alle lassen einen im Stich.

Monsieur Peyroux zieht seine Uhr heraus. »Ich bedaure unendlich, Mademoiselle«, sagt er, »aber der Herr Henker wartet nur mehr eine Minute. Ich zähle also bis sechzig.« Er steht da, devot und mißbilligend, und beginnt zu zählen: »Eins, zwei, drei, sieben, zwölf«, und bei jeder Ziffer reißt es Simone. Sie will nicht sterben. Sie braucht nur zu unterzeichnen und ein paar Buchstaben hinzumalen, dann darf sie leben. »Siebenundzwanzig, einunddreißig, sechsunddreißig«, zählt Monsieur Peyroux. Sie verspürt eine ungeheure Lockung zu unterschreiben. Nur ein paar Buchstaben. Sie darf nicht, sie darf es nicht, sie darf ihren Auftrag nicht verraten. Er hält ihr immer das Dokument hin, die Lockung ist unwiderstehlich, ihre Hand rückt immer näher an das Dokument. Wenn er nur endlich fertig wäre mit seiner Zählerei. »Vierundfünfzig.« Jetzt kann es nicht mehr lange dauern. »Achtundfünfzig, neunundfünfzig, sechzig.«

Ah, jetzt ist es entschieden. Jetzt ist sie die Verlockung los. Jetzt muß sie sterben. Mit ungeheurer Erleichterung und erdrückender Angst sieht sie Monsieur Peyroux, sein Schriftstück und seinen Federhalter verschwinden.

Und jetzt soll sie die Stufen hinaufsteigen. Sie darf keine Angst zeigen. Es kommt darauf an, daß sie mutig ist, man erwartet es von ihr, und mit Recht; wenn sie jetzt nicht mutig ist, dann war alles, was sie bisher getan hat, leere Prahlerei. Mut. Hinauf. Die Stufen hinauf.

Oben wartet das Beil. Es schwankt ganz leise hin und her, es ist blau und flirrend, und gleich wird es rot sein. Und sie wird ohne Kopf sein, und gräßlich wird das Blut herausspritzen.

Sie kann die Stufen nicht hinaufsteigen. Sie ist gelähmt. Nicht auf die unterste Stufe kann sie den Fuß setzen. Nicht heben kann sie den Fuß.

Eine Hand kommt heran, sie zu packen und hinaufzuschleppen. Die Hand kommt von hinten, von oben, Simone sieht sie nicht, aber sie spürt, wie sie näher kommt, sich senkt, schwer, drohend, gräßlich. Und was für eine Schande, was für eine unausdenkbare Schande, daß man sie schleppen muß und stoßen, weil sie zu feig ist. Die Hand senkt sich, senkt sich, quälend langsam, immer näher. Es ist eine harte Hand, sie wird fest zupacken, Simones Schulter wird braun und blau sein wie damals, da die Hand Onkel Prospers sie an der Schulter gepackt hat.

Schon spürt sie die Ausstrahlung der Hand. Ihr Nacken zuckt, überfröstelt, mit sich sträubenden Härchen. Da klingt ihr eine Stimme ins Ohr, zart, klar, tröstlich: »Fürchte dich nicht.« Es ist Henriettes Stimme. Und die Hand ist fort. Und die Angst ist fort.

Simone hebt den Fuß. Sie steigt die Stufen hinauf, nicht gestoßen, allein. Vor ihr ist Henriette. Henriette geht nicht, sie schwebt auch nicht, sie gleitet auf eine beglückende Art die Stufen hinauf.

Oben wartet noch immer blau und flirrend das Beil. Noch immer schwingt es leise, es ist sehr groß, es wird immer größer, doch es hat nichts Schreckeinflößendes mehr. Es ist nur mehr Bläue, eine helle, freundliche Bläue. Die Bläue wölbt sich, wölbt sich immer höher, es ist nicht mehr das Beil, es ist der Himmel. Und es sind keine Stufen mehr, auf denen Simone schreitet. Sie schwebt, sie gleitet nach oben. Und sie spürt, wenn sie oben ist, wird alles Feige und Gemeine tief unter ihren Füßen liegen, und sie selber wird ein Teil sein der hellen, tapferen, seligen Bläue.

## 

## 6

## Der Fallensteller

Am Morgen des übernächsten Tages, ziemlich früh, kam Onkel Prosper von seiner Reise zurück.

Simone war gerade dabei, das Blaue Zimmer aufzuräumen, die Tür zur Halle stand auf, sie sah ihn kommen. Sie rührte sich nicht. Er legte Hut und Überrock ab, stellte den Koffer in das kleine Gelaß der Halle, ging hinauf in sein Zimmer. Sie wußte nicht, ob er sie gesehen hatte.

Ob willentlich oder unwillentlich, gesprochen hatte er nicht mit ihr, begrüßt hatte er sie nicht, übersehen hatte er sie; soviel war gewiß. Das bestärkte sie in der tiefen Niedergeschlagenheit, in dem dumpfen Verzicht, dessen sie voll war, seitdem sie das Angebot des Maurice abgewiesen hatte.

Sie achtete darauf, was Onkel Prosper den Tag über trieb. Er ging nicht aus, er blieb in der Villa Monrepos, er begab sich nicht nach Saint-Martin. Doch zu Gesicht bekam ihn Simone nur bei den Mahlzeiten, während sie servierte. Sonst war er die meiste Zeit oben in Madames Zimmer, das abgelegen und sicher vor jeder Belauschung war. Es war keine Frage, sie redeten über sie, Simone, sie beschlossen über ihr Schicksal.

Und auf einmal stand in Simone die verschüttete Hoffnung neu auf. Es war ein gutes Zeichen, daß es über sie und über ihr Schicksal noch ein so lang und breites zu reden gab. Vielleicht, wahrscheinlich hatte Onkel Prosper in Francheville dennoch Mittel und Wege ausfindig gemacht, sie vor der Hand der Deutschen zu retten. Vielleicht, wahrscheinlich war diese Rettung kostspielig. Vielleicht, wahrscheinlich suchte er jetzt Madames Zustimmung.

Gegen Abend, kurz vor dem Essen, erschien Madame in der Küche. Prüfte nach, was Simone für die Mahlzeit vorbereitet hatte, kostete, verlangte eine Spur mehr Zwiebel für die Suppe. Dann, beiläufig, sagte sie: »Aber vorher geh ins Blaue Zimmer, mein Sohn hat mit dir zu reden.«

Simone hatte sich vorgenommen, nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. Trotzdem wurden ihr jetzt, da die große Auseinandersetzung zwischen ihr und Onkel Prosper stattfinden sollte, die Knie schwach. Sie wollte hinauf in ihre Kammer, um sich zurechtzumachen. Doch Madame sagte: »Du kannst bleiben, wie du bist.«

Simone ging ins Blaue Zimmer, im Küchenkleid, die Schürze darüber.

Onkel Prosper stand am Fenster und schaute in den Garten. Als sie eintrat, drehte er sich um, beschäftigten Gesichtes, die dicken Brauen unbehaglich zusammengezogen. Er trug einen hechtgrauen Anzug, er sah stattlich aus, es war eine Niedertracht, daß Madame sie in ihrer Küchenschürze zu ihm geschickt hatte.

Onkel Prosper, gegen seine gewohnte Art, schien verlegen. Er brauchte eine Weile, einen Anfang zu finden. Er ging auf und ab, dann setzte er sich an den kleinen Tisch, an dem er den Kaffee zu trinken pflegte. Dort stand eine Flasche Pernod und ein Likörglas, er hatte einen Apéritif genommen.

Simone, nachdem sie ihn höflich begrüßt hatte, stand da, wartete. Sie war wieder ganz ruhig, doch voll gesammelter Aufmerksamkeit. Nicht nur sah sie scharf jeden Zug seines Gesichtes, sondern sie beobachtete auch mit gespannten Sinnen, was sonst im Zimmer war. Der Pflock, der die Schnur des einen Fenstervorhanges hielt, hatte sich gelockert; sie notierte sich innerlich, sie habe ihn morgen früh fester einzuschlagen.

»Setz dich doch«, sagte Onkel Prosper, etwas nervös. Er schüttete noch ein Gläschen seines Pernod hinunter. »Schade, daß du nicht trinkst«, sagte er mit erkünstelter Munterkeit. »Bei einem Apéritif spricht es sich viel leichter.« Simone erwiderte nichts. Sie saß auf ihrem kleinen Stuhl, bescheiden, aschenbrödelhaft.

Unzählige Male während dieser zehn Jahre war sie so dagesessen, schäbig, demütig. Heute auf einmal schien es ihm anstößig. »Ich finde diesen ganzen Zustand unerträglich«, brach er los. »Ich finde es unerträglich, daß du dich hier im Hause herumdrückst wie ein geduldetes Dienstmädchen. Die Tochter meines Bruders. Aber Maman hat ihre guten Gründe, und ich kann mich ihnen nicht verschließen.«

Es war also, wie sie angenommen hatte. Es war Madames Idee gewesen, sie vom Tisch zu treiben, sie wie eine Gefangene zu halten.

»Das war gescheit von dir damals«, fuhr er fort, »daß du dich mir hast eröffnen wollen. Aber leider hast du ja gleich mit einer Volksrede angefangen und bist mir so über den Mund gefahren, daß beim besten Willen kein vernünftiges Gespräch zustande kommen konnte. Die Tochter meines Bruders eine Diebin, eine Hausdiebin, und stellt sich vor mich hin und tut, als hätte sie Rechenschaft von mir zu verlangen. Ich bringe viel Geduld auf, ich bemühe mich, jedem gerecht zu werden, aber alle Geduld hat ihre Grenzen.«

Simone schwieg. »Was ich heute noch nicht begreife«, setzte er nach einer Weile von neuem an, »was mir einfach nicht in den Kopf geht, das ist, daß du damals nicht zu mir gekommen bist, bevor du das Unglück angerichtet hast, daß du damals nicht offen mit mir hast reden wollen. Du lebst jetzt zehn Jahre unter meinem Dach. Da hast du doch Gelegenheit gehabt, mich kennenzulernen. Du mußt doch wissen, daß man mit mir reden kann. Warum bist du damals nicht einfach zu mir gekommen und hast gesagt: ›Ich halte es für richtig, jetzt den Fuhrpark zu zerstören?‹ Dann hätten wir es diskutiert, ich hätte dir auseinandergesetzt, warum ich es nicht für richtig hielt, ich hätte dir meine guten Gründe gesagt, und ich bin sicher, du hättest sie verstanden; du bist ja ein gescheites Mädchen. Ich hätte dir die Torheit bestimmt ausreden können. Statt dessen gehst du hin, stiehlst hinter meinem Rücken den Schlüssel und richtest uns alle zugrunde.«

Er sprach herzlich, redlich, kameradschaftlich, väterlich auf sie ein. Vor einer Woche noch hätte sich Simone wahrscheinlich überzeugen lassen. Heute sah sie in ihm nur den Mann, der sich alles so zurechtbog und zurechtlog, wie es für ihn am bequemsten war. Sie erwiderte obstinat: »Sie wissen ganz genau, warum ich es getan habe.« Damit war alles gesagt, damit waren seine ganzen schönen Argumente weggewischt.

Er ließ den Gegenstand fallen. Voll Bitterkeit erwiderte er: »Wenn ich dich so reden höre, dann begreife ich nicht, warum ich mir die ganze Zeit her den Kopf zermartert habe, dir zu helfen.«

»Ich glaube nicht, daß ich Hilfe brauche«, sagte Simone. »Ich glaube nicht, daß ich in Gefahr bin.« Sie hatte sich die Erklärungen des Maurice überlegt, wieder und wieder; jetzt konnte sie Onkel Prosper zeigen, daß er sie nicht so leicht dumm machen konnte. »Ich hab es getan, bevor die Deutschen da waren«, setzte sie ihm auseinander. »Ich habe eine Weisung ausgeführt, welche die Unterpräfektur gegeben hatte. Ich habe nicht mehr getan, als was jeder französische Soldat getan hat oder hätte tun sollen. Wenn ich strafbar bin, dann ist jeder französische Soldat strafbar. Sie brauchen sich den Kopf nicht zu zermärtern, Onkel Prosper«, schloß sie mit kaum merkbarer Ironie. »Ich kann mir nicht denken, daß mir die Boches etwas anhaben werden.«

Onkel Prosper, durch die Folgerichtigkeit ihrer Sätze etwas aus dem Konzept gebracht, trank von seinem Pernod. »Ich möchte wissen«, grollte er, »wer dir das in den Kopf gesetzt hat. Du glaubst doch wohl selber nicht, daß sich die Boches, wenn sie dir was antun wollen, durch juristische Finessen werden hindern lassen. Die machen keine langen Faxen, meine Liebe, darauf kannst du Gift nehmen. Wenn sie dich nicht gleich gepackt haben, so hast du das nur einer glücklichen Konstellation zu verdanken. Sie suchen sich zur Zeit mit uns zu verhalten, sie machen in Verständigungspolitik. Aber das wird nicht ewig dauern. Sie sind entschlossen, es abwechselnd mit Zucker und Peitsche zu versuchen; das hat mir einer ihrer Offiziere selber gesagt, jetzt in Francheville. Vielleicht haben sie schon morgen Interesse daran, zu behaupten, hierzulande seien selbst die Halbwüchsigen aufgehetzt, und sie packen dich, und um ein abschreckendes Exempel zu statuieren, erschießen sie dich oder schicken dich in ein Zuchthaus nach Deutschland. Sie sind die Herren, sie können tun, was ihnen beliebt. Und da stellst du dich hin und erklärst: Ich bin nicht in Gefahr, ich kann mir nicht denken, daß die Boches mir etwas antun wollen.«

Was Onkel Prosper sagte, hatte Sinn, ja, es deckte sich zum Teil mit dem, was Maurice ihr erklärt hatte. Wenn Simone bedachte, wie nahe die Gefahr war, zog sich ihr das Herz zusammen vor Angst. Aber gleichzeitig atmete sie auf: die Gefahr kam nicht von Onkel Prosper, sie kam von den Boches.

Und jetzt gar begann Onkel Prosper zu lächeln, er lächelte übers ganze Gesicht, jenes strahlende Lächeln, das Simone ins Herz zu gehen pflegte. »Aber du hast trotzdem recht«, sagte er. »Ohne zu wissen, wie und wieso, hast du recht. Du bist wirklich nicht mehr in Gefahr, oder doch nicht mehr lange. Ich habe nämlich eine Idee gehabt, eine praktische Idee, und ich bin nicht erst zu Philippe gegangen, dem Trottel, sondern gleich nach Francheville, zu dem Präfekten. Ich habe ihm meine Idee vorgetragen, er hat auch sofort bei den Deutschen vorgefühlt, und« – Onkel Prosper atmete tief auf – »ich bin froh, es scheint zu klappen. Die Gefahr ist so gut wie vorbei.«

Simone saß auf ihrem kleinen Stuhl, verschlossenen, nachdenklichen Gesichtes. Seltsamerweise waren ihre Zweifel an seinen guten Absichten wieder zurückgekehrt, und mehr als die Einzelheiten des Planes, den er sich da ausgeklügelt hatte, beschäftigte es sie, ob er es mit ihr ehrlich meinte oder nicht.

Er, enttäuscht von ihrem Schweigen, sprach mit weniger Elan weiter. Legte ihr dar, was er im Sinne hatte.

Die Boches, erklärte er ihr, führten genau Buch über die Zuverlässigkeit der von ihnen besetzten Orte. Saint-Martin sei infolge der Brandstiftung besonders schlecht angeschrieben, die Stadt sei einer Menge von Schikanen unterworfen, die andern Gemeinden erspart geblieben seien. Nun lasse sich die Tatsache der Brandstiftung natürlich nicht wegdisputieren. Wohl aber lasse sich darüber streiten, ob sie wirklich aus politischen Motiven erfolgt sei. »Kannst du mir folgen?« fragte er.

Simone hatte nicht ohne Argwohn zugehört. Trocken antwortete sie: »Ja.«

»Es ist so zu verstehen«, führte Onkel Prosper aus, »daß die Brandstiftung aus der Sphäre des Politischen in die des rein Kriminellen, gewissermaßen des Privaten geschoben werden müßte. Die Boches stehen auf dem Standpunkt, in Gegenden, wo Akte nationalen Fanatismus vorgekommen seien, müßten sie selbstverständlich strengste Sicherungsmaßnahmen treffen. Wo aber die Bevölkerung ihren guten Willen zeige, mit den Besatzungsbehörden zusammenzuarbeiten an der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, dort seien auch sie, die Boches, zu jedem Entgegenkommen bereit. Offiziere des deutschen Stabes haben dem Präfekten ausdrücklich zugesagt, falls eine Klärung der Brandstiftung erfolge in dem Sinne, wie ich ihn eben angedeutet habe, dann würden sie sogleich die Sonderrestriktionen für Saint-Martin und Umgebung aufheben.«

Simone erkundigte sich sachlich: »Wenn ein Franzose die Anordnungen der französischen Behörden befolgt, ist das Fanatismus?« – »Es kommt nicht darauf an«, entgegnete ungeduldig Onkel Prosper, »wie wir diese Frage beantworten. Es gilt da leider nur die Meinung derjenigen, welche unser Schicksal in der Hand haben.«

Er ging auf und ab, er schaute sie nicht an, sie aber folgte ihm mit den Augen und sah, daß seine dichten, rotblonden Brauen nervös zuckten. Sie war auf der Hut. »Wie sollte man glaubhaft machen können«, fragte sie, langsam, die Worte sorgfältig zusammenstellend, »daß die Aktion aus privaten Motiven vollbracht worden sei, da sie doch offenkundig aus politischen erfolgt ist?« Sie spürte, jetzt werde sie das Entscheidende hören.

Onkel Prosper stand am Fenster und trommelte mit den Fingern. Er ging zurück zu dem Tisch, nippte an seinem Pernod, wischte sich über die Lippen und sagte dann, leichthin: »Zur Zeit scheint den Boches daran zu liegen, die Idee der Kollaboration zu unterstreichen. Jedenfalls sind sie geneigt, ein Auge zuzudrücken. Ein Stempelpapier mit etwas halbwegs Glaubhaftem genügte ihnen. Du bräuchtest nur eine Erklärung zu unterzeichnen, du habest die Garage aus persönlichen Gründen angezündet. Sagen wir, weil du Streit gehabt hast mit Maman.«

Simone war es, als schlüge sie einer auf den Kopf. Ihr wurde schwarz vor Augen, sie glaubte, sie werde von ihrem Stuhl fallen. Doch die Schwäche ging schnell vorbei, schon konnte sie wieder sprechen. Wie durch einen Nebel hörte sie ihre eigene Stimme, sie klang klar und fest: »Niemals werde ich eine solche Erklärung unterzeichnen. Sie können mir das auch gar nicht im Ernst zumuten.«

Onkel Prosper schluckte. Doch er war wohl darauf vorbereitet gewesen, daß sie seinem ungeheuerlichen Vorschlag nicht ohne weiteres zustimmen werde. »Ich begreife«, redete er, nachdem er eine kleine Weile geschwiegen, ihr sanft zu, »ich begreife, daß du zu deiner Tat stehst und daß du dich dagegen wehrst, dir falsche Motive unterschieben zu lassen. Aber bedenke, bitte, folgendes. Deine« – er suchte nach dem Wort – »Aktion mag Sinn gehabt haben, als du sie vollbracht hast. Damals konntest du dir sagen: Vielleicht geschieht doch noch ein Wunder, vielleicht hält sich die Armee doch. Aber jetzt, nachdem der Waffenstillstand geschlossen und der Krieg aus ist, sehe ich nicht, wem es nutzen soll, wenn man darauf beharrt, daß die Tat aus politischen Motiven geschehen sei. Solcher Starrsinn hätte ausschließlich üble Folgen. Du selber bliebest dem Zugriff der Boches ausgesetzt, und Saint-Martin würde weiter schlechter behandelt werden als irgendeine andere Stadt in Burgund. Dein Freund Xavier Bastide wird dir bestätigen, daß an den Restriktionen nur diese unselige Geschichte schuld ist.«

Ihr Gesicht blieb abweisend, verschlossen. Er trat nah an sie heran, legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie roch den Geruch des Pernod, der aus seinem Munde kam, und sie sah sein Ohr, das spitz zulaufende, verdickte. Fast unmerklich zuckte sie mit der Schulter, er nahm die Hand wieder fort.

»Ich gebe zu«, setzte er von neuem an, »einige in der Gemeinde, vor allem diejenigen, die nichts zu verlieren haben, finden das, was du gemacht hast, großartig. Aber viele schimpfen darüber, daß sie deinethalb so viel zu erdulden haben, und einige sind ungeheuer aufgebracht. Du hast keine Ahnung, wessen die Menschen fähig sind, wenn es ihnen an den Geldbeutel geht, und eine ganze Menge Leute glauben, sie hätten die Zeche zu zahlen für dein Heldentum. Ich sage dir ganz offen, ich fürchte, man wird nicht davor zurückschrecken, dich zu denunzieren, du habest sabotiert erst zu einer Zeit, da die Boches schon ihre Strafen darauf gesetzt hatten. Es gibt viele, welche die Familie Planchard nicht lieben, und die Tochter Pierre Planchards schon gar nicht. Es gibt viele, die glauben, bessere Beziehungen zu den Deutschen seien mit einigen Unannehmlichkeiten der Mademoiselle Simone Planchard nicht zu hoch bezahlt. Du bist mehr gefährdet, als du glaubst. Wir kennen alle den Châtelain und wissen, was wir von Leuten seines Schlages zu gewärtigen haben. Mir scheint, da ist es klüger, zu handeln, solange noch Zeit ist.«

Onkel Prosper schenkte sich noch einen Pernod ein, er hob das Glas, seine Hand zitterte leise, er stellte es wieder hin, ohne getrunken zu haben. Sein großes Gesicht, das jede Stimmung beredt wiedergab, wölkte sich. »Ich rede nicht von mir«, sagte er trüb, er sprach mehr zu sich selber als zu ihr. »Ich rede nicht davon, daß ich mein Geschäft, den Sinn meines Lebens, durch deine voreilige Aktion verloren habe. Nicht nur haben die Boches mir die Firma gestohlen; auch bei denen hier im Ort, die was zu sagen haben, bin ich unten durch. Sie treiben das, was sie realistische Politik nennen, sie glauben, daß ich hinter deiner Aktion stecke, sie wollen nichts mehr mit mir zu tun haben. Maman – ich sag es dir freimütig – predigt mir die ganze Zeit, ich solle doch einfach abwarten, bis die Boches dich packen, dann werde sich alles von selber regeln, ich solle doch einfach den Dingen ihren Lauf lassen. Das werde ich natürlich nicht. Ich denke nicht daran, dich preiszugeben, um meine Haut zu retten. Ich werde gegen den Châtelain und das ganze Gesindel um dich kämpfen. Mit allen Mitteln. Ich lasse nicht die Tochter meines Pierre sitzen, weil sie eine ebenso törichte wie edle Handlung begangen hat. Ich stelle mich vor dich hin, ich schütze dich. Aber der einzige wirksame Schutz in diesem Fall ist eben List. Sei vernünftig. Unterzeichne die Erklärung. Es ist eine nichtssagende Formalität, und wir schlagen damit dem Châtelain seine Waffe aus der Hand.«

Simone dachte so scharf nach, daß sich ihre Brauen zusammenzogen. »Was müßte in einer solchen Erklärung stehen?« fragte sie sachlich. Onkel Prosper, prompt und leichthin, erwiderte: »Nun, was ich schon angedeutet habe. Daß du aus persönlichen Motiven gehandelt hast, zum Beispiel, weil du zornig warst über einen Tadel Mamans. Das Ganze müßte als ein Kinderstreich dargestellt werden.« – »Aber eine solche Erklärung wäre doch verbrecherischer Unsinn«, empörte sich Simone. »So was glaubt doch kein Mensch.« – »Da hast du ganz recht«, gab Onkel Prosper zurück. »Kein Mensch in Saint-Martin wird sich von einer solchen Erklärung irreführen lassen. Aber die Boches wollen nun einmal ihre Kollaboration. Sie glauben an Stempelpapier, sie haben uns ausdrücklich zugestanden, sie gäben sich mit einer solchen Erklärung zufrieden.«

Simone dachte zwei Augenblicke nach. Dann sagte sie: »Ich unterzeichne so etwas nicht.«

Onkel Prosper atmete stark und lief rot an. Aber noch einmal gelang es ihm, sich zu bezähmen. »Du bist ein Starrkopf«, sagte er. »Was du getan hast, war groß gemeint, das habe ich nie verkannt, so schwer es mich getroffen hat. Aber wenn du dich weiter dagegen sträubst, die schädlichen Folgen wiedergutzumachen, dann entwertest du deine Aktion und richtest dich selber und uns alle zugrunde.« Er stand auf, trat von neuem nah an sie heran, schaute ihr dringlich in die Augen. Sie saß auf ihrem Stuhl, versperrten Gesichtes, rührte sich nicht, erwiderte nichts.

Er wandte sich ab von ihr. Schweren Schrittes, schlaffer als sonst, ging er auf und nieder.

Und dann geschah etwas Unerwartetes, Unheimliches. Er ließ sich in einen Sessel fallen. Ließ den mächtigen Oberkörper vornübersacken. Schlug die Hände vors Gesicht. Fing zu weinen an. Weinte heraus, laut, hemmungslos.

Es erschütterte Simone, mit anzusehen, wie der sonst so männliche, gewalttätige Mann plötzlich derart zusammenbrach und haltlos weinte. Es war unerträglich. Es fiel ihr schwer, im Zimmer zu bleiben.

Nach einer Weile faßte sich Onkel Prosper. Mit einem etwas verzerrten Lächeln sagte er: »Entschuldige. Es war zuviel. Die Aufregungen dieser letzten Tage waren zuviel. Von allen Seiten bedrängen sie mich deinethalb und bestehen darauf, ich soll mich von dir lossagen. Ich zittere um dein Leben, sie ruinieren mir mein Geschäft, an dem meine Seele hängt, ich muß zuschauen, hilflos, mit gebundenen Händen. Dann habe ich eine Erleuchtung. Ich fahre nach Francheville. Ich laufe vom Präfekten zu den Boches und von den Boches zum Präfekten. Ich laufe herum bei den Rechtsanwälten. Es glückt mir, meine Idee den Boches schmackhaft zu machen. Es glückt mir, den Griff zu lockern, mit dem sie dich halten. Du bist so gut wie gerettet. Und dann jetzt das. Die starre Laune eines überspannten Heroismus haut alles wieder kaputt, und wir sind so weit wie vorher.«

Er stand am Fenster, er starrte hinaus in den Garten, sie sah nur seinen Rücken, der jetzt schwer und rund war. Ganz leise, so daß sie ihn kaum verstand, immer mit dem Rücken zu ihr, sagte er: »Dabei habe ich das gefürchtet. Ich kenne das. Daran ist Pierre zugrunde gegangen. Und man sieht es, wie ihr dem Abgrund zurennt. Man steht dabei, wissend, mit offenen Augen, und man kann nicht helfen. Ich kann mir nicht helfen, und ich kann dir nicht helfen, einfach weil du keine Vernunft annehmen willst.«

Simone, trocken, fragte: »Und wenn ich dergleichen unterzeichnete, dann, glauben Sie, werden die Boches und der Châtelain Ihnen Ihr Geschäft zurückgeben?«

Die Sachlichkeit dieser Frage brachte ihn sichtlich außer Fassung. Er fuhr herum und setzte an, etwas Großartiges zu erwidern. Doch er schluckte es hinunter und begnügte sich zu sagen: »Ich denke, sie würden es.« – »Und was würde mir geschehen, wenn ich unterzeichnete?« fragte Simone. »Dir?« fragte Onkel Prosper zurück, verwundert. Und sogleich, eifrig, beteuerte er: »Gar nichts. Ich sage dir doch, das Ganze ist eine reine Formalität.« – »Man würde gar nichts gegen mich unternehmen?« fragte zweifelnd Simone. »Man würde mich nicht einsperren?« – »Vorgegangen«, antwortete geläufig und mit großer Sicherheit Onkel Prosper, »vorgegangen wird in solchen Fällen nur, wenn der Geschädigte Klage erhebt. Kannst du dir vorstellen, daß ich gegen dich Klage wegen Brandstiftung erhebe? Das Ganze ist eine Farce. Die Boches brauchen etwas Schriftliches. Sowie das da ist, geben sie Ruhe.« – »Und mir würde gar nichts geschehen?« beharrte mißtrauisch Simone. »Ich müßte nicht ins Gefängnis?« – »Ich habe dir doch gesagt«, antwortete, etwas ungeduldig, Onkel Prosper, »daß ohne Anzeige keine Verfolgung stattfindet. Ganz abgesehen davon, daß du minderjährig bist. Ich verstehe dein Mißtrauen nicht«, fuhr er fort, nicht ohne Unmut. »Es geht um dein Leben. Es geht um das Wohl des ganzen Départements. Es geht um mein Geschäft. Und du zögerst, eine belanglose Formalität zu erfüllen.«

Sein großes, hilflos zorniges, flehendes Gesicht war ganz nahe vor ihr. Der Schwall seiner Worte verwirrte sie. Sie fühlte sich müde, zerschlagen von dem ewigen Hin und Her, dem ewigen Sichwehren, Gezerrtwerden. Alles in ihr sehnte sich nachzugeben.

Sie raffte sich zusammen. Sie will nicht ein zweites Mal etwas Übereiltes tun, sie will sich nicht überrumpeln lassen von Onkel Prospers Worten und Blicken. Sie will sich nicht in seiner Gegenwart entschließen. Sie will das Für und Wider wägen, in Ruhe, allein, zweimal, zehnmal. Sie preßte die Lippen fest zusammen. Sie wird jetzt weder ja sagen noch nein.

Als hätte Onkel Prosper ihre Gedanken gespürt, sagte er, sehr freundschaftlich: »Ich dränge nicht weiter in dich. Ich bitte dich nur, denk an dich, an dich allein.«

Sie stand auf und wollte gehen. Er hielt sie zurück. »Ich brachte es nicht über mich«, sagte er, »mit Maman in deiner Gegenwart darüber zu diskutieren, ob man die Opfer bringen soll, die deine Rettung erfordert. Ich hab dir ja offen gesagt, daß Maman zuerst Bedenken hatte. Jetzt aber habe ich sie überzeugt. Es gibt keine Geheimnisse mehr zwischen uns dreien. Du bist im Bilde. Du weißt, wie du dich retten kannst, und daß wir alle bereit sind, dabei mitzuwirken.« Er lächelte. »Natürlich wirst du von nun an wieder mit bei Tisch essen.« Er tätschelte sie. »Es ist spät geworden. Zieh dich um, Simone, und sei vernünftig.«

## 

## 7

## Die Verleugnung

Am Vormittag darauf, während Simone aufräumte, kam gegen ihre Gewohnheit Madame ins Blaue Zimmer.

Sie setzte sich in den Ohrenstuhl. Steif saß sie da, den Kopf in den Nacken gedrückt, so daß das gewaltige Doppelkinn noch mehr hervortrat. Schweigend schaute sie zu, wie Simone still und flink das Zimmer säuberte.

Endlich, mit ihrer harten, leisen Stimme, hob sie zu sprechen an.

Sie sei zuerst lange Zeit nicht einverstanden gewesen, erklärte sie, mit den Bemühungen Monsieur Planchards, Simone vor den Deutschen zu schützen. Wenn es nach ihr, Madame, gegangen wäre, dann hätte Simone die Folgen ihres Vorwitzes tragen müssen. Monsieur Planchard indes sei nun einmal fest entschlossen gewesen, Simone zu retten, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Opfer und Gefahren, und da er das Haupt der Familie sei, habe sie schließlich ihren Widerstand aufgegeben. Es falle einer alten Frau nicht leicht, mitzumachen in der widerwärtigen Komödie, die man sich ausgedacht habe, um den Boches krumme und gefährliche Lügen aufzutischen. Doch es gehe um die Familie, um die Einheit der Familie, und darum habe sie sich gefügt.

Simone wischte Staub und hörte zu. Madame genierte sich nicht. Madame sagte es glatt heraus, daß sie willens gewesen war, sie den Boches auszuliefern. Simone erinnerte sich jenes Augenblicks, da sie den ungeheuern Haß in Madames Augen hatte aufblitzen sehen.

Monsieur Planchard, fuhr Madame fort, habe sich Simones wegen erniedrigt wie niemals für sein Geschäft oder für sich selber. Er habe in Francheville dem Präfekten die Tür eingelaufen, er habe sich vor den Boches gedemütigt. »Mein Sohn ist um Jahre gealtert«, schloß Madame. »Aber er hat es erreicht. Er hat dich gerettet.«

Simone kniete auf dem Boden und wischte mit einem Lappen. »Heute nachmittag kommt Maître Levautour«, eröffnete ihr Madame, »um deine Erklärung zu legalisieren. Zieh das schwarze Seidenkleid an. Es ist ein denkwürdiger Tag für dich.«

Im Grunde war es das gegebene, daß man Maître Levautour für die Legalisierung der Erklärung beizog. Trotzdem überfröstelte es Simone, als sie es hörte.

Die ganze Nacht hatte sie hin und her erwogen: Soll ich es tun, soll ich es nicht tun? Onkel Prosper hatte recht vor der nackten Vernunft. Jetzt, nach dem Waffenstillstand, blieben von ihrer Aktion nur mehr die schädlichen Folgen; von heute aus gesehen, war die Zerstörung des Wagenparks sinnlos. Aber in ihrem Innersten wußte sie, daß diese vernünftigen Argumente Scheinwahrheiten waren. Ihre Aktion war richtig gewesen, trotz allem, sie war heute noch richtig, und wenn sie unterschrieb, dann verleugnete sie ihre Aktion.

In ihrem Inneren schrie es: Nein, nein, ich werde nicht unterzeichnen, niemals. Laut sagte sie, und sie erschrak über ihre eigene Stimme: »Ja, Madame.«

Zu Mittag aß man zu dreien. Onkel Prosper hatte wenig Appetit, aber er war sehr gesprächig. Das Thema freilich, das sie alle unausgesetzt beschäftigte, vermied er sorglich. Erst im Blauen Zimmer, als ihm Simone den Kaffee einschenkte, sagte er: »Kopf hoch, Simone. Heute abend ist alles vorbei. Heute abend liegt alles hinter dir, und es wird sein, als wäre das Ganze nie gewesen.« – »Es ist aber gewesen«, sagte Madame. Und: Es ist aber gewesen, dachte stolz und bitter Simone.

Dann, nachdem sie das Geschirr gespült hatte, ging sie hinauf in ihre Kammer und machte sich zurecht, mit ruhigen, steifen, automatischen Bewegungen. Sie wusch sich und frisierte sich und zog das schwarze Seidenkleid an, aus dem sie ein wenig herausgewachsen war.

Eine halbe Stunde später saß man in Onkel Prospers Arbeitszimmer. Maître Levautour saß am Schreibtisch, auf dem Drehstuhl, mit dem Rücken zum Schreibtisch, und vor ihm, im Halbkreis, saßen die drei Planchards, Madame, Onkel Prosper, Simone.

Es war ein großer Schreibtisch. Auf ihm stand das altertümliche Schreibzeug, das Onkel Prosper hoch in Ehren hielt; es hatte eine Holzwand, darein geschnitzt war mit viel Kunst eine Nachbildung der »Grablegung« aus dem Hospital von Tonnerre. Ferner lag auf dem Schreibtisch der große Brieföffner aus altem Elfenbein. Außerdem lag auf ihm die Aktentasche Maître Levautours.

Maître Levautour saß bequem in dem Drehsessel, ihn ganz leise drehend, er hatte seine Beine übereinandergeschlagen. Er war ein kleiner, runder Herr, alles an ihm war fett, glatt, sauber, er stak prall in seinem hellen, grauen Anzug, er sprach schnell und verbindlich, seine schwarzen, listigen Augen glitten hurtig von einem zum andern, seine kleinen, weißen, fetten Hände machten freundliche Gesten, der große, helle Stein des Ringes, den er am Zeigefinger trug, blitzte.

»Darf ich zur Sache kommen?« fragte Maître Levautour. Er zog die braune Ledermappe näher und entnahm ihr ein Aktenstück. Er überflog es, dann, laut, verlas er: »In Gegenwart Madame Cathérine Planchards und Monsieur Prosper Planchards, wohnhaft beide im Hause Monrepos in der Gemeinde Saint-Martin, Quartier Sainte-Trinide, hat heute vor mir Mademoiselle Simone Planchard, wohnhaft ebenda, die folgende Erklärung abgegeben. Ich bekenne freiwillig und ohne Zwang, daß ich am 17. Juni 1940 die Baulichkeiten des Transportunternehmens Prosper Planchard & Cie. in Brand gesteckt habe. Ich habe es getan, weil ich den Tadel Madame Planchards, ich verrichtete die mir aufgetragenen Geschäfte in der Villa Monrepos nicht zu ihrer Zufriedenheit, als ungerecht empfand und mich darüber bitter kränkte. Ich sah keinen andern Weg, meinem Unmut Luft zu machen, und ich glaubte, Madame Planchard durch diese Handlung empfindlich zu ärgern und zu schädigen. Gelesen und unterschrieben.«

Maître Levautour las schnell und geübt. Simone sah seinen runden Mund, sah die kleinen Zähne, aus deren Gehege die monströsen Worte heraussprangen, geläufig, in zierlicher Folge. Simone sah die kleine, flache Nase des Mannes mit den weiten Nüstern, sie sah in dem glatten, weißen Gesicht den winzigen Pickel rechts vom Mundwinkel, sie sah den beringten Zeigefinger der gepflegten Hand, die das Dokument hielt. Einen solchen Widerwillen flößte ihr der Mann ein, daß sie sich zusammennehmen mußte, um den Sinn dessen aufzufassen, was aus seinem Munde kam. Dabei waren, genau wie gestern, als die Unterredung mit Onkel Prosper begann, auch jetzt ihre Sinne wach und sehr geschärft. Sie sah überaus klar und genau hinter dem lesenden Notar den Schreibtisch und alles, was darauf war. Sie sah das Schnitzwerk auf der Rückwand des Schreibzeugs so deutlich, daß sie mit geschlossenen Augen jede Einzelheit hätte schildern können. Sie roch den Ledergeruch, der von der großen, braunen Aktenmappe des Notars ausging, so stark, daß sie ihn, diesen Geruch dieser Ledermappe, niemals vergessen wird.

Maître Levautour war zu Ende. Ein ganz kleines Schweigen war. Dann fragte Simone, und nach der hellen, schnellen, verbindlichen Stimme des Notars schien die ihre noch voller und gelassener als sonst: »Glauben Sie das, Maître Levautour? Glauben Sie das, was Sie mir da vorgelesen haben?«

Maître Levautour erwiderte nichts. Er richtete die schwarzen, schlauen Augen auf Simone, ohne Ausdruck, nicht einmal erstaunt. An seiner Statt sprach Madame. Zu Onkel Prosper hinüber sagte sie: »Du siehst, sie wünscht nicht, daß man ihr hilft. Sie zieht es vor, daß die Deutschen die Affäre klären.« Maître Levautour aber, als hätte weder Simone gesprochen noch Madame, wies mit dem beringten Zeigefinger auf eine Stelle des Dokuments und sagte höflich: »Hier, bitte, Mademoiselle. Wenn Sie hier unterschreiben wollten.«

Simone starrte auf den beringten Finger und auf die weiße Stelle des Dokuments, auf die er hinwies. Sie war ganz in sich versunken. In ihr nach klangen die Worte Maître Levautours, in ihr nach klangen die Worte Onkel Prospers von gestern. Sie wußte, man wünschte, sie solle da ihren Namen hinschreiben, jetzt, und sicher war das auch für viele, möglicherweise sogar für sie selber von Vorteil. Etwas in ihr begehrte dringlich nachzugeben, den Federhalter zu nehmen, der da vor ihr war, ihren Namen hinzusetzen auf die weiße Stelle, schon damit endlich das Geziehe und Gezerre aus sei und alles entschieden und sie Ruhe habe. Ein Tieferes in ihr sträubte sich dagegen mit aller Kraft. Und ihr war, als hätte sie das alles, den Finger und die weiße Stelle des Dokuments und den hingereichten Federhalter und den Wunsch zu unterzeichnen, und den Wunsch, nicht zu unterzeichnen, als hätte sie das alles schon einmal erlebt.

Mit Mühe raffte sie sich zusammen. Riß sich los aus der Verzauberung, riß sich los von dem Anblick des blitzenden Ringes. Ganz leicht bewegte sie den Kopf, wie um etwas abzuschütteln, schaute sich im Zimmer um wie erwachend. Gewahrte Onkel Prosper, der in seinem Stuhle saß, ein wenig schlaff, den Kopf leicht vorgesenkt. Ihr Aug haftete auf ihm, immer mehr Leben kam in ihr Aug, immer fester mit ihrem Blick faßte sie ihn, und leise, doch überaus dringlich und bittend sagte sie: »Onkel Prosper, soll ich das unterschreiben?«

Jetzt mußte wohl Onkel Prosper aufschauen. Er hob auch den Kopf, er richtete die großen, blaugrauen Augen auf sie, er schaute sie an. Allein er schaute trüb und sonderbar leblos durch sie hindurch, über sie weg. Noch dringlicher wiederholte sie: »Soll ich das unterschreiben, Onkel Prosper?« Nur diese wenigen Silben sagte sie, in ihrem Innern indes beschwor sie ihn mit vielen starken Worten und beim Andenken ihres Vaters, ihr ehrlich zu raten, und sie wußte, daß er sie verstand.

Maître Levautour schaute vor sich hin, unbeteiligt, verbindlichen Ausdrucks; wahrscheinlich war hinter seiner glatten Stirn Verwunderung, daß man jetzt noch so viele Umstände machte und daß man in der Villa Monrepos die Angelegenheit nicht besser geregelt hatte, bevor man ihn herbemühte. Madame aber drehte den großen Kopf mit dem wohlfrisierten, verfärbten Haar ihrem Sohne zu, kaum merklich, und sie schaute ihn an, schräg, die Augen im Winkel; in diesen Augen war Aufmunterung, Mitleid, eine winzige Verachtung.

Onkel Prosper zog die Schultern hoch, sein Gesicht zuckte, er wand sich. Ein kleines Schnauben kam von ihm, es konnte ungeduldige Ablehnung bedeuten, Ratlosigkeit, es konnte bedeuten, was jeder, der es hörte, heraushören wollte. Dieses Schnauben war alles, was er erwiderte.

Da unterzeichnete Simone.

## 

## 8

## Das Unvergängliche

Des Nachts, in ihrer Kammer, bereute sie.

Niemals hätte sie unterschreiben dürfen. So lange hatte sie durchgehalten. Einer letzten Anspannung noch, eines letzten Nein hätte es bedurft, und da hat sie versagt.

Kein Onkel Prosper, nicht die »vernünftigen Geschäftsleute« allesamt haben ihre Aktion um ihren Sinn und Wert bringen können. Nur sie selber hat das können, durch die verbrecherische Dummheit ihrer Unterschrift.

Sie hat das Beste in ihrem Leben zertreten, beschmutzt, durchgestrichen. Weil sie’s nicht ertragen hat, Onkel Prosper in das gequälte, verzweifelte Angesicht zu schauen, weil sie im letzten Augenblick schwach geworden ist, darum hat sie ihre Aktion verleugnet und verpfuscht.

Hat alles verpfuscht. Hat ihr Leben verpfuscht. Denn wie soll sie weiterleben nach dieser Unterschrift? Sie hat nicht nur sich selber verleugnet, sie hat auch ihren Vater verleugnet.

Was soll sie tun? Niemand ist, der ihr raten könnte. Den einzigen, der willens und imstande war, ihr zu helfen, hat sie fortgeschickt, töricht, sinnlos, aus falscher Dankbarkeit für die Villa Monrepos.

Sie darf nicht immer das gleiche denken. Sie wird verrückt darüber.

Sie riß sich los aus ihrer Lahmheit und Trübsal. Griff zu ihren Büchern.

Und wieder verdeckten ihr die Bücher barmherzig die eigene Wirrnis, und die Ereignisse um Jeanne beschäftigten sie so, daß sie die eigene Not darüber vergaß.

Sie las, wie es dem Andenken Jeannes erging und wie es, nach ihrem Tode, den Menschen erging, mit denen Jeanne verbunden gewesen war. Mit trüber Genugtuung nahm Simone zur Kenntnis, daß die meisten der Freunde, welche Jeanne verlassen und verraten, und die meisten der Feinde, welche sie gehetzt hatten, wenig Freude hatten an den Früchten der schlechten Freundschaft und der erbarmungslosen Feindschaft.

Schon im Diesseits, las Simone in ihrem Anekdotenbuch, traf die meisten jener Richter, welche die arme, unschuldige Jeanne verurteilt hatten, das Gericht Gottes.

Der Prediger Nicolas Midy, welcher der Jungfrau am Tage ihres Feuertodes eine Predigt der Verdammung gehalten hatte, wurde eine Woche später vom Aussatz ergriffen und starb.

Einen Monat nach dem Martyrium der Jungfrau starb ein anderer ihrer Richter, Nicolas, Abt von Jumièges.

Der Kanonikus Loisseleur, jener Priester, der sich in Jeannes Zelle für einen Kriegsgefangenen ihrer eigenen Partei ausgegeben und sich, um sie auszuhorchen, in ihr Vertrauen eingeschlichen hatte, starb auf einem Misthaufen, dunkel, unerwartet, ohne die Sterbesakramente.

Ein jämmerliches Ende nahm auch der Ankläger Jeannes, der Kanonikus d’Estivet, der die wehrlose Gefangene feig geschmäht hatte. Er wurde tot aufgefunden in einer Abwasserleitung außerhalb der Mauern von Rouen.

Der Bischof Cauchon selber, der dem Tribunal präsidiert hatte, erfreute sich nicht lange der Ehren, welche ihm die Engländer übertrugen, um ihn für seine Rolle in dem grausamen Prozeß zu belohnen. Er starb eines plötzlichen Todes, während er sich die Haare schneiden ließ. Später wurde er vom Papst exkommuniziert, und seine Gebeine wurden den Hunden vorgeworfen.

Und nicht nur vielen unter den Richtern, konstatierte mit grimmiger Befriedigung das goldene Anekdotenbuch, sondern auch vielen andern Feinden Jeannes erging es übel schon auf Erden.

Da war des Königs Feldherr und Günstling La Trémoille, der Mann, dem kein Mittel zu schlecht gewesen war, Jeanne zu verderben. Simone las, wie ihn nach Jeannes Tode seine Feinde immer härter bedrängten und wie schließlich der König ihn im Stiche ließ, genau wie er Jeanne im Stich gelassen hatte. Einmal, wie er scheinbar noch bei dem König in höchster Gnade stand, hielt sich La Trémoille mit Karl in dessen Schlosse in Coudray auf. Da, des Nachts, verschafften sich Gegner des Feldherrn Eingang in das Haus, sie waren bewaffnet, sie erzwangen sich Zugang in La Trémoilles Schlafzimmer, rissen ihn aus dem Bett, verwundeten ihn. Er erhielt einen Degenstich in den Bauch, und nur der Umstand, daß er ein sehr fetter, fleischiger Mann war, rettete ihn vor dem Tode. Der König, der in einem Zimmer nahebei schlief, erwachte, fragte, was los sei. Man versicherte ihm, es sei nichts, er legte sich wieder nieder und schlief weiter. Der verwundete La Trémoille wurde mittlerweile gebunden und entführt. Er wurde gezwungen, mit Unterschrift und Siegel anzuerkennen, er habe sich vieler Ländereien und Schätze zu Unrecht bemächtigt, und er mußte alles zurückgeben. Beim König fand er nicht Halt noch Hilfe, er wurde vom Hofe verbannt, er starb in der Verbannung, verbittert, ohne den König wiederzusehen.

Der Schurke Guillaume de Flavy, der Stadthauptmann von Compiègne, der die Jungfrau den Burgundern in die Hände gespielt hatte, indem er die Brücke hochzog und die Tore der Stadt schloß, fand, auch er, einen bittern Tod. Seine Frau, eine Dame von sehr schönem Äußern, namens Blanche, erwürgte ihn, während er im Bett lag, mit Hilfe eines Lakaien in seinem Schlosse Neel.

Und im gleichen Schlosse von Rouen, wo er die Jungfrau angekettet an einer elenden Pritsche gehalten hatte, starb nicht lange nach ihr der Herzog von Bedford. Man sagt aber, er sei gestorben aus Gram über die Schande, die ihm der Niedergang der Engländer in Frankreich bereitet hatte. Denn von dem Tage an, da die Engländer den Scheiterhaufen in Rouen errichtet, erfuhren sie nichts als Enttäuschungen und Niederlagen, und mit großer Schmach und Verwirrung wurden sie aus all ihren französischen Besitzungen hinausgejagt.

Und es starb der Kardinal von England, vergiftet von seinem Nebenbuhler, dem Herzog von Gloucester. Und es nahm ein wüstes Ende Heinrich der Sechste von England, in dessen Namen die Verurteilung Jeannes zum Scheiterhaufen ausgesprochen worden war. Wohl wurde er in Paris zum König gekrönt, aber auch er wurde ermordet von seinem Vetter Richard Gloucester.

Desgleichen überlebte die stolze, wilde Königin Isabeau, Jeannes und König Karls schlimmste Feindin, Jeanne nur um wenige Jahre. Sie starb so gut wie in Vergessenheit und wurde begraben von den Engländern, denen sie geholfen hatte, ohne Glanz und ohne Dank.

So trat es zutage, hieß es in dem Anekdotenbuch, daß die meisten derjenigen, die mitgewirkt hatten an dem Martyrium der Jungfrau, nicht fröhlich endeten.

Ein nicht fröhliches Ende nahm Karl der Siebente selber, jener unschlüssige, schwachmütige Mann, den Jeanne gekrönt und der sie im Stich gelassen hatte. Wohl erfreute er sich zunächst mancher Jahre des Erfolgs und des Genusses. Doch später wurde ihm heimgezahlt, was er an Jeanne und andern Freunden verbrochen hatte. Sein Sohn stand gegen ihn auf, der König starb in Feindschaft mit seinem Sohn und, wie er glaubte, von ihm vergiftet.

Vorher aber hatte er Zeit gefunden, das Andenken Jeannes zu rehabilitieren. Jeanne hatte seine Legitimität vor allem Volke im Namen Gottes bestätigt; dadurch, daß die Kirche sie als Lügnerin und falsche Prophetin verurteilt hatte, war diese Legitimität in Frage gestellt. Karl, nachdem die Engländer aus ihren französischen Besitzungen vertrieben waren, hielt sich für mächtig genug, die Kirche zur Anerkennung der göttlichen Sendung Jeannes und damit seiner eigenen Legitimität zu zwingen.

Es forderten also Jeannes Mutter und ihre Brüder eine Wiederaufnahme ihres Prozesses, und die Kirche erfüllte ihr Verlangen. Da erschienen vor Gericht Jeannes Freunde und Gespielinnen aus der Zeit ihrer Kindheit, reife Männer und Frauen jetzt, und es erschienen Generäle und Staatsmänner, die um sie gewesen waren in den Zeiten ihres Glanzes und ihre Taten mit angesehen hatten. Die Freunde, die während des ersten Prozesses geschwiegen hatten, kamen jetzt zu Worte und konnten sich nicht genugtun in ehrfürchtigen Lobpreisungen der toten Jeanne. Auch ihre Gegner hatten sich gewandelt. Der beredte Thomas de Courcelles, der seinerzeit mit schlagenden Gründen bewiesen hatte, daß Jeanne eine Lügnerin und Hexe sei, bewies jetzt ebenso schlagend ihr Gottesgnadentum. Einstimmig urteilten die geistlichen Richter, daß ihre Vorgänger in Rouen geirrt und Jeanne unrecht getan hatten, und sie schoben die Hauptschuld auf den toten Bischof Cauchon. Einstimmig anerkannten sie Jeannes göttliche Sendung und damit die Legitimität König Karls, der jetzt gesiegt hatte.

Und Simone las, wie der Ruhm Jeannes und der Glaube an sie stärker wurde und immer stärker durch die Jahrhunderte. Durch Festreden und Denkmäler ehrte sie der Staat, durch Lobpreisung, Gebete, Heiligsprechung ehrte sie die Kirche. »Viele große Männer und Frauen«, las Simone, »hat das Land Frankreich, Soldaten und Staatsmänner, Gelehrte und Techniker, Künstler und Dichter von unvergänglichem Namen. Aber im Herzen des französischen Volkes leben am tiefsten und am lebendigsten zweie: Napoleon Bonaparte und Jeanne d’Arc.«

Simone spürte und wußte, daß es so war.

Sie lächelte. Jeanne hatte widerrufen, doch dieser Widerruf der Gehetzten, Betrogenen zählte nicht. Was zählte, was blieb, war ihre große Tat. Ihre Tat war da, ihre Tat war getan, keine Schreiberei und keine Dokumente machten sie ungeschehen.

Es war gut, daß sie zu ihren Büchern gegriffen hatte. Ihre Panik war vorbei, sie hatte erkannt, daß sie keinen Grund hatte zur Verzweiflung. Ihre Aktion war da, auch wenn sie Maître Levautours Dokument unterzeichnet hatte. Papier kam nicht auf gegen die Wirklichkeit. Maître Levautour und sein Dokument kamen nicht auf gegen die Wirklichkeit.

Sie hat sich einschüchtern lassen, sie hat sich irremachen lassen. Um ein Haar hätte sie sich weismachen lassen, daß ihre Aktion falsch gewesen sei. Ihre Aktion ist richtig gewesen, auch vor dem Verstande. Ihre Aktion hat Sinn gehabt. Damals hat man noch gekämpft. Man durfte hoffen, man mußte es, daß man weiterkämpfen werde, siegen. Wenn man es in zweitausend Gemeinden Frankreichs so gemacht hätte wie sie hier in Saint-Martin, wenn man alles zerstört hätte, was dem Feinde nützen konnte, dann wäre Frankreich nicht gefallen.

Es ist noch nicht gefallen. Noch heute nicht. Der Waffenstillstand, den die Verräter abgeschlossen haben, gilt nicht. Der Krieg geht weiter. Maurice ist ein Mann von Urteil; er wäre nicht nach Algier gefahren, wenn er nicht wüßte, daß noch Hoffnung ist. Nicht alle Generäle sind Verräter; es gibt noch solche, die kämpfen. Der Krieg geht weiter. Und also hat ihre Aktion Sinn gehabt.

Noch kommt ihre Erkenntnis nicht zu spät. Sie hat einen ungeheuern Fehler gemacht, als sie den Vorschlag des Maurice nicht annahm. Sie hat sich verwirren lassen von Onkel Prosper. Sie hat sich diese zehn Jahre hindurch von ihm verwirren lassen. Aber jetzt sieht sie klar.

Da sie nicht mit Maurice gegangen ist, muß sie allein gehen. Sie muß sich durchschlagen, ins unbesetzte Gebiet, und wenn es möglich ist, weiter nach Algier. Und jetzt muß sie fort, sogleich. Sie darf nicht abwarten, bis die andern das dumme Schriftstück ausnützen.

Sie steht auf, ganz leise. Sie zieht sich an, zieht das gleiche an wie damals. Rafft Wäsche zusammen, nimmt wieder die festen Schuhe. Schon an der Tür, kehrt sie um und nimmt von der Truhe das kleine, altmodische Anekdotenbuch mit dem vielen Gold und den vielen Verzierungen. Dann, auf nackten Sohlen, wie damals, schleicht sie sich die Treppen hinunter. Diesmal aber wird sie keinen Maurice haben, sie muß selber für sich sorgen. Sie tappt sich im Dunkeln in die Küche und nimmt dort aus der Lade das Wirtschaftsgeld; sie zählt es nicht erst, es ist nicht viel. Dann stiehlt sie sich durch die Halle und öffnet die Haustür; sie knarrt kaum vernehmbar.

Heute ist ein dünner Mond, es ist nicht sehr dunkel. Sie hat nicht die leiseste Furcht. Sie schwingt sich über die Mauer. Sie denkt nicht an das, was sie zurückläßt, sie denkt vorwärts. Sie geht.

## 

## 9

## Das rauhe Haus

Schon am nächsten Abend, als sie in einem Autobus in der Stadt Nevers ankam, wurde sie festgenommen. Mit einem Polizeitransport wurde sie nach Francheville zurückgebracht.

Dort übernahm sie der Gendarm Grandlouis. Er war einsilbig; als sie ihn fragte, wer sie angezeigt habe und was man ihr vorwerfe, wich er aus. Doch er war sehr höflich, und er bestrebte sich, ihr die lange, umständliche Fahrt zu erleichtern.

In Saint-Martin brachte sie der Gendarm Grandlouis zur Unterpräfektur. Der Concierge, Simones alter Freund, empfing sie bekümmert und herzlich. Dann gingen sie, der Concierge, der Gendarm, Simone, ins Archiv. Der Gendarm stand verlegen herum, der Concierge fragte Simone, ob er ihr etwas zu essen oder zu trinken besorgen solle. Der Gendarm erklärte, man habe in Chatillon gegessen, nicht einmal schlecht; er verbreitete sich über das Essen in Chatillon, froh, auf diese Art über das Unbehagliche der Situation wegzukommen. Der Concierge meinte, essen könne man immer. Simone dankte höflich, erklärte, sie wolle nicht mehr essen, bat, sie allein zu lassen. Der Gendarm schaute den Concierge an, unsicher. Dann entschloß er sich. »Schön, Mademoiselle«, sagte er. Die beiden entfernten sich. Sperrten nicht ab.

Da saß Simone in dem Archiv. Der Raum war ihr vertraut. Ein großer Tisch war da, ein paar bequeme, versessene Lederstühle. Ringsum auf hohen Gestellen waren Akten getürmt; hinter der Glastür eines Bücherschreins standen viele Jahrgänge offizieller Verordnungsblätter, von Père Bastide schön gebunden, mit dicken, braunen Lederrücken und roten Schildern.

Die Luft war kühl, etwas muffig. Eine schwere Tür hielt jeden Lärm ab. Es tat Simone wohl, hier zu sitzen, sie lehnte zurück, schloß die Augen.

Sie war ruhig. In ihrem Innersten hatte sie von Anfang an nicht geglaubt, daß ihre Flucht glücken werde. Sie war kein Débrouillard wie Maurice, sie hatte keine klugen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, sie hatte damit rechnen müssen, daß Madame sie mittels Telegrafs und Telefons überholen werde. Aber den Fluchtversuch zu unternehmen war ihre Pflicht gewesen.

Sie hatte das Ihre getan, das Richtige. Das schienen auch die andern anzunehmen, sie behandelten sie mit Achtung. Stillen Herzens, voll ruhigen Trotzes, wartete sie ab, was weiter geschehen werde. Madame hatte infolge des mißglückten Fluchtversuches die Oberhand, sie wird sich bestimmt rächen wollen, es liegt eine böse Zeit vor Simone. Doch sie ist fest entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Sie wird durchhalten, wird am Leben bleiben, bis diejenigen, die klüger sind, bis Maurice und die Seinen es geschafft haben.

Eine Weile saß sie so. Dann kam Monsieur Xavier. Er war bemüht, sich alltäglich zu geben, doch Simone sah, daß das Mal an seiner rechten Wange geschwollen war und welche Anstrengung es ihn kostete, seine Erregung zu verbergen. »Hab ich eine Dummheit gemacht, Monsieur Xavier?« fragte sie, froh, in das Gesicht eines Freundes zu schauen. Monsieur Xaviers lebhafte, braune Augen waren trüb, er drückte herum, bevor er antwortete. »Du hast deine Sache sehr brav gemacht, Simone«, sagte er. »Wir alle, die Freunde Pierre Planchards, sind stolz auf dich. Wenn es schiefgegangen ist, sind wir schuld. Wir hätten mehr tun sollen, wir hätten es früher tun sollen.«

Nach einer Weile fragte Simone, leise: »Wird es schwer sein, was ich durchmachen muß?« Monsieur Xavier schluckte. »Es wird nicht leicht sein«, sagte er, und dann, mit Entschluß, sie voll anschauend: »Es wird schwer sein.« Simone zog die Schultern ein wenig höher. »Können Sie mir einen Rat geben, Monsieur Xavier?« fragte sie. Monsieur Xavier antwortete: »Versuch es nicht erst mit Schlauheit und Diplomatie. Rede, wie es dir ums Herz ist. Was immer du zu sagen hast, es wird deine Lage nicht verbessern und nicht verschlechtern. Vielleicht hilft es dir, wenn du dir das klarmachst. Es ist an uns, dir zu helfen. Wie die Dinge jetzt liegen, können wir es nicht. Aber einmal werden wir es können, das ist gewiß.« Er sprach ein bißchen wie sein Vater; beinahe hätte Simone gelächelt, aber seine Worte taten ihr wohl.

Er wechselte den Ton. »Du solltest noch etwas essen, Simone«, drängte er, gewollt munter. »Ich höre, du hast es abgelehnt. Sei gescheit. Du hast ein paar böse Stunden vor dir.« Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er hinaus, und bald darauf brachte man zu essen. Während er auf und ab ging und von Gleichgültigem sprach, aß sie, gehorsam, ohne rechten Appetit.

Monsieur Cordelier kam herein. »Lassen Sie sich nicht stören, mein liebes Kind«, sagte er, als Simone aufstehen wollte. »Essen Sie ruhig weiter. Ja, das ist eine böse Geschichte«, meinte er und setzte sich in einen Sessel. »Das sind böse Zeiten, für uns alle. Jedenfalls, unser aller Sympathien sind mit Ihnen. Essen Sie, essen Sie«, forderte er sie auf. Er seufzte ein bißchen herum. »Sie sind ein ruhiges, tapferes Mädchen«, sagte er dann, »die echte Tochter unseres Pierre Planchard. Das ist wenigstens ein Trost.« Er unterbrach sich. »Aber es ist vielleicht nicht sehr korrekt«, wandte er sich an Monsieur Xavier, »wenn wir heute hier mit Mademoiselle Planchard zusammen sind.« Und er stand auf. »Nein, Monsieur le Sous-Préfet«, sagte Monsieur Xavier, »es ist nicht sehr korrekt«, und er blieb sitzen, während sich der Unterpräfekt entfernte.

Nach einigen Minuten erschienen der alte Huissier Jeannot und der Gendarm Grandlouis. »Man verlangt nach Ihnen, Monsieur Xavier«, meldete der Huissier, und der Gendarm, ungelenk, erklärte: »Und Sie werden auch gewünscht, Mademoiselle.« Simone stand schnell und gehorsam auf. Monsieur Xavier aber sagte: »Trink noch einen Schluck, Simone, und laß dir Zeit. Ohne dich können sie nicht anfangen. Wir gehen zusammen.«

Sie gingen durch die wohlvertrauten Korridore nach dem Arbeitszimmer des Unterpräfekten, Monsieur Xavier neben Simone, unbehaglich hinterdrein der Huissier und der Gendarm. Im Vorzimmer die Beamten verstummten, als der kleine Zug eintrat, und Monsieur Delarbre, der Chef dieses Zimmers, stand auf, neigte den Kopf und sagte: »Guten Tag, Mademoiselle Planchard.«

Im Arbeitszimmer Monsieur Cordeliers waren die Vorhänge heruntergelassen, so daß der weite Raum dämmerig lag und angenehm kühl. Mehrere der schönen, alten Stühle waren an den großen, mit einer grünen Decke belegten Arbeitstisch herangerückt; auf dem Tisch war viel Papier vorbereitet, Bleistifte, eine Wasserkaraffe und Gläser, wie vor einer Sitzung.

Versammelt waren Madame, Onkel Prosper, der Marquis und Maître Levautour. Niemand sprach, als Simone mit ihrem kleinen Gefolge eintrat. Der Huissier Jeannot entfernte sich sogleich, der Gendarm blieb. Monsieur Cordelier sagte: »Ich denke, wir brauchen Sie nicht mehr, Grandlouis«. – »Entschuldigen Sie, Monsieur le Sous-Préfet«, erwiderte der Gendarm, »aber ich muß noch die Bestätigung haben, daß ich die Delinqu … daß ich Mademoiselle übergeben habe.« – »Sie bekommen sie in meinem Büro, Grandlouis«, sagte Monsieur Xavier, und der Gendarm entfernte sich.

Simone stand ruhig da, den Kopf aufrecht; ihre tiefliegenden Augen unter der breiten Stirn schauten langsam von einem zum andern.

Madame saß in einem der schweren, verblaßt dunkelroten Sessel, sie betrachtete Simone ebenso ruhig wie diese sie, sie nahm nicht ihr Lorgnon zu Hilfe. Monsieur Xavier war hinter einen Stuhl getreten, er setzte sich nicht, er hielt die Lehne mit hartem Griff umfaßt. Maître Levautour saß bequem da, professionell unbeteiligt, ein Bein über dem andern, die Aktenmappe lag vor ihm auf dem grünen Tisch. Der Marquis, dünn und straff in dem zu großen Sessel, schaute Simone mokant, mit gelassener Neugier auf und ab. Simone hätte gern Onkel Prospers Gesicht gesehen; doch der stand am Fenster mit dem Rücken zum Zimmer.

Der Unterpräfekt, auf seinem gewohnten Platz vor dem mächtigen Tisch, spielte mit einem Bleistift, blinzelte. Schließlich sagte er: »Setzen Sie sich, meine Kleine. Setzen Sie sich doch, meine Herren.« Er schien nervös. Man gruppierte sich umständlich, schob beflissen den schweren Sessel Madames näher.

Dann, endlich, nach einigem Räuspern, sagte Monsieur Cordelier: »Prosper, wolltest nicht du in deiner Eigenschaft als Vormund Simone Planchards –?« Er vollendete den Satz nicht, spielte mit dem Bleistift.

Onkel Prosper setzte an. »Es fällt mir nicht leicht«, sagte er, »es ist eine verdammt harte Sache.« Er begegnete dem ruhigen, forschenden Blick Simones, er atmete durch die Nase, sprach nicht weiter.

»Meine Herren und Damen«, griff mit seiner knarrenden Stimme der Marquis ein, »Sie wissen, ich bin hier auf Bitten Monsieur Cordeliers und im Einverständnis mit den deutschen Behörden, um Bericht zu erstatten über das, was ich hier hören soll. Ich verstehe, daß es dem einen oder andern von Ihnen oder Ihnen allen schmerzlich sein mag, die nötige Aufklärung zu schaffen. Aber wenn diese Aufklärung nicht geschaffen wird, dann werden sich die Verhältnisse hier recht unangenehm gestalten. Ich wäre Ihnen in unser aller Interesse verbunden, wenn Sie sich ohne falsche Rücksichtnahme äußern wollten.«

Ein peinliches Schweigen war. Alle schauten auf Monsieur Planchard.

Da, mit ihrer leisen, harten Stimme, nahm Madame das Wort. »Nachdem mein Sohn es nicht über sich bringt«, sagte sie, »werde ich sprechen. Wir alle sind uns klar darüber, daß die mancherlei schweren Unannehmlichkeiten, welche das Département von den Deutschen zu erdulden hat, zurückzuführen sind auf jene Aktion, welche ausgeführt wurde von der Tochter meines Stiefsohnes. Unsere Mitbürger hier in Saint-Martin, und mit ihnen die Boches, haben angenommen, die Brandstiftung sei unreifem, aber wohlgemeintem Patriotismus entsprungen. Ich muß gestehen, ich habe von Anfang an vermutet, daß die Tat nicht nur dazu bestimmt war, Frankreich zu verteidigen. Natürlich war ich trotzdem geneigt, die letzten Motive des Mädchens in einer romantisch überstiegenen Vaterlandsliebe zu suchen, und wir, mein Sohn und ich, sträubten uns so lange wie möglich, der Brandstiftung andere Gründe zu unterlegen. Allein mein heimlicher Verdacht blieb. Ich kenne die Tochter meines Stiefsohns. Ich habe mich zehn Jahre lang bemüht, ihren schwierigen, gewalttätigen Charakter zu zähmen. Leider ohne Erfolg. Und leider bewiesen auch diesmal schließlich gewisse Äußerungen Simones und ihr ganzes Verhalten über alle Zweifel hinaus, daß das, was als eine patriotische Heldentat angesehen wurde, nichts war als der üble Racheakt eines verderbten Kindes.«

Madame hielt inne. Sie hatte leise gesprochen, wie immer; das Sprechen strengte sie sichtlich an, sie atmete schwer. Alle saßen reglos. Es war vollkommen still in dem großen, dämmerigen Raum, man hörte nichts als das Atmen Madames und das Surren einer Fliege, die um den Notar herumflog. Alle schauten zu, wie Maître Levautour die Fliege mit der weißen, fleischigen Hand abwehrte.

»Als wir dann erleben mußten«, sprach Madame weiter, »daß die Feinde den ganzen Ort für die unglückselige Handlung Simones büßen ließen, sind wir, Monsieur Planchard und ich, vor einem schweren Problem gestanden. Wir wußten, daß die Maßnahmen, welche die Deutschen über uns verhängten, auf einem Irrtum beruhten. Hatten wir nicht die Pflicht, diesen Irrtum aufzuklären? Wenn wir das aber nicht taten, dann stellten wir die Enkelin meines Mannes bloß, wir verdächtigten sie eines Verbrechens.«

Wieder unterbrach sich Madame. Sie griff nach der Wasserkaraffe. Beflissen schenkte ihr Monsieur Cordelier ein. Alle schauten zu, wie sie zwei kleine Schlucke trank.

»Nun hat«, nahm sie ihre Rede wieder auf, »mein Sohn eine Idee gehabt. Er ging nach Francheville, er legte dem Präfekten offen den Sachverhalt dar, er trat durch seine Vermittlung mit den deutschen Militärbehörden in Fühlung. Es gelang ihm, bei ihnen Verständnis zu finden. Die deutschen Behörden bestehen nicht darauf, daß die Schande der Familie Planchard in öffentlicher Verhandlung breitgetreten werde. Sie verlangen nicht, daß die Justiz in Anspruch genommen wird. Sie begnügen sich damit, daß wir gegen die Täterin administrativ vorgehen. Die deutschen Behörden haben zugesagt, daß sie, sowie das geschehen ist, die Sonderrestriktionen gegen die Bevölkerung aufheben werden. Mein Sohn«, sprach Madame weiter, noch leiser, doch jedes Wort unterstrichen, »mein Sohn hat auch dann noch gezögert, die Tochter seines Halbbruders bloßzustellen. Ich habe Nächte hindurch mit ihm diskutiert. Er hat es nicht übers Herz gebracht, unser trauriges Wissen der Öffentlichkeit mitzuteilen.«

Es war vollkommen still im Raum, man hörte nur das Atmen Madames und das Surren der Fliege, die jetzt von Maître Levautour abgelassen hatte und immer von neuem gegen eines der Fenster stieß.

»Es mußte«, fuhr Madame fort, »ein neues Ereignis eintreten, ehe sich Monsieur Planchard entschloß, seine übergroßen Rücksichten fallenzulassen. Mein Sohn hat dieses Kind Simone alle die Jahre her behandelt wie die eigene Tochter. Er hat sie verwöhnt, er hat sie nach Paris mitgenommen, er hat jede ihrer Launen befriedigt; wenn sie sich dunkelgrüne Hosen wünschte, hat sie sie bekommen. Zum Dank hatte ihm Simone schon einmal aus einer Schublade seines Schlafzimmers den Schlüssel zu seinem Privatkontor gestohlen. Und nun hat sie ein zweites Mal ähnliches getan. Sie hat ein zweites Mal gestohlen. Sie hat die Haushaltskasse an sich genommen und ist damit durchgebrannt. Erst jetzt, nachdem sich endgültig erwiesen hat, daß Simone eine gewohnheitsmäßige Hausdiebin ist, entschloß sich mein Sohn, sie preiszugeben. Man kann nicht das ganze Département leiden lassen, um dieses heillos verderbte Mädchen zu schonen. Wir haben die traurige Pflicht, das brandige Glied auszuschneiden. Sie wissen Bescheid, Philippe, was zu geschehen hat. Wir übergeben Ihnen Simone. Wenn noch irgendwelche Aussagen oder Unterschriften nötig sein sollten, bitte, verfügen Sie über uns.«

Madame war zu Ende. Mit so gelassener Kühnheit hatte sie ihre ungeheuerlichen Lügen vorgebracht, daß die andern, wiewohl sie doch von Anfang an gewußt hatten, was gespielt wurde, ihr mit einer Aufmerksamkeit zuhörten, als berichtete sie völlig Neues. Nun sie mit ihrer Anklage zu Ende war, thronte sie schwarz und steif in ihrem verblaßt dunkelroten Sessel; den Kopf drückte sie in den Nacken, so daß das gewaltige Doppelkinn noch mehr hervortrat, Bauch und Schenkel bildeten einen massigen Wulst, die Unterarme lagen plump auf der Lehne des Sessels, Sessel und Mensch verschwammen in eines. So thronte sie, mächtig im Fleisch, schwer atmend, doch reglos, ein Götzenbild; um ihre Lippen aber war ein kaum merkliches Lächeln.

Simone erhob sich. Armselig, verschmutzt, das hagere Gesicht mit den großen, tiefliegenden Augen gesammelt, stand sie da, besiegt, verurteilt, ehe sie den Mund aufgemacht hatte. Madames Kampf mit diesem Kind war ungleich gewesen von Anfang an, Simone hatte nicht die leiseste Chance. Was immer sie vorbrachte, es konnte an ihrem Schicksal nichts ändern, sie wußte es, alle wußten es. Und trotzdem schauten die andern diesem Kampfe mit brennender Anteilnahme zu und warteten gespannt auf das, was aus dem Munde Simones kommen werde.

Sie sagte: »Ich habe es wegen der Boches getan. Sie wissen es alle, ganz Saint-Martin weiß es.«

Das waren einfache Worte, sie brachten nichts Neues, sie widerlegten nicht Madames Anklagen. Wohl aber wurden Madames Anklagen widerlegt von Simones Gesicht. Das war ein junges, ernstes, bitteres, anklägerisches Gesicht, und keiner von den Männern, die hier im Arbeitszimmer des Unterpräfekten versammelt waren, wird es je vergessen.

Madame, auf Simones Worte hin, machte keine Bewegung, nur ihr Lächeln wurde eine Spur tiefer. »Willst du mich Lügen strafen?« fragte sie. Sie hob die Stimme nicht, sie sprach mit freundlicher, überlegener Sicherheit, als redete sie zu einer Wahnsinnigen. »Willst du mich Lügen strafen?« fragte sie in einem Tone, der es unmöglich machte, ja zu sagen.

»Ja«, sagte Simone.

Es war ein stilles Ja, nicht herausfordernd, eher höflich. Doch es war so durchtränkt mit Wahrheit, daß Madames großartige Anklage davor versank.

So überzeugend, so vernichtend klang dieses ruhige Ja, daß es Madame, die sich bisher höllisch klug verhalten hatte, dazu verleitete, einen Fehler zu machen. »Ich denke, meine Herren«, sagte sie, sich an alle wendend, »die Flucht des Mädchens ist Eingeständnis genug. Da steht sie und markiert die Patriotin. Und was hat sie in Wirklichkeit getan? Den Fuhrhof hat sie angezündet, um meinem Sohn und mir Herzeleid zu bereiten. Durchgebrannt ist sie, und nicht nur die Haushaltskasse hat sie mitgehen lassen, sondern auch Gegenstände, die das Eigentum Fremder sind.« Und da die andern sie gespannt, Simone sie erstaunt anschaute, erklärte sie: »Sie hat ein Buch mitgenommen, das sie sich entliehen hatte.«

Da aber lächelte Simone, und amüsiert geradezu, wandte sie sich an Monsieur Xavier und erläuterte: »Madame meint eines der Bücher, die Père Bastide mir gegeben hat.«

Es hielt Monsieur Xavier nicht auf seinem Stuhle. Er sprang auf, der kleine Herr, und stieß den Kopf vor gegen Madame, allein gleich hatte er sich wieder in der Gewalt. Mit einer Stimme, die nur ganz wenig zitterte, sagte er: »Mein Vater hat Simone sehr gerne. Simone hatte wohl das Recht, die Bücher als ihr Eigentum zu betrachten.« – »Immerhin«, erwiderte Madame, »ist Père Bastide in die Villa Monrepos gekommen, um seine Bücher zurückzuverlangen.« – »Ich darf Ihnen versichern, Madame«, antwortete Monsieur Xavier, »es wird meinem Vater eine Freude sein, zu hören, daß Simone das Buch mitgenommen hat. Er hat es als seine Pflicht betrachtet, mitzuwirken an der Erziehung der Tochter seines Freundes. Es handelt sich nämlich nicht etwa um Unterhaltungsliteratur, meine Herren, es geht um ein Buch über Jeanne d’Arc. Oder nicht, Madame?«

Jetzt zum ersten Mal brach Madames Wut offen durch. Den Haß, den Simone damals einen Augenblick lang in ihren Augen hatte aufleuchten sehen, jetzt sahen ihn alle. »Man weiß«, sagte sie, und ihre Stimme klang etwas lauter als sonst, »daß der ältere Monsieur Bastide durch gefährliche Reden und überspannte Ratschläge dazu beigetragen hat, das Kind zu verwirren und auf einen schlechten Weg zu bringen. Wir nehmen das weiter nicht übel. Monsieur Bastide ist sehr alt.«

Madame hätte besser getan, die Sache mit dem Buch auf sich beruhen zu lassen. Denn jetzt tat sogar der Unterpräfekt den Mund auf. »Ich kann nicht finden«, meinte er, »daß es gegen Mademoiselle Planchard spricht, wenn sie ein patriotisches Buch mit auf den Weg genommen hat.« Und nun zum ersten Male sprach auch Onkel Prosper. »Lassen wir den Gegenstand fallen«, bat er, die Stimme gepreßt.

Maître Levautour beugte sich in seinem Sessel ein wenig vor. »Verzeihen Sie, wenn ich eingreife, meine Herren und Damen«, sagte er. »Ich glaube, die ganze Erörterung erübrigt sich. Es liegt hier vor eine schriftliche Erklärung Mademoiselle Planchards«, und er zog aus der großen, braunen Ledermappe das Schriftstück, das Simone unterzeichnet hatte.

Der Klang der hellen, verbindlichen Stimme des Mannes erregte Simone. Der Anblick seines glatten Gesichtes und des blitzenden Ringes an seinem weißen, rundlichen Zeigefinger, der Geruch seiner Aktenmappe, alles brachte sie auf. Heftig, während sie bis jetzt ruhig geblieben war, erwiderte sie: »Aber so war das nicht ausgemacht. Die Unterschrift sollte eine reine Formsache sein. Die Unterschrift war nur für die Boches. Diese Herren wissen doch –.«

Der Notar, verbindlich, doch autoritativ, unterbrach sie: »Erlauben Sie mir, Mademoiselle, das Schriftstück erst einmal zu verlesen.« Und er verlas: »In Gegenwart Madame Cathérine Planchards … Ich bekenne freiwillig und ohne Zwang, daß ich … in Brand gesteckt habe. Ich habe das getan, weil ich den Tadel Madame Planchards … und mich bitter darüber kränkte … Ich glaubte, Madame Planchard durch diese Handlung empfindlich zu ärgern und zu schädigen. Gelesen und unterschrieben: Simone Planchard.«

Maître Levautour las das ausdruckslos, er unterstrich nichts und ließ nichts fallen. Gerade dadurch nahm jedes der Worte eine teuflische Bedeutung an und stand groß und leibhaft im Zimmer.

Aber kaum war er zu Ende, da begann Simone zu reden, und ihre dunkle, klingende Stimme wischte mit dem ersten Hauch die hellen Worte des Notars fort. »Aber Onkel Prosper hat mir doch ausdrücklich versichert –«, rief sie lebhaft. Madame unterbrach sie. »Maître Levautour«, fragte sie, »hat Simone dieses Geständnis freiwillig abgelegt?« – »Die Frage erübrigt sich, Madame«, erwiderte beinahe gekränkt der Notar. »Ich habe durch Unterschrift und Stempel bezeugt, daß Mademoiselle Planchard das Geständnis freiwillig und ohne Zwang abgelegt hat.«

Simone, erkennend, in welch ausweglose Falle sie geraten war, wandte sich an Monsieur Planchard. »Onkel Prosper«, beschwor sie ihn, »du hast mir versichert, es werde mir nichts geschehen, es sei eine reine Formsache, du hast mir dein Wort –.« Onkel Prosper saß schlaff da, der sonst so stattliche Mann sah schwammig aus, verfallen, er hob und senkte mit mechanischer Bewegung die rechte Hand vom Tisch und auf den Tisch, er vermied ihren Blick. Simone verstummte.

Monsieur Xavier, angestrengt, die Stimme belegt, erläuterte: »Simone will offenbar sagen, man habe sie durch Versprechungen, durch Vorspiegelungen dahin gebracht, die Erklärung zu unterzeichnen.« Monsieur Cordelier, aufgerufen und angeregt durch die Worte seines Untergebenen, kehrte den Juristen hervor. »Mademoiselle Planchard«, wandte er sich an Simone, »hat man Sie durch List veranlaßt, diese Erklärung zu unterzeichnen?«

Noch ehe sie antworten konnte, griff Onkel Prosper ein. Zum ersten Male schaute er sie voll an, sein großes Gesicht war zerrissen von Angst, Qual, innerem Kampf. »Simone«, sagte er dringlich, »ich habe dir erklärt, daß ich niemals Anzeige gegen dich erstatten werde. Ich habe keine Anzeige erstattet. Auch Maman nicht. Was hier stattfindet, ist keine Gerichtsverhandlung. Es ist etwas rein Administratives.« Er hatte sich zusammengenommen, hatte sich die gewohnte, beschwörende Herzlichkeit, die alte, sieghafte Sicherheit abgezwungen. Jetzt aber, in sichtlicher Not und Ratlosigkeit, wandte er sich an Monsieur Cordelier. »Mach ihr doch klar, Philippe, um was es geht«, flehte er. »Helfen Sie mir doch, meine Herren«, bedrängte er die andern, kläglich. »Sagen Sie ihr doch, daß es hier um das Schicksal des ganzen Départements geht. Sagen Sie ihr doch, daß ein jeder Opfer auf sich nehmen muß.«

Monsieur Cordelier indes, bestärkt durch das Verhalten Monsieur Xaviers, war jetzt ganz Beamter geworden. »Ich habe Sie gefragt, Mademoiselle Planchard«, wiederholte er, ein ernster Richter, »ob man Sie durch List veranlaßt hat, diese Erklärung zu unterzeichnen. Es hängt von Ihrer Antwort sehr viel ab. Überlegen Sie gut.«

»Ich verstehe nicht, was Sie da treiben, Monsieur le Sous-Préfet«, knarrte auf einmal der Marquis. »Wenn Sie so vorgehen, scheint es mir besser, ich verzichte darauf, dieser Auseinandersetzung noch länger beizuwohnen. Unsere deutschen Gäste werden es dem ersten Beamten des Arrondissements mit Recht übelnehmen, wenn er eine klare, schriftliche, in Gegenwart eines Notars abgegebene Erklärung anzweifelt und der Ausstellerin der Erklärung suggeriert, sie möge sie widerrufen. Das kann gar nicht anders gedeutet werden, als daß eine aus privaten Motiven erfolgte verbrecherische Handlung in eine patriotische umfrisiert werden soll.«

Der Unterpräfekt wurde einen Schatten bleicher. »Monsieur le Marquis«, schickte er sich an, den Châtelain zurechtzuweisen.

Allein mittlerweile war Monsieur Xavier ganz nahe an Simone herangetreten. Er legte ihr die Hand auf die Schulter, und, freundschaftlich, redete er auf sie ein. »Simone«, sagte er, »haben sie dich durch allerlei Lügen und Machinationen dahin gebracht, daß du das da unterzeichnet hast? Bitte, antworte. Ich sag es dir, wie es ist. Es wird nichts an deinem Schicksal ändern, ob du ja sagst oder nein. Aber sag es uns.«

Simone saß da in ihren dunkelgrünen Hosen und in ihrer zerdrückten, etwas verschmutzten Bluse, ihr gebräuntes Gesicht mit der eigensinnigen Stirn war gesammelt. Sie hatten sie aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, und sie hatten sie beschworen, Lügen zu sagen. Was war die Wahrheit?

Auf einmal sah sie die Wahrheit. Die Nebel, welche Fühlen, Wünschen, Wollen um die Dinge gelegt hatte, waren fort. Jäh riß Erkenntnis die Ereignisse ins Licht, so daß ihre Umrisse und Verbundenheiten nackt und grausam klar wurden. So jung Simone war und so unklug sie sich erwiesen hatte, in diesem Augenblick war sie weiser als alle andern im Raum.

Mit schmerzhafter Deutlichkeit sah und spürte sie die ganze Verlogenheit ringsum, die Verlogenheit dessen, was hier im Zimmer des Unterpräfekten gespielt wurde, die Verfälschung der Fronten, welche nicht nur sie, welche das ganze französische Volk betrogen hatte.

Simone stürzte in die Tiefe der Dinge, dahin, wo ihre zeitlose Wahrheit lag. Tag und Stunde waren aufgehoben, sie lebte jenseits der Zeit. Ineinander flossen ihr die eigenen Jahre und die Jahre der Jeanne d’Arc. Das Lügennetz, in welchem sie selber sich und in welchem sich fünfhundert Jahre zuvor Jeanne d’Arc gefangen hatte, war das gleiche, ewige.

Und Simone war einverstanden mit ihrem Schicksal, sie wußte, daß es notwendig war und nützlich, sie beschloß, zäh zu sein und durchzuhalten. Aber sie nahm dieses ihr nützliches und notwendiges Schicksal mit Bitterkeit auf sich. Ja, so viel schmerzhaftes Wissen war auf ihrem Gesicht, daß es verzerrt aussah und weit älter als seine Jahre und daß Monsieur Xavier einen kleinen, knurrenden Laut der Qual und des Unmuts nicht unterdrücken konnte.

Dieser Laut riß Simone aus ihrer Verzauberung. Vor einer winzigen Weile der weiseste der Menschen, verwandelte sie sich zurück in die noch nicht sechzehnjährige Simone Planchard. Sie schaute auf Onkel Prosper. Seine Augen hingen an ihr, flehend, wie Hundeaugen, er war verstört.

Es änderte nichts an ihrem Schicksal, hatte Monsieur Xavier ihr erklärt, ob sie nein sagte oder ja, ob sie log oder ob sie die Wahrheit sprach. Aber an Onkel Prospers Schicksal änderte es etwas, das sah sie. Vor einer Minute noch, vor dem Augenblick der Erkenntnis, hätte sie ihn vielleicht geschont. Jetzt kannte sie keine Barmherzigkeit mit dem kläglichen Mann.

»Hat man Sie durch List dahin gebracht, das Dokument zu unterzeichnen?« hatte man sie gefragt. »Ja«, antwortete sie, entschieden. Und: »Er hat mir gesagt«, klagte sie Onkel Prosper an, »es sei eine reine Formsache. Er hat mir sein Wort gegeben, es werde mir nichts geschehen.«

Onkel Prosper, so an die Wand getrieben, flüchtete sich in Ungeduld. »Ich habe dir doch schon erklärt«, sagte er heftig, »daß das keine Gerichtsverhandlung ist. Man klagt dich nicht an. Es geht um administrative Maßnahmen.« – »Aber man kann keine Maßnahmen gegen mich treffen«, rief Simone. »Es ist doch alles nicht wahr, was in diesem Papier steht. Sie wissen es doch alle. Sie, Monsieur le Sous-Préfet, haben angeordnet, daß Onkel Prosper den Fuhrpark zerstört, und Onkel Prosper hat zugesagt, er werde es zur rechten Zeit tun. Wie aber die rechte Zeit da war und es nicht geschehen war, da, im allerletzten Augenblick, habe ich es getan, weil es sonst nicht mehr hätte geschehen können. Sie alle wissen, daß es so war. Ganz Saint-Martin weiß es.«

Maître Levautour wies auf das Dokument. »Ihr schriftliches Geständnis, Mademoiselle«, erklärte er still und freundlich, »sagt es anders.«

Der Marquis wandte sich mit eisiger Ironie an Monsieur Cordelier. »Ihre vorzüglichste Eigenschaft, Monsieur le Sous-Préfet«, meinte er, »ist Ihre Geduld.«

Der Unterpräfekt, auf diese Art verwarnt, straffte sich, setzte an, etwas Entscheidendes zu sagen, vermochte es nicht, erschlaffte wieder, schaute mit abwesenden Augen von einem zum andern, klopfte mechanisch mit dem großen Bleistift gegen die grüne, dämpfende Decke des Tisches. Diese Ratlosigkeit enthüllte Simone, daß das, was gegen sie vorbereitet war, etwas Furchtbares sein mußte. »Macht doch endlich Schluß«, verlangte sie finster. »Sagt mir schon, was ihr mir tun wollt.« Und: »Was wollen sie mir tun, Onkel Prosper?« wandte sie sich an diesen.

Ein kleines Schweigen war. Dann sagte Monsieur Xavier: »Sie wollen dich in das Rauhe Haus bringen, Simone.«

Grauschwarz und düster in allen stieg bei diesen Worten das Bild des Rauhen Hauses auf, der Besserungsanstalt von Francheville. Vor längerer Zeit einmal, und dann nochmals vor zwei Jahren, hatte es um dieses Rauhe Haus Skandal gegeben. Scheußliche Geschichten, wie dort die Zöglinge verprügelt und gequält wurden, waren in den Zeitungen erschienen und hatten eine heftige Debatte in der Kammer hervorgerufen. Abbildungen des Hauses, der verprügelten Halbwüchsigen, die sich mit bösen, stumpfen, verängstigten Gesichtern in den Schlafsälen, den Korridoren, in dem öden Hof herumdrückten, waren veröffentlicht worden. In allen jetzt, wie das Wort »das Rauhe Haus« ausgesprochen war, tauchte die Vorstellung hoch von gequälten, erniedrigten jungen Menschen.

Doch sogleich aus den finstern Bildern wurden sie zurückgerissen in die Gegenwart und in den Raum, in dem sie waren. Ein Schrei riß sie zurück. Die schrie, war Simone. Sie schrie auf, laut, gell, kindlich.

Als sie Monsieur Xaviers schlimme Mitteilung gehört hatte, waren ihr, im ersten Bruchteil des Augenblicks, die Worte nur Klänge gewesen. Sie hatte gesehen, daß die Gesichter der Anwesenden alle auf sie gerichtet waren, betreten, starr, böse. Sie hatte das Antlitz Onkel Prospers gesucht, das aber gesenkt war, so daß sie nur die haarumrahmte Stirn hatte sehen können. Im nächsten Bruchteil des Augenblicks dann hatte sie die Mitteilung Monsieur Xaviers begriffen, und da sie die Gabe hatte, sich die Dinge leibhaft vorzustellen, hatte sie sich im Geiste selber hineingesetzt in den Rahmen dessen, was sie über das Rauhe Haus in Francheville gehört hatte. Hatte sich selber gesehen, sich herumdrückend mit den Insassen des Rauhen Hauses im Hof und in den Korridoren. Hatte ihr eigenes Gesicht gesehen als eines jener bösen, stumpfen, verängstigten, abgestorbenen Gesichter. Furcht war über ihr zusammengeschlagen, Furcht vor den schwarzen Jahren, in die sie eingesargt werden sollte, Furcht hatte ihr alle Besinnung fortgeschwemmt, und so geschah es, daß sie jenen gellen, kindlichen, furchtbaren Schrei schrie.

»Ah, ah, ah«, schrie sie. Und: »Niemals, niemals. Das darf nicht sein. Das ist nicht wahr, daß die Leute von Saint-Martin das wollen. Nicht ins Rauhe Haus. Das ist Betrug. Nicht ins Rauhe Haus.«

Es war aber ihr Schrei durch die Tür gedrungen, hinaus ins Vorzimmer und in den Korridor, und einer draußen hatte erschreckt die Tür geöffnet, und in dem Vorzimmer und in den Korridoren des alten Gebäudes waren sie zusammengelaufen wegen des Schreies, den sie geschrien hatte.

Simone sah die Leute, die vertrauten und die fremden. »Sie wollen mich einsperren«, rief sie sie an. »Sie wollen mich ins Rauhe Haus sperren. Weil ich das Benzin und den Fuhrpark zerstört habe, weil ich es nicht habe in die Hände der Boches fallen lassen, wollen sie mich einsperren. Dieser schlechte Mensch« – und sie wies auf Onkel Prosper – »hat mir versprochen, wenn ich etwas unterschreibe, ist es gut für euch alle, und mir wird nichts geschehen. Und jetzt lügen sie es um und wollen mich ins Rauhe Haus sperren. Erlaubt es nicht, duldet es nicht.« Sie atmete hart, schluchzte.

Madame, mit ihrer kalten, leisen Stimme, forderte Monsieur Cordelier auf: »Machen Sie ein Ende, Philippe.« Der Unterpräfekt, überaus nervös, an seiner Rosette fingernd, rief: »So schließt doch wenigstens die Tür«, und einer von den Beamten draußen schloß die Tür.

Simone ließ sich auf ihren Stuhl fallen. Sie schluchzte. Nicht lange. Sie gedachte ihres Entschlusses. Sie wird sich den Sinn ihrer Tat nicht stehlen lassen. Sie wird das Rauhe Haus überstehen. Sie wird das Böse überleben. Ungeheuer schnell mit diesem Entschluß wuchs ihre Kraft. Sie spürte es. Im Kino hatte sie einmal gesehen, wie im Lauf einer Minute eine Pflanze aus einem Samenkorn sich entwickelte zu einem mächtigen, breitwipfeligen Baume. So wuchs jetzt mit Simones Entschluß ihre Kraft.

Sie wischte sich mit ihrem verbrauchten Taschentuch das Gesicht ab. Dann, viel ruhiger, die Stimme beherrscht, sagte sie: »Ich habe es getan wegen der Boches. Ihr sperrt mich ein, nur weil ich gegen die Boches bin. Ihr wollt, daß niemand weiß, daß es gegen die Boches geschehen ist. Aber alle wissen es. Und ich werde nicht still sein. Und man wird es nicht erlauben, daß ihr mich umbringt. Die Leute von Saint-Martin werden es nicht erlauben. Die Leute von Frankreich werden es nicht erlauben. Ich werde es sagen, immer wieder. Es ist nicht wahr. Ich habe es nicht wegen Madame getan, ich habe es wegen der Boches getan.«

Inzwischen aber, während sie dieses sagte, hatte der besonnene Monsieur Xavier die unbesonnenste Handlung seines Lebens vollbracht. Mit seinen mühevoll gezügelten, gemessenen Schritten war der kleine Herr, die sehr roten Lippen verpreßt, das Mal an der Backe geschwollen, die lebhaften Augen dunkel vor Zorn, zu der Tür gegangen, welche soeben geschlossen worden war, und hatte sie wieder aufgemacht. Draußen aber standen noch immer die andern. Sie hatten sich vermehrt; ganz voll war das Vorzimmer, Gesicht an Gesicht drängte sich.

Simone, ohne daß sie jemand behindert hätte, ging näher zur Tür. Lautlos standen die draußen. Sie aber sagte zu ihnen: »Laßt es alle wissen, ich habe es nur wegen der Boches getan.«

Der Marquis, mit einem kleinen, beinahe amüsierten Kopfschütteln, sagte zu Monsieur Xavier: »Ich hätte nicht gedacht, Monsieur, daß ein ausgewachsener Mann sein Amt hinwirft um einer kindischen Geste willen.«

Monsieur Xavier schaute ihn nicht an, erwiderte nichts.

Der Unterpräfekt aber zuckte zusammen. Vage, in der Richtung des Gendarms Grandlouis, den er unter denen draußen erspäht hatte, sagte er: »Ich denke, wir sollten jetzt Schluß machen.« Zu Simone aber, wie sich entschuldigend, sagte er: »Ich bin hier gewissermaßen nur ausführendes Organ.«

Der Gendarm drängte sich nach vorn, langsam, unsicher, und trat auf Simone zu. Sie sagte zu ihm: »Gleich, Monsieur.« Sie schaute die Versammelten an, einen nach dem andern, sie nahm beredten Auges Abschied von Monsieur Xavier, sie prägte sich ein das hochmütige, kalte Gesicht des Châtelains, das glatte, böse Maître Levautours, das massige Madames, sie hielt fest die blassen, ausweichenden Augen des Unterpräfekten. Monsieur Cordelier zog die Schultern hoch unter ihrem Blick, Maître Levautour schaute unbeteiligt, Madame aber gab ihren Blick voll zurück, und auf ihrem Antlitz war wieder jenes beinahe unmerkliche Lächeln. Als letzten suchte Simones Aug Onkel Prosper. Dessen Aug aber fand sie nicht, er hielt den großen Kopf gesenkt. Da sagte sie zu ihm: »Sie sind ein schlechter Mensch, Onkel Prosper.« Dann, ruhig, folgte sie dem Gendarm Grandlouis.

Wieder, zum letzten Male, ging sie durch die bekannten Korridore des Palais Noiret. »Ich denke, Mademoiselle«, sagte der Gendarm, »wir gehen besser zum rückwärtigen Ausgang. Vorne sind so viele Menschen.« Doch der Concierge sagte bärbeißig: »Am Nebeneingang ist auch alles voll. Ihr könnt geradesogut vorne hinausgehen. Der Wagen wartet vorne.«

Er begleitete sie zum Haupteingang. Das große, schöne Portal blieb im allgemeinen geschlossen, es hatte einen Ausschnitt, durch den man ein und aus ging, unzählige Male war Simone durch diesen Ausschnitt hindurchgeschlüpft. Heute aber, umständlich und finster, öffnete der Concierge weit die beiden Flügel des Portals.

Simone blinzelte, als das Licht des besonnten Platzes in die dämmerige Halle hereinschlug. Der Platz war dicht gefüllt mit Menschen, eine Flut weißer und brauner Gesichter drang auf sie ein. Getuschel war, als sie neben dem Gendarm im Tor erschien. Dann wurde es völlig still.

Um zu der Stelle zu gelangen, wo die Fahrzeuge parkten, mußten Simone und der Gendarm einen Teil des Platzes überqueren. Dort drüben stand der Wagen, der offenbar für sie bestimmt war, hoch, schwarz und geschlossen. Die Leute machten eine Gasse frei, um sie durchzulassen. Alle standen still, wie sie vorüberkam. Die meisten waren barhaupt; diejenigen, die Hüte oder Mützen trugen, nahmen sie ab.

So schritt sie dem Wagen zu, der Gendarm trug ihr das kleine Bündel ihrer Sachen nach.

Da drängte sich ein alter Mann durch und hielt sie auf, Père Bastide. Das frischfarbige Gesicht unter dem strahlend weißen Haar zuckte. Ganz nah an sie heran trat er. Mit ungeschickter Bewegung reichte er ihr etwas hin, ein Buch offenbar, es war gut eingewickelt und verschnürt. »Da, da«, sagte er, der sonst so beredte Mann fand keine Worte. »Adieu, Kleine«, sagte er. Und: »Adieu, Père Bastide«, antwortete sie.

Sie war vor dem Wagen angelangt. Im Innern sah sie dunkel den ungeschlachten Umriß einer Frau.

Sie drehte sich um. Mit einem langen Blick, ein letztes Mal, umfaßte sie den besonnten Platz, die edle Fassade des Palais Noiret, die Menschen, die alle ihre Gesichter auf sie gerichtet hielten. So stand sie, die Tür des Wagens war vor ihr geöffnet worden, der Gendarm hatte ihre Sachen hineingereicht, das Innere des Wagens erwartete sie.

Da geriet die Menge, die stumm und reglos verharrt hatte, in Bewegung. Arme hoben sich, ihr zuzuwinken, Frauen und Mädchen weinten, der Gendarm hatte Haltung angenommen, Rufe schallten ihr zu: »Adieu, Simone – Adieu, Simone Planchard – Mach’s gut, Simone – Auf Wiedersehen, Simone – Wir vergessen dich nicht, Simone Planchard – Wir holen dich, Simone.«

»Adieu«, sagte Simone mit ihrer schönen, klingenden Stimme, sie hielt sie ganz ruhig. »Adieu, ihr Lieben. Auf Wiedersehen.« Sie erkannte, wie viele mit ihr waren. Sie dachte: Ich muß mich bewähren, ich muß die Tochter Pierre Planchards sein. Sie hatte keine Angst. Entschlossenheit, herrührend aus Erkenntnis, härtete sie.

Umtost von Zurufen, stieg sie in das alte Vehikel, in dem die ungeschlachte Frau sie erwartete. Mit einem knarrenden, krächzenden Geräusch fuhr der Wagen an. Simone fuhr hinein in die schwarzen Jahre des Wartens, die Zurufe der Gemeinschaft im Ohr, im Herzen Zuversicht, daß sie das Rauhe Haus überstehen werde.

Zu diesem Band

Fünfmal war Frankreich in Feuchtwangers erzählerischem Werk Handlungsort des Geschehens. Nach dem Roman »Exil« und dem Erlebnisbericht »Der Teufel in Frankreich«, in denen Schicksale deutscher Emigranten erzählt bzw. autobiographisch berichtet werden, folgte 1944 mit »Simone« ein Roman über französische Zustände zu Beginn der deutschen Besetzung, über Befindlichkeiten und Aktionen der Bevölkerung. Danach kehrte Feuchtwanger zu seinem bevorzugten Genre, dem historischen Roman, zurück (»Die Füchse im Weinberg«, »Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jacques Rousseau«).

Die Idee für »Simone« stammte von Bertolt Brecht. Am 7. Juli 1940, noch in Finnland, notierte er in seinem Arbeitsjournal den Plan zu einem Theaterstück: »eine junge französin in orleans, in abwesenheit ihres bruders eine tankstation bedienend, träumt im wachen und schlafen, sie sei die jeanne d’arc und erlebe ihr schicksal. denn die deutschen rücken auf orleans vor. die stimmen, die jeanne hört, sind stimmen des volkes, was der hufschmied sagt und der bauer. sie gehorcht diesen stimmen und rettet frankreich vor dem äußeren feind, jedoch wird sie besiegt von dem inneren. (in dem gericht, das sie verurteilt, sind lauter englisch sympathisierende geistliche!) der sieg der fünften kolonne!«

Es verging mehr als ein Jahr – Brecht war inzwischen nach Kalifornien emigriert –, ehe das Stück als Entwurf einer »Jeanne d’Arc 1940« im Arbeitsjournal (17. Dezember 1941) wieder erwähnt wurde. Am 30. Oktober 1942 diskutierte er das Projekt mit Feuchtwanger, der sich durch seine Exilzeit in Frankreich von 1933 bis 1940 und durch seine beiden Bücher als profunder Kenner des Landes und vor allem des politischen Klimas erwiesen hatte. Brecht und Feuchtwanger beschlossen, das Stück gemeinsam zu schreiben. Sie hatten das schon zweimal erfolgreich praktiziert: 1923 bei dem Theaterstück »Leben Eduards des Zweiten von England«; 1925 bei der Umarbeitung von Feuchtwangers Schauspiel »Warren Hastings, Gouverneur von Indien«, das in der Neufassung den Titel »Kalkutta, 4. Mai« erhielt.

Die Zusammenarbeit gelang, trotz unterschiedlicher politischer und ästhetischer Auffassungen. Feuchtwanger empfand Brechts marxistische Position als Einengung; Brecht nannte Feuchtwangers Denkweise eine »veraltete ›biologische‹ psychologie«, die »uns ein wenig« aufhält: »was die marxschen klassenkampfgesetze betrifft, so gelten sie zwar, aber nur für die klassen, dh nicht für die individuen. am längsten wehrt er sich gegen die versteckung des benzins (simone rettet das benzin vor den deutschen tanks, seinen eigentumscharakter negierend), er plädiert für sofortige verbrennung durch simone, worauf der wirt zunächst profitiert, weil die umgebung seine hostellerie bevorzugt (seines patriotismus wegen), dann aber von simone abrückt, als der patriotismus sich nicht mehr bezahlt macht. da es unmöglich ist, ihm klarzumachen, daß diese wirtsprofite als anreiz zum patriotismus für den patron nicht taugen, fügt er sich schließlich nur dem machtspruch. allerdings klärt der disput viel und erweist sich als vorteilhaft. f ist ziemlich versöhnt, als ich in der zweiten woche – hauptsächlich, weil ich den patriotismus der simone nicht begründen kann – vorschlage, sie zum kind zu machen.« (25. November 1942)

Am 3. Januar 1943 äußerte sich Brecht zufrieden über den Fortgang, »obwohl f von allem technischen oder sozialen (epischer darstellung, v-effekt, aufbau der figuren aus sozialem anstatt ›biologischem‹ material, gestaltung des klassenkampfs in der fabel usw) ganz absieht und das lediglich als meinen persönlichen stil akzeptiert«. Aber: »er hat sinn für konstruktion, versteht sprachliche feinheiten zu schätzen, hat auch poetische und dramaturgische einfälle, weiß viel von literatur, respektiert argumente und ist menschlich angenehm, ein guter freund.«

In einem Punkt stimmten beide von Anfang an überein: »… zum Drehpunkt des Stückes die Erkenntnis der Jeanne d’Arc zu machen, daß sie nicht von Engländern, sondern von Franzosen verurteilt wird. Diese gleiche Erfahrung, daß nämlich die Leute, die sie verderben, nicht Landesfeinde, sondern reiche Franzosen sind – ›reich und reich gesellt sich gern‹ –, sollte Simone machen.« (Feuchtwanger, »Zur Entstehungsgeschichte des Stückes Simone«, NDL, 6/1957) Nicht einigen konnten sie sich dagegen über das Alter der Heldin. »Dem Brecht wurde Jeanne-Simone während der Arbeit immer jünger, mir immer älter. Ich erklärte Brecht, ich würde Simone in dem Roman, den ich zu schreiben vorhatte, älter machen; er behielt sich vor, sie auf der Bühne energisch zu verjüngen.« (ebenda)

Natürlich verbarg sich hinter Brechts Absicht nicht irgendeine Marotte. Während Feuchtwanger eine Identifikation des Lesers mit seinen Figuren anstrebte, »haßte Brecht die Leimrute der Einfühlung am meisten«. Da er, als Marxist, Patriotismus nicht als ursächliches Motiv für vorzuführenden Widerstand, geschweige denn für die Aufdeckung sozialer und gesellschaftlicher Zusammenhänge akzeptierte, sah er in der Kindlichkeit seiner Heldin den möglichen Ausweg: »Indem er sich entschied, Patriotismus in den Gesichten und Handlungen eines Kindes vorzuführen, wollte er verhindern, daß sich der Zuschauer in diesen Patriotismus einfühlte, sich mit ihm identifizierte. Die Darstellung der Simone als Kind brachte in das Stück eine Verfremdung hinein, die über die gesellschaftlichen Widersprüche politische Einsichten erschloß.« (Werner Mittenzwei, »Das Leben des Bertolt Brecht«, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1986)

Das Stück »Die Gesichte der Simone Machard« also ist im wesentlichen ein Werk Brechts, »unter Mitarbeit von Lion Feuchtwanger«. Dessen Variante der Geschichte einer modernen Jeanne d’Arc wird vorgeführt in seinem Roman »Simone«. Den aktuellen politischen Vorfall, die Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen 1940, hatte Feuchtwanger im Januar 1941 in dem Aufsatz »Die psychologische Wirkung der Niederlage in Frankreich« analysiert: Man habe auf das seit der Jungfrau von Orléans herkömmliche Wunder gehofft, das Frankreich retten würde. Und man sei zunächst »gelähmt vor Erstaunen, daß nicht der Glaube recht hatte, sondern die Logik«, mit der man zuvor das »schlechte Ende« bewiesen, aber eben doch nicht erwartet hatte. Nachdem es eingetreten war, mochten manche der Versuchung nicht widerstehen, »die Profite einzustecken, welche ihnen die Sieger gerade jetzt anboten«. Besitz und soziale Stellung erwiesen sich als großes Handicap, der Überzeugung zuliebe Vermögen zu opfern. »Es ist interessant zu beobachten, wie hemmungslos gewisse Leute sind, wenn sie sich einmal entschlosssen haben, ihre Überzeugung zu wechseln.« Zugleich aber wurde »der gesunde Menschenverstand und der Patriotismus der Massen« spürbar: »Die Art, wie Pariser Studenten gegen die Nazi kämpfen, wie Marseiller Patrioten Munitionszüge in die Luft sprengten, die für die Italiener bereitstanden, der kluge Heroismus, mit welchem die Arbeiter gewisser Flugzeugwerke Sabotage übten, um die Maschinen nicht in die Hand der Deutschen gelangen zu lassen, das wird einmal, wenn man erst die Namen wird nennen und die Details erzählen können, Stoff sein für so manche Heldenballade.«

Auf die theoretische Betrachtung folgte 1943 die poetische Gestaltung der »psychologischen Wirkung der Niederlage«. – »Ich habe einen neuen kleinen Roman geschrieben, der im Frankreich des Jahres 1940 spielt und eine Brücke zu schlagen versucht zwischen Jeanne d’Arc und einer Fünfzehnjährigen des heutigen Frankreich. Die amerikanische Ausgabe des Buches ist ausgedruckt . . . Ich glaube, das Buch ist geglückt«, teilte er Arnold Zweig am 29. April 1944 mit. Die deutsche Ausgabe erschien 1945 im Neuen Verlag Stockholm.

Feuchtwangers Prognose, das Stück »Die Gesichte der Simone Machard« habe wohl nicht übermäßig viel Aussicht auf eine Aufführung (Brief an Zweig vom 6. Januar 1943), traf ein. Erst 1956 wurde es von der Zeitschrift »Sinn und Form« gedruckt und im folgenden Jahr, am 8. März 1957, von den Städtischen Bühnen Frankfurt am Main uraufgeführt. (Die Titelrolle spielte eine Elfjährige.) Alle vorausgegangenen Bemühungen Feuchtwangers und Helene Weigels um eine Inszenierung durch amerikanische, sowjetische oder deutsche Bühnen scheiterten.

Zumindest materiellen Gewinn brachten die Filmrechte, die das Studio Goldwyn 1944 erwarb – allerdings nicht von dem Stück, sondern von Feuchtwangers Romanfassung des Stoffes. Das Studio zahlte fünfzigtausend Dollar, die Feuchtwanger, nach Abzug erheblicher Unkosten, mit Brecht teilte. Gedreht wurde der Film aber nicht.

»Simone« war das letzte Werk Feuchtwangers, das seine Handlung aus der Gegenwart bezog. Fünf Romane und zwei Theaterstücke schrieb Feuchtwanger in den folgenden vierzehn Jahren, allesamt angesiedelt in vergangenen Jahrhunderten. Sie waren nicht gedacht »zum Lob der alten Zeit«, sondern um »das gültige Bild der Geschichte nach den Erfordernissen seiner (des Lebens) Gegenwart und seiner Zukunft« zu formen, im Vergangenen das Aktuelle erkennbar werden zu lassen.

Gisela Lüttig